3 1761 08695983 0

Cervantes, Don Quijote

Deutsch von Ludwig Braunfels

II.

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dersinnreichejun02cerv

Don Quijote von der Mancha

LS
C4191d
.Gb

Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha

von Miguel de Cervantes Saavedra

Übersetzt, eingeleitet und mit
Erläuterungen versehen von
Ludwig Braunfels

Neue, revidierte Jubiläumsausgabe
Zweiter Band * (Des ersten Teiles zweite Hälfte)

280122
11. 32
23

Straßburg 1905
Verlag von Karl J. Trübner

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Seite

Sechsundzwanzigſtes Kapitel, worin die auserleſenen Abſonderlichkeiten, die Don Quijote aus purer Verliebtheit in der Sierra Morena verrichtete, fortgeſetzt werden 1

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Wie der Pfarrer und der Barbier ihr Vorhaben ins Werk ſetzten, nebſt andern Ereigniſſen, würdig in dieſer großen Geſchichte erzählt zu werden 12

Achtundzwanzigſtes Kapitel, welches von dem neuen und lieblichen Abenteuer handelt, das dem Pfarrer und Barbier in dem nämlichen Gebirge begegnete . . . 35

Neunundzwanzigſtes Kapitel, welches von dem anmutigen Kunſtgriff und ſchlauen Mittel handelt, ſo angewendet ward, um unſern verliebten Ritter aus der gar harten Buße zu erlöſen, die er ſich auferlegt hatte 55

Dreißigſtes Kapitel, welches von der Klugheit der ſchönen Dorotea handelt, nebſt andern ſehr ergötzlichen und unterhaltenden Dingen 72

Einunddreißigſtes Kapitel. Von der ergötzlichen Zwieſprach, die Don Quijote und ſein Schildknappe Sancho Panza miteinander hielten, nebſt andern Begebniſſen . 87

Seite

Zweiunddreißigstes Kapitel, welches berichtet, wie es der gesamten Gefolgschaft Don Quijotes in der Schenke erging 100

Dreiunddreißigstes Kapitel, worin die Novelle vom törichten Vorwitz erzählt wird 109

Vierunddreißigstes Kapitel, worin die Novelle vom törichten Vorwitz fortgesetzt wird 137

Fünfunddreißigstes Kapitel, welches von dem erschrecklichen und ungeheuerlichen Kampf handelt, den Don Quijote gegen Schläuche roten Weines bestand und wo ferner die Novelle vom törichten Vorwitz beendet wird 164

Sechsunddreißigstes Kapitel, welches von andern merkwürdigen Begebnissen handelt, so sich in der Schenke begaben 176

Siebenunddreißigstes Kapitel, worin die Geschichte der weitberufenen Prinzessin Mikomikona fortgesetzt wird, nebst andern ergötzlichen Abenteuern 190

Achtunddreißigstes Kapitel, welches von der merkwürdigen Rede handelt, die Don Quijote über die Waffen und die Wissenschaften hält 204

Neununddreißigstes Kapitel, worin der Sklave aus Algier sein Leben und seine Schicksale erzählt . . . 210

Vierzigstes Kapitel, worin die Geschichte des Sklaven fortgesetzt wird 222

Einundvierzigstes Kapitel, worin der Sklave seine Geschichte noch fortsetzt 239

Zweiundvierzigstes Kapitel, welches berichtet, was noch weiter in der Schenke vorging, und auch von viel andern wissenswürdigen Dingen handelt. 267

Seite

Dreiundvierzigſtes Kapitel, worin die angenehme Geſchichte des jungen Maultiertreibers erzählt wird, nebſt andern merkwürdigen Vorfällen, ſo ſich in der Schenke zutrugen 277

Vierundvierzigſtes Kapitel, worin von den unerhörten Ereigniſſen in der Schenke des weiteren berichtet wird 291

Fünfundvierzigſtes Kapitel, worin der Zweifel über Mambrins Helm und den Eſelsſattel gründlich und in hellſter Wahrheit aufgehellt wird, nebſt andern Abenteuern, ſo ſich zugetragen 303

Sechsundvierzigſtes Kapitel. Von dem denkwürdigen Abenteuer mit den Landreitern, auch von dem unbändigen Ingrimm unſers wackern Ritters Don Quijote 314

Siebenundvierzigſtes Kapitel. Von der ſeltſamen Art, wie Don Quijote verzaubert wurde, nebſt andern denkwürdigen Begebniſſen 326

Achtundvierzigſtes Kapitel, worin der Domherr mit der Beſprechung der Ritterbücher fortfährt, nebſt andern Dingen, ſo des geiſtvollen Herrn würdig ſind . 340

Neunundvierzigſtes Kapitel, worin von der verſtändigen Zwieſprach berichtet wird, welche Sancho Panza mit ſeinem Herrn Don Quijote hielt 351

Fünfzigſtes Kapitel. Von dem ſcharfſinnigen Meinungsſtreit zwiſchen Don Quijote und dem Domherrn, nebſt andern Begebniſſen 361

Einundfünfzigſtes Kapitel, welches berichtet, was der Ziegenhirt der ganzen Geſellſchaft erzählte, die den Ritter Don Quijote von dannen führte 370

Seite

Zweiundfünfzigstes Kapitel. Von dem Kampfe, so Don Quijote mit dem Ziegenhirten bestand, nebst dem ungewöhnlichen Abenteuer mit den Pilgern auf der Bußfahrt, welches er im Schweiße seines Angesichts zu Ende führte 378

Anmerkungen 395

Sechsundzwanzigſtes Kapitel,

worin die auserleſenen Abſonderlichkeiten, die Don Quijote aus purer Verliebtheit in der Sierra Morena verrichtete, fortgeſetzt werden.

Indem die Geſchichte ſich nun wiederum zur Erzählung deſſen wendet, was der von der traurigen Geſtalt begann, als er ſich allein ſah, berichtet ſie, daß Don Quijote, ſobald er in ſeinem erwähnten Aufzug, vom Gürtel abwärts nackend, vom Gürtel aufwärts bekleidet, ſich in Purzelbäumen und im Radſchlagen verſucht hatte und ſah, daß Sancho fortgeritten war, ohne noch mehr von ſeinen Torheiten abwarten zu wollen, ſofort auf eine Felſenſpitze ſtieg und hier wiederholt über einen Punkt nachdachte, den er ſich ſchon ſehr oft überlegt hatte, ohne jemals zu einem Entſchluſſe zu kommen. Es war dies die Frage, was wohl beſſer ſei und ſich eher für ihn ſchicke, dem Roland in deſſen gewalttätigen oder dem Amadis in deſſen ſchwermütigen Verrücktheiten nachzuahmen; und er redete ſo zu ſich ſelber:

Wenn Roland ein ſo tapferer Ritter und ſo ſtreitbar war, wie jeder ſagt, was Wunder? Er war am Ende ja gefeit, und niemand konnte ihn umbringen, außer wenn man ihm eine von den großen Stecknadeln für einen Groſchen durch die Fußſohle ſtach, und deshalb trug er immer Schuhe mit ſieben eiſernen Sohlen. Indeſſen nützten ihm ſeine Kniffe nichts gegen Bernardo del Carpio, der dahinterkam und ihn im Tale Ronces-

valles in seinen Armen erstickte. Aber lassen wir einmal beiseite, was seine Tapferkeit betrifft, und kommen wir auf den Punkt mit dem Verlieren des Verstandes, so ist es gewiß, er verlor ihn wegen der Merkzeichen, die er an der Quelle fand, und wegen der Mitteilung jenes Hirten, daß Angélika zweimal oder öfter ihr Mittagsschläfchen mit Medor gehalten, einem kraushaarigen Mohrenjungen, dem Edelknaben Agramants. Und wenn er sich überzeugt hielt, es sei dies wahr, und seine Geliebte habe ihm eine Ungebühr angetan, so tat er nicht zu viel, daß er verrückt wurde. Aber ich, wie kann ich ihm in seinen Tollheiten nachahmen, wenn ich ihm nicht in dem Anlaß zu selbigen nachahme? Denn meine Dulcinea del Toboso, das wage ich zu beschwören, hat all ihre Lebtage keinen Mohren, wie er es ist, gesehen, in seiner eignen Volkstracht, und ist heute noch so rein, wie ihre Mutter sie geboren. Und ich würde ihr ein offenbares Unrecht antun, wenn ich was andres von ihr dächte und in die Art von Verrücktheit verfiele wie der rasende Roland. Andrerseits finde ich, daß Amadis von Gallien, ohne den Verstand zu verlieren und Narreteien zu verüben, solchen Ruhm eines liebestreuen Ritters erwarb, daß ihn keiner darin übertrifft. Und was er tat, wie seine Geschichte bezeugt, war nichts andres, als daß er, zurückgewiesen von seiner Gebieterin Oriana, die ihm geboten, vor ihrem Antlitz nicht wieder zu erscheinen, bis sie ihm es verstatte, sich in Gesellschaft eines Einsiedlers auf dem Armutsfelsen verbarg und sich Weinens ersättigte, bis der Himmel ihm mitten in seiner größten Not und Bedrängnis endlich zu Hilfe kam. Und wenn dies wahr ist, und es ist wahr, warum will ich die Mühsal auf mich nehmen, mich glänzlich auszukleiden oder diesen Bäumen ein Leids zu tun, die mir keinerlei Böses zugefügt? Was hab' ich für Grund, das klare Wasser dieser Bächlein zu trüben, die mir zu trinken geben sollen, wenn es mich gelüstet? Nein, hoch lebe

das Angedenken des Amadís! Er werde von Don Quijote von der Mancha nachgeahmt in allem, was er vermag. Von Don Quijote wird man ſagen, was von jenem geſagt worden: wenn er nicht Großes vollbracht hat, ſo ſtrebte er ſehnſüchtig danach, Großes zu vollbringen. Und wenn ich von meiner Dulcinea nicht verſtoßen noch verſchmäht wurde, ſo genügt mir ſchon, wie ich bereits geſagt, daß ich von ihr abweſend bin. Auf denn, Hand ans Werk! Kommt mir ins Gedächtnis, Taten des Amadís, und lehrt mich, womit ich beginnen ſoll euch nachzuahmen! Doch ich weiß ſchon: das allermeiſte, was er tat, war beten und ſich Gott befehlen, und ſo will ich auch tun.

Hierbei dienten ihm zum Roſenkranz die großen Galläpfel eines Korkbaumes, die er zu zehn aneinander reihte und zu denen er dann einen größeren fügte. Was ihn aber ſehr bekümmerte, war, daß er weit und breit keinen Einſiedler fand, um ihm zu beichten und Troſt bei ihm zu ſuchen. So vertrieb er ſich denn die Zeit damit, auf dem ſchmalen Wieſenrain ſich zu ergehn und auf die Rinden der Bäume und in den feinkörnigen Sand zahlreiche Verſe zu ſchreiben und einzugraben, alle ſeinem Trübſinn entſprechend, doch einige zum Preiſe Dulcineas. Aber nur folgende waren, nachdem man den Ritter dort aufgefunden, vollſtändig erhalten und noch lesbar:

O ihr Bäum' in dieſem Hage,
Gras und Blumen, grün und rot,
Die ihr hier entſprießt, ich frage:
Freut euch meines Herzens Not?
Wohl, wenn nicht, hört meine Klage.
Wenn ich trüb den Hain durchtrotte,
Bebet nicht, mir iſt zu weh ja!
Euch zum Trotz, ob man auch ſpotte,
Hat geweint hier Don Quijote,
Weil ihm fern war Dulcinea
Del Toboſo.

Hier in Waldes Finsternissen
Muß der treuste aller Ritter
Seiner Herrin Anblick missen;
Hat ein Dasein gar so bitter,
Ohne wann und wie zu wissen.
Lieb' war seines Hirns Marotte,
Liebe bracht' ihm großes Weh ja!
Fässer voll, beim höchsten Gotte!
Hat geweint hier Don Quijote,
Weil ihm fern war Dulcinea
Del Toboso.

Alles Unrecht auszumerzen,
Will zum Kampf den Gaul er spornen;
Fluchend ihrem harten Herzen,
Unter Felsen, unter Dornen,
Find't der Arme stets nur Schmerzen.
Wie am Licht versengt die Motte,
Fühlt er Glut und gräßlich Weh ja!
Da er Amorn ward zum Spotte,
Hat geweint hier Don Quijote,
Weil ihm fern war Dulcinea
Del Toboso.

Nicht geringes Gelächter erhob sich bei denen, die diese Verse fanden, als sie den Zusatz „del Toboso" bei dem Namen Dulcinea lasen. Sie vermuteten, Don Quijote habe notwendig glauben müssen, man werde die Strophen nicht verstehn, wenn er Dulcinea ohne el Toboso nenne. Und in der Tat glaubte er das, wie er später selbst eingestand.

Noch viel andre schrieb er, aber, wie gesagt, außer diesen drei Strophen konnte man nichts ins Reine bringen oder vollständig lesen. So brachte er seine Zeit damit hin, zu reimen, zu seufzen und die Faunen und die Waldgötter dieses Haines, die Nymphen der Bäche, die schmerzen- und tränenreichen Echos anzurufen, daß sie ihm Gehör, Antwort und Tröstung geben möchten; auch suchte er etwelche Kräuter, um sich davon zu

nähren, bis Sancho wiederkäme. Wäre dieſer, wie er drei Tage ausblieb, drei Wochen ausgeblieben, ſo wäre der Ritter von der traurigen Geſtalt ſo verunſtaltet worden, daß ihn ſeine eigene Mutter nicht erkannt hätte.

Jetzt wird es ſich empfehlen, daß wir unſern Ritter in ſeinen Seufzern und Verſen vergraben ſein laſſen und erzählen, wie es Sancho auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe erging. Als er auf die Landſtraße gelangt war, ſuchte er den Weg nach el Toboſo, und am nächſten Tag gelangte er zu der Schenke, wo ihm das Unglück mit dem Wippen begegnet war. Kaum hatte er ſie erblickt, da kam es ihm ſchon vor, als flöge er wiederum in den Lüften auf und nieder, und er begehrte nicht ins Haus, wiewohl er gerade zu einer Stunde angekommen war, wo er wohl hinein gedurft und geſollt hätte. Denn es war Eſſenszeit, und er hatte die größte Luſt, etwas Warmes zu genießen, nachdem es lange Tage nur kalte Küche gegeben hatte. Dies Bedürfnis drängte ihn, ſich dicht an die Schenke heranzuwagen, noch immer im Zweifel befangen, ob er hinein ſolle oder nicht. Und während er noch ſo daſtand, kamen aus der Schenke zwei Männer heraus, die ihn ſogleich erkannten.

Sagt mir, Herr Lizentiat, ſprach der eine zum andern, iſt der auf dem Gaule nicht Sancho Panza, von dem die Haushälterin unſers abenteuernden Ritters erzählt hat, er ſei mit ihrem Herrn als Schildknappe von dannen gezogen?

Freilich iſt er es, antwortete der Lizentiat, und dies iſt das Pferd unſers Don Quijote.

Sie mußten ihn wohl kennen, denn die beiden waren der Pfarrer und der Barbier ſeines eigenen Dorfs, die nämlichen, welche die Unterſuchung und das große Ketzergericht über die Bücher gehalten hatten.

Sowie ſie nun nicht mehr zweifeln konnten, Sancho Panza und Roſinante vor Augen zu haben, traten ſie näher hinzu,

voller Begierde etwas über Don Quijote zu erfahren, und der Pfarrer rief ihn bei seinem Namen an und sprach: Freund Sancho Panza, wo ist denn Euer Herr?

Sancho Panza erkannte sie ebenfalls auf der Stelle und nahm sich vor, den Ort, wo, und den Zustand, wie sein Herr sich befand, geheim zu halten. Und so antwortete er ihnen, sein Herr sei an einem gewissen Ort mit einer gewissen Sache beschäftigt, die ihm von großer Wichtigkeit sei, die er aber nicht verraten dürfe, wenn es auch sein Leben und das Licht seiner Augen gelten sollte.

Nein, nein, entgegnete der Barbier; Sancho Panza, wenn Ihr uns nicht sagt, wo er sich befindet, so müssen wir glauben, ja wir glauben schon wirklich, daß Ihr ihn umgebracht und beraubt habt, da Ihr auf seinem Pferd geritten kommt. Im vollen Ernst, Ihr müßt uns entweder den Herrn des Pferdes zur Stelle schaffen, oder es gibt was Gehöriges!

Bei mir sind Drohungen durchaus nicht angebracht, ich bin kein Mann, der jemand beraubt oder umbringt; mag einen jeden sein Schicksal umbringen oder der liebe Gott, der ihn geschaffen hat. Mein Herr verweilt dort in dem Gebirge mitten drin und tut da Buße nach Herzenslust.

Und nun in aller Geschwindigkeit und ohne einmal anzuhalten, erzählte er ihnen, in welchem Zustand der Ritter sich dort umhertreibe, welche Abenteuer ihm begegnet seien, und wie er selbst den Brief an das Fräulein Dulcinea del Toboso überbringe, welches die Tochter von Lorenzo Corchuelo sei, in welche Don Quijote bis über die Ohren verliebt sei. Die beiden verwunderten sich höchlich über Sancho Panzas Mitteilungen; und wiewohl sie Don Quijotes Verrücktheit und deren besondere Art schon kannten, so waren sie jedesmal, wenn sie davon erzählen hörten, aufs neue verwundert. Sie baten Sancho, ihnen den Brief vorzuweisen, den er an das Fräulein Dulcinea del

Toboſo bringe. Er antwortete ihnen, der Brief ſei in einem Notizbuche niedergeſchrieben, und es ſei ſeines Herrn Befehl, ihn am nächſten Ort, wohin er komme, auf Briefpapier abſchreiben zu laſſen; worauf der Pfarrer bemerkte, er ſolle ihm den Brief nur zeigen, er würde ihn mit beſter Handſchrift ins Reine bringen. Sancho griff mit der Hand in den Buſen, um das Büchlein hervorzuholen; aber er fand es nicht und hätte es nicht finden können, wenn er bis zum heutigen Tag geſucht hätte, denn es war in Don Quijotes Händen geblieben, und dieſer hatte es ihm nicht übergeben, noch hatte Sancho daran gedacht, es ihm abzufordern.

Als Sancho ſah, daß er das Büchlein nicht fand, ward ſein Geſicht totenblaß. Er befühlte ſich abermals den ganzen Körper in größter Haſt, ſah abermals, daß es nicht zu finden war, fuhr ſich ohne weiteres mit beiden Fäuſten in den Bart und riß ihn ſich zur Hälfte aus und verſetzte ſich in aller Geſchwindigkeit und ohne Unterbrechung ein halb Dutzend Fauſtſchläge ins Geſicht und auf die Naſe, daß ſie ganz in Blut ſchwamm.

Wie der Pfarrer und der Barbier das ſahen, fragten ſie, was ihm denn begegnet ſei, daß er ſich ſo übel zurichtete.

Was ſoll mir begegnet ſein, antwortete Sancho, als daß ich im Handumdrehen drei Eſel verloren habe, jeder groß und ſtark wie eine Burg.

Wie das? fragte der Barbier.

Ich habe das Notizbuch verloren, erwiderte Sancho, worin der Brief für Dulcinea war und eine Anweiſung mit der Unterſchrift meines Herrn, worin er ſeine Nichte beauftragte, mir drei Eſel von den vieren oder fünfen zu geben, die im Stalle ſind.

Und hierbei erzählte er ihnen den Verluſt ſeines Grauen. Der Pfarrer tröſtete ihn; wenn ſein Herr aufgefunden würde, ſo wolle er denſelben veranlaſſen, den Auftrag wieder in Kraft zu ſetzen und die Anweiſung auf Papier auszufertigen, wie es

Brauch und Gewohnheit sei; denn die in ein Notizbuch eingeschriebenen würden nie angenommen noch berichtigt.

Damit gab sich Sancho getröstet und sagte: Wenn dieses so sei, mache ihm der Verlust des Briefes an Dulcinea weiter nicht viel Kummer, denn er wisse ihn beinahe auswendig, und so könne man ihn aus dem Gedächtnis niederschreiben, wo und wann man wolle.

Nun, dann sagt ihn her, sprach der Barbier, so wollen wir ihn denn aufschreiben.

Sancho Panza hielt eine Weile still, kratzte sich den Kopf, um den Brief in sein Gedächtnis zurückzubringen, stellte sich bald auf einen Fuß, bald auf den andern, schaute ein paarmal zu Boden, ein paarmal gen Himmel, und nachdem er sich schier einen halben Finger abgenagt, während die andern in Spannung dastanden und abwarteten, daß er ihnen den Brief vorsage, sprach er nach Verfluß geraumer Zeit: Bei Gott, Herr Lizentiat, der Teufel soll holen, was ich von dem Briefe noch weiß, ausgenommen daß er zu Anfang lautete: Hohe, berstende oder fürchterliche Herrin.

Es wird nicht berstende oder fürchterliche, sondern herrschende oder fürstliche geheißen haben.

Ganz gewiß, versetzte Sancho. Denn, wenn ich mich recht entsinne, hieß es weiter: Der Wundgeschlagene, der am Schlafe keinen Teil selbst nicht mehr hat, der Durchbohrte küßt Euer Gnaden die Hand, undankbare und unbekannte und höchst geringgeschätzte Huldseligkeit. Und dann sagte er was vom Heil und Unheil, das er ihr zuschicke, und so lief es da aus, bis es unten hieß: Der Eurige bis in den Tod der Ritter von der traurigen Gestalt.

Die beiden hatten nicht geringes Vergnügen an dem guten Gedächtnis Sancho Panzas und lobten es gar sehr und verlangten, er solle ihnen den Brief noch zweimal vorsagen, damit

sie ihn ebenfalls auswendig lernten, um ihn seinerzeit niederzuschreiben. Er sagte den Brief noch dreimal her, und jedesmal brachte er wiederum dreitausend Verkehrtheiten zutage. Hierauf erzählte er auch die Erlebnisse seines Herrn; aber er sprach kein Wort von dem Wippen, das er in dieser Schenke ausgestanden, in die er durchaus nicht hineinwollte. Auch erzählte er, daß sein Herr, wenn er ihm die gute Botschaft von dem Fräulein Dulcinea bringe, die er ihm bringen solle, sich auf den Weg begeben müsse, um Kaiser oder wenigstens Monarch zu werden, denn so hätten sie es unter sich ausgemacht, und das zu werden, sei bei seiner persönlichen Tapferkeit und der Stärke seines Arms was sehr Leichtes. Und wenn er es geworden, wolle sein Herr ihn verheiraten, denn alsdann werde er schon Witwer sein, und das könne gar nicht anders kommen, und werde ihm eine Hofdame der Kaiserin zum Weibe geben, die habe zum Erbe ein reiches, großes Stammgut auf dem Festland, und da seien keine Insuln oder Insulinen dabei, denn die möge er gar nicht mehr.

Sancho sagte all dieses mit solcher Gelassenheit, wobei er sich hier und da die Nase schneuzte, und mit so großer Einfalt, daß die beiden aufs neue in Staunen gerieten, indem sie erwogen, wie gewaltig Don Quijotes Tollheit sein müsse, da sie auch den Verstand dieses armen Teufels nachgezogen habe. Sie wollten sich nicht damit abmüden, ihn aus seinem Irrtum zu reißen; denn da dieser Sanchos Gewissen nirgends beschwere, hielten sie es für besser, ihn darin zu lassen, und ihnen selbst würde es zu größerer Ergötzlichkeit gereichen, seine Torheiten anzuhören. Somit sagten sie ihm, er möge zu Gott um seines Herrn Erhaltung beten, denn es sei allerdings denkbar und sehr möglich, daß er es im Laufe der Zeit zum Kaiser bringe oder doch wenigstens zum Erzbischof oder einer andern Würde von gleichem Rang.

Darauf antwortete Sancho: Werte Herren, wenn das Glück das Rad der Dinge so drehte, daß es meinem Herrn in den Sinn käme, nicht Kaiser, sondern Erzbischof zu werden, so möchte ich wissen, was die fahrenden Erzbischöfe ihren Schildknappen zuzuwenden pflegen.

Der Pfarrer sagte darauf: Sie pflegen ihnen eine Pfründe ohne oder mit Seelsorge zu verleihen oder einen Küsterdienst, der ihnen viel an festem Einkommen trägt, außer den Neben-einkünften, die man ebenso hoch anzuschlagen pflegt.

Dazu ist erforderlich, entgegnete Sancho, daß der Schildknappe unverheiratet ist und mindestens versteht, die Messe zu dienen, und wenn es so kommt, ach, ich Unglücklicher bin verheiratet und weiß nicht einmal den ersten Buchstaben vom Abc! Was soll's mit mir werden, wenn meinen Herrn die Lust anwandelt Erzbischof zu werden, und nicht Kaiser, wie es Brauch und Sitte der fahrenden Ritter ist?

Habt darum keine Sorge, Freund Sancho, sprach der Barbier. Wir wollen gleich Euren Herrn bitten und ihm den Rat erteilen, ja es ihm zur Gewissenspflicht machen, daß er Kaiser und nicht Erzbischof wird; denn das wird ihm viel leichter fallen, da er mehr ein streitbarer als ein studierter Mann ist.

Das kommt mir auch so vor, versetzte Sancho, wiewohl ich sagen kann, daß er zu allem Geschick hat. Was ich meinerseits zu tun gedenke, ist, unsern Herrgott zu bitten, er möge ihn dahin lenken, wo er dem Himmel am besten dienen und mir die meisten Gnaden erweisen kann.

Ihr redet als ein gescheiter Mann, sprach der Pfarrer, und werdet als ein guter Christ handeln! Was aber für jetzt geschehen muß, ist Anstalt zu treffen, wie man Euren Herrn von dieser unnützen Buße frei machen kann, der er, wie Ihr erzählt, jetzt obliegt. Und um zu überlegen, welch ein Verfahren wir dabei einzuhalten haben, und auch um das Mittagsmahl ein-

zunehmen, wozu es nun Zeit ist, wird es am besten sein hier in die Schenke einzutreten.

Sancho sagte, sie ihresteils möchten nur hineingehen, er aber würde sie hier außen erwarten und später ihnen den Grund sagen, weshalb er nicht hineingehe und es ihm nicht angemessen scheine hineinzugehen; aber er bitte sie, ihm etwas zu essen herauszubringen, und zwar etwas Warmes, und so auch Gerste für Rosinante. Sie gingen hinein und ließen ihn draußen, und bald darauf brachte ihm der Barbier etwas zum Mahl.

Hierauf überlegten sich die beiden gründlich, welch ein Mittel sie anwenden wollten, um ihren Zweck zu erreichen. Da geriet der Pfarrer auf einen Gedanken, der ganz nach dem Geschmacke Don Quijotes und zugleich ihren Absichten höchst dienlich erschien. Es sei ihm nämlich der Einfall gekommen, sagte er dem Barbier, er wolle sich die Tracht eines fahrenden Fräuleins anlegen, er aber solle Sorge tragen, sich so gut wie möglich als Knappe zu verkleiden; und so wollten sie sich zu Don Quijote begeben. Der Pfarrer wolle vorgeben, er sei ein in Trübsal befangenes, hilfesuchendes Fräulein und wolle eine Vergünstigung von ihm heischen, welche er als ein mannhafter, fahrender Ritter nicht umhin könne ihr zu gewähren; und die Vergünstigung, die sie von ihm zu heischen gedenke, bestehe darin, mit ihr zu ziehen, wohin sie ihn führen werde, um einer Ungebühr abzuhelfen, die ihr ein böser Ritter angetan. Und zugleich wolle sie ihn anflehen, nicht zu verlangen, daß sie ihren Schleier hebe, und sie nimmer um ihre Verhältnisse zu befragen, bis er ihr von jenem bösen Ritter ihr Recht verschafft habe. Er sei sicher überzeugt, fügte der Pfarrer bei, Don Quijote werde auf alles eingehen, was sie unter solchen Vorwänden von ihm begehren werde, und auf diese Weise würden sie ihn von dort fortbringen und nach seinem Dorfe führen, wo sie suchen würden, ob es für seine sonderbare Verrücktheit ein Heilmittel gebe.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Wie der Pfarrer und der Barbier ihr Vorhaben ins Werk setzten, nebst andern Ereignissen, würdig in dieser großen Geschichte erzählt zu werden.

Dem Barbier gefiel der Einfall des Pfarrers nicht übel; er fand ihn vielmehr so vortrefflich, daß sie ihn gleich zur Ausführung brachten. Sie erbaten sich von der Schenkwirtin einen langen Weiberrock und Kopftücher, wofür sie ihr den neuen Chorrock des Pfarrers zum Pfande ließen. Der Barbier machte sich einen Bart zurecht aus einem graubraunen oder rötlichen Farrenschwanz, an welchem der Wirt seinen Kamm stecken hatte.

Die Wirtin fragte sie, wozu sie die Sachen haben wollten. Der Pfarrer erzählte ihr in kurzen Worten Don Quijotes Verrücktheit; diese Verkleidung sei das Mittel, ihn aus dem Gebirge fortzubringen, wo er sich gegenwärtig aufhalte. Wirt und Wirtin errieten sogleich, daß der Verrückte derselbe sein müsse wie der Gast mit dem Balsamtrank, der Herr des gewippten Schildknappen. Sie erzählten dem Pfarrer alles, was sich in ihrem Hause mit ihm zugetragen, ohne das zu verschweigen, was Sancho so sorgfältig verschwieg.

Alsdann kleidete die Wirtin den Pfarrer dergestalt um, daß man nichts Schöneres auf der Welt sehen konnte. Sie zog ihm einen wollenen Rock an, ganz mit handbreiten, ausgezackten Streifen von schwarzem Samt umzogen, nebst einem Leibchen von grünem Samt mit Säumen von weißem Atlas besetzt, welches, wie der Rock, ohne Zweifel zu König Wambas Zeiten gemacht war. Der Pfarrer litt nicht, daß man ihm eine Haube aufsetzte, sondern er tat ein Mützchen von gestepptem Linnen auf den Kopf, das er für die Nacht zum Schlafen bei sich trug.

Um die Stirn legte er eine Binde von schwarzem Taft, und aus einer andern Binde machte er einen Schleier, mit dem er sich Gesicht und Bart dicht bedeckte. Er stülpte seinen Hut auf, der so breit war, daß er ihm zum Sonnenschirm dienen konnte, zog seinen Mantel über und setzte sich nach Frauenart auf sein Maultier; der Barbier auf das seinige, mit seinem Bart, der bis zum Gürtel herabhing, halb rot, halb weiß, da er, wie gesagt, aus dem Schwanz eines scheckigen Ochsen gemacht war.

Sie nahmen Abschied von allen, auch von dem guten Ding Maritornes. Die versprach ihnen, sie wolle, wiewohl eine Sünderin, einen Rosenkranz dafür beten, daß Gott ihnen gute Erfolge verleihe bei einer so schwierigen und so christlichen Sache, wie sie unternommen hätten. Aber kaum waren sie aus der Schenke fort, da kam dem Pfarrer das Bedenken, daß er übel daran getan, sich so zu verkleiden, weil ein solcher Aufzug für einen Geistlichen unschicklich sei, selbst wenn für ihn auch noch soviel davon abhinge. Er sagte dies dem Barbier und bat ihn, sie möchten ihre Anzüge miteinander vertauschen, denn es sei weit richtiger, daß er das hilfesuchende Fräulein vorstelle; er seinerseits wolle den Knappen spielen, und dergestalt werde er seiner Würde weniger vergeben. Wenn der Barbier aber das nicht wolle, so sei er entschlossen nicht weiter zu gehen, wenn auch den Don Quijote der Teufel holen sollte.

Mittlerweile kam Sancho herzu, und als er die beiden in solchem Aufzug erblickte, konnte er das Lachen nicht an sich halten. Der Barbier aber ging auf alles ein, was der Pfarrer verlangte, und indem sie die Verkleidung miteinander vertauschten, belehrte der Pfarrer den Barbier, welch Benehmen er einzuhalten und welche Worte er bei Don Quijote anzubringen habe, um ihn zu bewegen oder vielmehr ihn zu zwingen, mit ihm zu kommen und den Lieblingsplatz zu verlassen, den er sich für seine eitle Bußübung erlesen hatte.

Der Barbier entgegnete, er werde, auch ohne daß er ihm Unterricht gebe, die Sache aufs beste besorgen. Für jetzt aber wollte er seine Tracht noch nicht anlegen, bis sie in Don Quijotes Nähe wären, und so faltete er die Frauenkleider zusammen, der Pfarrer legte seinen Bart an, und sie verfolgten ihren Weg unter Sancho Panzas Führung. Dieser erzählte ihnen derweilen, was ihnen mit dem Irrsinnigen begegnet war, den sie im Gebirge angetroffen, verschwieg jedoch den Fund des Mantelsacks und seines Inhalts, denn wiewohl einfältig, war der Bursche ziemlich habgierig.

Des andern Tags kamen sie an den Ort, wo Sancho die Zweige als Merkzeichen ausgestreut, um die Stelle zu finden, wo er seinen Herrn gelassen hatte. Er erkannte den Ort sogleich und sagte ihnen, hier sei der Zugang, und hier könnten sie sich denn auch anziehn, wenn das wirklich für die Erlösung seines Herrn nötig wäre. Sie hatten ihm nämlich vorher schon gesagt, auf diesen ihren Anzug und diese Verkleidung komme alles an, wenn man seinen Herrn von der argen Lebensweise abbringen wolle, die er sich erwählt habe. Auch hatten sie ihm dringend ans Herz gelegt, seinem Herrn nicht zu verraten, wer sie seien; und wenn er ihn danach frage (wie er ihn denn jedenfalls fragen würde), ob er Dulcineen den Brief übergeben habe, so sollte er ja sagen, und da sie nicht lesen und schreiben könne, so habe sie ihm mündlich geantwortet, daß sie ihm bei Strafe ihrer Ungnade befehle, zu einer Zusammenkunft mit ihr gleich auf der Stelle aufzubrechen, weil dies von höchster Wichtigkeit für ihn sei. Denn hierdurch und durch dasjenige, was sie ihm zu sagen gedächten, hielten sie es für sicher, ihn einer besseren Lebensweise wieder zuzuführen und ihn zu vermögen, daß er sich sogleich auf den Weg begebe, um Kaiser oder Monarch zu werden. Daß er aber Erzbischof werden sollte, das sei nicht zu befürchten.

Alles dies hörte Sancho aufmerksam an und prägte es sich fest ins Gedächtnis, dankte ihnen auch gar sehr für ihre Absicht seinem Herrn anzuraten, Kaiser und nicht Erzbischof zu werden, denn er sei der Überzeugung, daß die Kaiser weit mehr als die fahrenden Erzbischöfe imstande seien, ihren Schildknappen Gnaden zu erweisen. Auch sagte er ihnen, es würde gut sein, wenn er vorausginge, Don Quijote aufzusuchen und ihm die Antwort seiner Gebieterin mitzuteilen, und dieselbe würde schon hinreichend sein, ihn zum Verlassen seines jetzigen Aufenthalts zu bewegen, ohne daß sie sich in so viel Mühsal einließen.

Sanchos Vorschlag gefiel ihnen wohl, und so entschlossen sie sich abzuwarten, bis er mit der Nachricht vom Auffinden seines Herrn zu ihnen zurückkomme.

Sancho ritt in jene Schluchten des Gebirgs hinein und ließ die beiden in einer derselben zurück, die ein sanftes Bächlein durchfloß, über welches niedre Felsen und etliche umherstehende Bäume einen angenehmen und frischen Schatten verbreiteten. Die Hitze und der Tag, an welchem sie dort anlangten, war eben wie im Monat August, wo in jenen Gegenden der Sonnenbrand äußerst heftig zu sein pflegt; die Stunde war die dritte des Nachmittags. Alles das machte das Plätzchen um so angenehmer, so daß es sie einlud, dort die Rückkunft Sanchos zu erwarten. So taten sie denn auch.

Während sie nun dort geruhsam und im Schatten verweilten, drang in ihr Ohr eine Stimme, die, ohne daß der Ton eines Instruments sie begleitete, süß und köstlich klang. Darüber erstaunten sie nicht wenig, da es sie bedünkte, dies sei kein Ort, wo sich jemand finden könnte, der so trefflich sänge. Denn wenn man auch zu rühmen pflegt, es seien in den Wäldern und Feldern Schäfer mit vorzüglicher Stimme anzutreffen, so sind dies eher Übertreibungen von Dichtern als wahre Tatsachen. Ihr Erstaunen wuchs, als sie bemerkten, was sie singen hörten,

seien Verse, nicht wie von bäurischen Hirten, sondern wie von geistvollen Personen von hochgebildetem Stande. In dieser Überzeugung bestärkte sie der Inhalt der Verse, die folgendermaßen lauteten:

Was läßt mich in Gram vergehen?
Verschmähen.
Was mehrt meiner Sorgen Wucht?
Eifersucht.
Was erschwert mein herbes Leiden?
Scheiden.
Und so will mich Hoffnung meiden,
Und kein Rettungsport steht offen,
Da mir morden all mein Hoffen
Eifersucht, Verschmähen, Scheiden.

Was macht mir das Dasein trübe?
Die Liebe.
Was drängt jedes Heil zurück?
Das Glück.
Wer hat mir dies Leid gebracht?
Himmels Macht.
Und so wird des Todes Nacht,
Fürcht' ich wohl, mich bald erfassen,
Da vereint sind, mich zu hassen,
Liebe, Glück und Himmels Macht.

Wer gewinnt der Liebe Gut?
Wankelmut.
Wer heilt einstens meine Not?
Der Tod.
Wer macht bald von Schmerz mich frei?
Raserei.
Und so kömmt's nur Toren bei,
Heilung könne je gelingen,
Wo allein kann Rettung bringen
Wankelmut, Tod, Raserei.

Die Stunde und Jahreszeit, die Einsamkeit des Ortes, die Stimme und Geschicklichkeit des Sängers, alles erweckte in den beiden Hörern Staunen und Vergnügen. Sie verhielten sich ruhig, in Erwartung noch mehr zu hören; da jedoch das Stillschweigen noch eine Weile dauerte, beschlossen sie den Ort zu verlassen, um den Künstler aufzusuchen, der mit so trefflicher Stimme sang. Aber gerade wie sie dies ausführen wollten, veranlaßte sie die nämliche Stimme sich nicht zu rühren, denn sie drang aufs neue zu ihren Ohren und sang folgendes Sonett:

O heil'ge Freundschaft, die auf leichten Schwingen,
Dieweil dein Scheinbild nur uns blieb hienieden,
Zum sel'gen Chor, dem Himmelsheil beschieden,
Emporgeeilt, dem Staub dich zu entringen!

Von dorten läßt du Kunde zu uns dringen
Von dem, was uns verhüllt ist, Recht und Frieden,
Von wahrer Tugend, die uns längst gemieden,
Von Heucheltaten, die Verderben bringen.

Verlaß den Himmel oder untersage,
O Freundschaft, daß sich Trug in dich verkleide,
Vor dem kein redlich Streben kann bestehen.

Erlaubst du's, daß er deine Maske trage,
So wird die Welt, von Zwietracht, Haß und Neide
Erfüllt, im alten Chaos bald vergehen.

Der Gesang schloß mit einem tiefen Seufzer, und die beiden blieben abermals in aufmerksamer Erwartung, ob etwa noch mehr gesungen würde. Aber als sie sahen, daß die Liedertöne sich in Schluchzen und schmerzliches Ächzen verwandelt hatten, beschlossen sie nachzuforschen, wer der Unglückliche sei, dessen Stimme so schön, wie sein Jammern schmerzvoll war. Sie waren nicht weit gegangen, da erblickten sie beim Umbiegen um eine Felsenecke einen Jüngling, von Gestalt und Aussehen ganz wie Sancho Panza es geschildert hatte, als er ihnen die Ge-

schichte Cardenios erzählte. Aber als dieser ihrer ansichtig wurde, blieb er, anstatt wie sonst zusammenzuschrecken, ruhig sitzen, den Kopf auf die Brust gebogen, wie einer, der in Nachdenken versunken ist, ohne daß er die Augen aufschlug, um sich umzusehn, außer das erste Mal, wie sie so unvermutet auf ihn zukamen. Der Pfarrer, der ein beredter Mann war, näherte sich ihm, als bereits mit seinem Unglück vertraut (da er ihn an den Merkmalen erkannt hatte), und mit kurzen, aber höchst verständigen Worten bat er ihn und redete ihm zu, er möge dieses elende Leben aufgeben, damit er es hier nicht gar einbüße, was doch von allem Unglück das größte wäre.

Cardenio war jetzt gerade bei vollem Verstand, frei von jenem Wutanfall, der ihn so oft außer Besinnung brachte; und als er sie daher in einer bei den Leuten, die in seiner Einöde verkehrten, so ungebräuchlichen Tracht erblickte, so war es natürlich, daß er einigermaßen in Verwunderung geriet; zumal sie über seine Verhältnisse als wie über eine allbekannte Sache sprachen, was er aus den Worten des Pfarrers deutlich ersehen konnte. Sonach antwortete er folgendermaßen: Wohl sehe ich, geehrte Herren, wer ihr auch sein möget, daß der Himmel, der stets Sorge trägt, den Guten, und oftmals auch den Bösen zu helfen, mir, ohne daß ich es verdiene, an diese vom gemeinen Verkehr der Menschen so entfernten, so abgelegenen Stätten edle Männer sendet, die mir mit eindringlichen und mannichfachen Vernunftgründen vor Augen stellen, wie unvernünftig es von mir ist, ein solches Leben zu führen, und die sich bemühen, mich aus demselben zu erlösen und auf einen bessern Weg zu bringen. Aber da sie nicht wissen, daß ich nur zu gut weiß, daß ich, von diesem Leide befreit, sofort in ein andres, größeres fallen muß, so werden sie mich vielleicht für einen Mann von schwachen Geisteskräften, oder was noch schlimmer, für ein ganz vernunftloses Wesen halten müssen. Und es wäre

kein Wunder, wenn es so wäre; denn mir schimmert es im Bewußtsein durch, daß die Gewalt, welche die Vorstellung meiner unglücklichen Schicksale auf mich übt, so mein ganzes Innere erfaßt und soviel zu meinem Verderben vermag, daß ich manchmal widerstandslos zu Stein erstarre und alle menschliche Empfindung, alle Kenntnis meiner selbst verliere. Daß dem so ist, das sehe ich erst ein, wenn die Leute mir erzählen und mir Merkzeichen davon geben, was ich getan habe, solange der schreckliche Wutanfall mich beherrscht. Dann bleibt mir weiter nichts übrig als vergeblich zu jammern und zwecklos mein Schicksal zu verfluchen und zur Entschuldigung meines Wahnsinns jedem, der mich hören will, dessen Ursache zu erzählen. Denn wenn die Verständigen die Ursache hören, werden sie über die Wirkung nicht erstaunt sein, und wenn sie mir kein Heilmittel wissen, werden sie mir wenigstens nicht die Schuld geben, und ihr Zorn über meine Ausschreitungen wird sich in Betrübnis ob meines Unglücks umwandeln. Und ist es nun der Fall, daß ihr Herren mit derselben Absicht kommt wie andere schon gekommen, so bitte ich euch, eh' ihr mit euren verständigen Vorstellungen fortfahrt, laßt euch die Geschichte meiner Leiden erzählen, die nicht zu zählen sind; vielleicht, wenn ihr sie gehört, werdet ihr euch die Mühe sparen für ein Unglück Trost spenden zu wollen, das jedem Troste unzugänglich ist.

Die beiden, die gar nichts andres wünschten als aus seinem eignen Munde die Ursache seines unglücklichen Zustands zu erfahren, baten ihn um Mitteilung derselben, wobei sie sich erboten, zu seiner Heilung oder Tröstung nichts andres zu tun, als was er selbst verlangen würde. Und darauf hin begann der arme Mann seine jammervolle Geschichte fast mit denselben Worten und Umständen, wie er sie Don Quijote und dem Ziegenhirten wenige Tage vorher erzählt hatte, als aus Anlaß des Meisters Elisabat und der Gewissenhaftigkeit Don Quijotes

in Aufrechthaltung der Würde des Rittertums, die Erzählung unbeendet blieb, wie unsre Geschichte es schon berichtet hat. Jetzt aber wollte es das gute Glück, daß sein Wutanfall länger ausblieb und ihm vergönnte, die Erzählung zu Ende zu führen. Und als er so bis zu dem Umstand mit dem Briefe kam, den Don Fernando im Buche vom Amadis von Gallien gefunden hatte, erwähnte er, daß er denselben vollständig im Gedächtnis habe, und daß er folgendermaßen lautete:

Luscinda an Cardenio.

„Jeden Tag entdecke ich in Euch Vorzüge, die mich verpflichten und zwingen Euch höher zu achten. Wollt Ihr also von dieser Schuld, in der ich gegen Euch stehe, mich befreien, ohne Euch mit meiner Ehre bezahlt zu machen, so könnt Ihr dies sehr leicht bewerkstelligen. Ich habe einen Vater, der Euch kennt und mich von Herzen liebt; er wird, ohne meinen Wünschen Zwang anzutun, jene Wünsche erfüllen, die Ihr von Rechts wegen hegen müßt, wenn Ihr mich wirklich so hochschätzt, wie Ihr es sagt und wie ich es glaube."

Durch dieses Briefchen ward ich bewogen um Luscindas Hand anzuhalten. Dies Briefchen war es, das Luscinda in Don Fernandos Augen als eine der geistvollsten und klügsten Damen ihrer Zeit erscheinen ließ; dies Briefchen erweckte in seinem Herzen den Wunsch mich zugrunde zu richten, bevor der Wunsch meines Herzens zur Erfüllung kommen könnte. Ich erzählte Don Fernando, woran Luscindas Vater Anstand nehme: er erwarte nämlich, daß mein Vater selbst bei ihm um Luscinda anhalte, was ich ihm nicht mitzuteilen wagte, weil ich fürchtete, er werde darauf nicht eingehn, und zwar nicht etwa deshalb, weil ihm Luscindas Stand, Vortrefflichkeit, Tugend und Schönheit nicht genügend bekannt wäre und er nicht wüßte, daß sie hinreichende Eigenschaften besitze, um jedes andre Geschlecht

Spaniens zu adeln; ſondern weil ich ſeinen Wunſch kannte, ich möchte mich nicht ſo raſch vermählen, damit man erſt erfahre, was Ricardo mit mir vorhabe. Kurz, ich ſagte ihm, ich könne es nicht auf mich nehmen, meinem Vater die Mitteilung zu machen, ſowohl um dieſer Schwierigkeit willen als auch gar mancher andern noch, die mich mutlos machten, ohne daß ich ſie zu bezeichnen wußte — nur war ich überzeugt, es werde was ich wünſche, niemals in Erfüllung gehn. Auf all dieſes entgegnete mir Don Fernando, er ſelbſt übernehme es, mit meinem Vater zu ſprechen und ihn zu vermögen, daß er mit dem Vater Luſcindas rede.

Ha du Marius, du nach jeder Art von Erfolg begierig! Du grauſamer Catilina! ruchloſer Sulla! tückiſcher Ganelon! verräteriſcher Bellido! rachſüchtiger Graf Julian! habſüchtiger Judas! Verräteriſcher, grauſamer, rachſüchtiger, betrügeriſcher Menſch, welch ſchlimmen Dienſt hatte er dir erwieſen, der Arme, der mit ſolcher Unbefangenheit dir die Geheimniſſe und Freuden ſeines Herzens anvertraute? Welche Beleidigung habe ich dir zugefügt? Welche Worte habe ich dir geſagt, oder welche Ratſchläge dir gegeben, die nicht ſtets darauf abgezielt hätten, deine Ehre, deinen Vorteil zu wahren? Aber worüber klage ich, ich Unſeliger! da es doch gewiß iſt: wenn die Mißgeſchicke ihre Strömung von den Sternen aus entquellen laſſen, ſo iſt keine andre Kraft, da ſie aus der Höhe nach unten kommen und mit Wut und Gewalt herniederſtürzen — ſo iſt keine andre Kraft auf Erden, die ihnen widerſtreben, kein menſchliches Bemühen, das ihnen vorbeugen könnte. Wer konnte denken, daß Fernando, ein Edelmann von ſolchem Rang, verſtändig, mir durch meine Dienſte verpflichtet, mächtig genug, um alles zu erreichen, was ſeine Liebeswünſche erſtreben mochten, wo auch immer ſie ihr Ziel ſuchten, daß dieſer Mann danach brannte, mir (wie man zu ſagen pflegt) mein einziges Schäflein zu rauben, daß ich noch

nicht einmal mein eigen nannte! Doch es mögen diese Betrachtungen als zwecklos und unnütz beiseite bleiben, und lasset uns den abgerissenen Faden meiner unseligen Geschichte wieder anknüpfen.

Ich sage also, daß Don Fernando, weil ihm meine Gegenwart zur Ausführung seines falschen, schlechten Vorhabens hinderlich schien, mich zu seinem ältern Bruder zu schicken beschloß, unter dem Vorwand, von ihm Geld zur Bezahlung von sechs Pferden zu verlangen. Diese hatte er absichtlich und lediglich zu dem Zwecke, mich zu entfernen, um seinen tückischen Plan besser ausführen zu können, an dem nämlichen Tage gekauft, wo er sich erbot mit meinem Vater zu sprechen, und deshalb wollte er, ich solle fort, das Geld zu holen. Konnte ich einen solchen Verrat voraussehen? War es etwa möglich ihn nur zu ahnen? Gewiß nicht; vielmehr erbot ich mich sehr gern, auf der Stelle abzureisen, so vergnügt war ich über den guten Kauf.

Dieselbe Nacht sprach ich Luscinda, erzählte ihr, was ich mit Don Fernando verabredet hatte, und sagte ihr, sie möchte fest darauf bauen, daß unsre redlichen, gerechten Wünsche in Erfüllung gehen würden. Sie bat mich, ob Fernandos Verräterei so ahnungslos wie ich, ich möchte auf baldige Rückkehr bedacht sein; denn sie glaubte, die Krönung unsrer Wünsche würde sich nur so lange verzögern, als mein Vater zögern würde mit dem ihrigen zu reden. Ich weiß nicht, wie es geschah: ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie diese Worte gesprochen, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, so daß sie von dem Vielen, was sie, wie mich bedünkte, mir noch sagen wollte, nicht das Geringste herausbringen konnte. Ich war ganz betroffen über diesen mir ganz neuen, noch nie bei ihr erlebten Anfall. Denn bisher hatten wir stets, wenn uns das gute Glück und mein eifriges Bemühen die Gelegenheit verschaffte, uns heiter und wohlgemut unterhalten, ohne jemals Tränen, Seufzer, Eifer-

sucht, Argwohn oder Besorgnis in unser Gespräch zu mischen. Nie tat ich etwas andres, als daß ich mein Glück pries, das mir sie zur Geliebten gegeben. Ich hob ihre Schönheit in den Himmel, ich bestaunte ihre hohen Vorzüge und ihren Geist; sie gab mir alles mit Zinseszinsen zurück, und lobte, was ihr, als dem liebevollen Mädchen, an mir des Lobes würdig schien. Dabei erzählten wir uns hunderttausend Kindereien und Geschichten von unsern Nachbarn und Bekannten, und das Höchste, wohin meine Kühnheit sich verstieg, war, daß ich fast mit Gewalt eine ihrer schönen weißen Hände ergriff und sie an meine Lippen drückte, so viel die Enge des niedrigen Fenstergitters, das uns trennte, es zuließ. Aber in der Nacht, die dem trüben Tag meiner Abreise vorherging, weinte sie, ächzte, seufzte und entfernte sich dann und ließ mich in Verwirrung und Bestürzung zurück, ganz entsetzt über die nie erlebten, so traurigen Zeichen von Angst und Schmerz, die ich an Luscinda bemerkt hatte. Um jedoch meine Hoffnungen nicht selbst zu zerstören, schrieb ich alles der Gewalt ihrer Liebe zu und dem Schmerze, den die Trennung in allen wahrhaft liebenden Herzen erregt.

Niedergeschlagen und in tiefen Gedanken reiste ich endlich ab. Mein Herz war voller Ahnungen und argwöhnischer Besorgnisse, ohne zu wissen, was es argwöhnte und was es ahnte. Das waren klare Zeichen, die mir das traurige Schicksal und Unheil vordeuteten, das meiner harrte. Ich langte an dem Orte an, wohin ich gesandt war. Ich übergab dem Bruder Don Fernandos die Briefe, wurde bestens aufgenommen, aber keineswegs bestens abgefertigt, denn er befahl mir zu meinem großen Leidwesen, acht Tage lang zu warten, und zwar an einem Ort, wo ich seinem Vater nicht zu Gesicht käme, da sein Bruder ihm geschrieben, eine gewisse Summe Geldes ihm ohne dessen Vorwissen zu schicken. All dieses war eine Erfindung des falschen Don Fernando; denn es fehlte seinem Bruder keineswegs an

Geld, um mich auf der Stelle abzufertigen. Es war das ein Auftrag und Befehl derart, daß es mich drängte, ihm nicht zu gehorchen. Denn es schien mir unmöglich, so viele Tage fern von Luscinda das Leben zu ertragen, zumal ich sie in dem trüben Gemütszustand verlassen, von dem ich euch berichtet habe. Aber trotzdem gehorchte ich als ein treuer Diener, obschon ich wohl einsah, es geschehe auf Kosten meiner Wohlfahrt.

Aber am vierten Tage meines Aufenthaltes kam ein Mann, mich aufzusuchen, und brachte mir einen Brief, an dessen Aufschrift ich erkannte, er sei von Luscinda, da sie deren Handschrift zeigte. Ich öffnete ihn mit Angst und Schrecken, da ich mir wohl dachte, nur eine hochwichtige Sache könne sie veranlaßt haben, mir zu schreiben, was sie so selten tat, wenn ich am nämlichen Orte mit ihr war. Ehe ich den Brief las, fragte ich den Mann, wer ihm denselben übergeben habe, und wie lange er unterwegs gewesen. Er antwortete mir, als er zufällig um die Mittagsstunde durch eine Straße der Stadt gegangen, habe ihn eine sehr schöne Dame aus dem Fenster angerufen, die Augen voller Tränen, und habe ihm in großer Hast gesagt: Guter Freund, wenn Ihr, was Euer Aussehen zeigt, ein Christ seid, so bitte ich Euch um Gotteswillen, gleich, ja gleich diesen Brief nach dem Ort und zu dem Manne zu bringen, wie in der Aufschrift angegeben. Beides ist genugsam bekannt, und Ihr werdet damit unsrem Herrgott ein wohlgefälliges Werk verrichten. Und damit es Euch nicht an den nötigen Mitteln fehle, es verrichten zu können, nehmt, was in diesem Tüchlein ist. Und mit diesen Worten warf sie mir ein Taschentuch durchs Fenster zu, worin hundert Realen und der goldene Ring, den ich hier trage, eingebunden waren, nebst dem Briefe, den ich Euch gegeben. Und auf der Stelle, ohne meine Antwort abzuwarten, entfernte sie sich vom Fenster, sah aber noch vorher, wie ich den Brief und das Tuch nahm und ihr mit Zeichen bemerklich machte, daß ich

ihren Auftrag ausrichten würde. Und da ich mich sonach für die Mühe des Überbringens an Euch so reichlich bezahlt fand und aus der Aufschrift ersah, daß der Brief für Euch bestimmt war — denn, Señor, ich kenne Euch ganz gut — und da ich durch die Tränen der schönen Dame mich dazu verpflichtet fühlte, so beschloß ich, mich auf keinen Dritten zu verlassen, sondern selbst zu reisen, um Euch den Brief zu überbringen, und in sechzehn Stunden, so lang ist es her, daß sie mir ihn anvertraute, habe ich den Weg zurückgelegt, welcher, wie Euch bekannt, achtzehn Meilen beträgt.

Während dieser dankbare Briefbote von neuer Art mit mir sprach, hing ich an seinen Worten, und die Beine zitterten mir so sehr, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Dann öffnete ich den Brief und sah, daß er folgenden Inhalts war: „Das Wort, das Euch Don Fernando gab, mit Eurem Vater zu reden, damit er mit dem meinigen rede, hat er mehr zu seiner eignen Befriedigung als zu Eurem Frommen erfüllt. Wisset, Señor, daß er mich zur Gemahlin begehrt hat, und mein Vater, verleitet durch so vieles, was nach seiner Meinung Don Fernando vor Euch voraus hat, ist auf dessen Wünsche so bereitwillig eingegangen, daß von jetzt in zwei Tagen die Vermählung stattfinden soll, und zwar ganz im geheimen und unter uns, so daß nur der Himmel und einige Leute vom Hause Zeugen sein sollen. In welcher Lage ich mich befinde, mögt Ihr Euch denken. Ob es Euch erforderlich erscheint zu kommen, das möget Ihr erwägen, und ob ich Euch wahrhaft liebe oder nicht, wird der Verfolg der Sache Euch zu erkennen geben. Wolle Gott, daß dieser Brief in Eure Hände gelange, bevor meine Hand gezwungen wird, sich in die des Mannes zu legen, der die Treue, die er gelobt, so schlecht zu halten weiß."

Das war im wesentlichen, was der Brief enthielt und was mich bestimmte, mich auf der Stelle auf den Weg zu begeben,

ohne eine weitere Antwort oder Geld abzuwarten. Denn klar erkannte ich jetzt, daß nicht um Pferde, sondern um das Ziel seiner Wünsche zu erkaufen, Don Fernando sich bewogen fand, mich zu seinem Bruder zu schicken. Der grimmige Haß, den ich nun gegen Don Fernando faßte und zugleich die Furcht, das geliebte Pfand zu verlieren, das ich mir mit so vielen Jahren der Sehnsucht und Huldigung gewonnen, verlieh mir Vogelschwingen. Wie im Fluge gelangte ich des andern Tages in meine Heimat, gerade zur rechten Zeit, um Luscinda sprechen zu können. Ich kam im geheimen in den Ort und ließ mein Maultier im Hause des braven Mannes, der mir den Brief gebracht; und das Glück ließ es mich jetzt so gut treffen, daß ich Luscinda an jenem Fenstergitter fand, dem Zeugen unsrer Liebe. Auf der Stelle erkannte mich Luscinda, und ich erkannte sie; aber nicht so, wie sie mich hätte erkennen sollen, nicht so, wie ich sie hätte erkennen sollen. Aber wer auf Erden könnte sich rühmen, das unklare Denken und die veränderliche Laune eines Weibes ergründet und verstanden zu haben? Gewiß niemand.

Also weiter. Sowie Luscinda mich erblickte, sprach sie: Cardenio, ich bin zur Hochzeit angezogen, schon erwarten mich im Saale Don Fernando, der Verräter, und mein Vater, der Habsüchtige, nebst andern Zeugen, die eher Zeugen meines Todes als meiner Vermählung sein sollen. Fasse dich, mein Freund, und suche bei dieser Opferung zugegen zu sein, und kann ich sie nicht durch meine Worte abwenden, so trage ich einen Dolch verborgen bei mir, der die entschlossenste Gewalt von mir fernzuhalten vermag, und so wird denn das Ende meines Lebens zugleich der Anfang deiner wahren Kenntnis von meiner Liebe sein.

Ich antwortete ihr in Bestürzung und Hast, voller Besorgnis, es werde mir zur Antwort nicht Zeit genug bleiben: Mögen deine Taten, o Geliebte, deine Worte wahr machen; und trägst du einen Dolch bei dir, auf daß man dich achten lerne, so trage

ich hier ein Schwert, um dich damit zu verteidigen oder mich zu töten, wenn uns das Schickſal feindlich bleibt.

Ich glaube nicht, daß ſie meine Worte alle vernehmen konnte, denn ich merkte, daß ſie eilig abgerufen wurde, weil der Bräutigam wartete. Jetzt brach die Nacht meines Elends an, die Sonne meiner Freuden ging unter, meine Augen blieben ohne Licht, mein Geiſt ohne Beſinnung. Ich gewann es nicht über mich, ihr Haus zu betreten, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen; aber da ich erwog, wie wichtig meine Gegenwart um deſſenwillen ſei, was ſich unter dieſen Umſtänden zutragen könne. So ermannte ich mich, ſoviel ich vermochte, und trat in ihr Haus ein. Und da ich alle Ein- und Ausgänge ſchon längſt aufs genaueſte kannte, ſo wurde ich — zumal bei der allgemeinen Unruhe, die (ob zwar insgeheim) das ganze Haus untereinander brachte — von niemand bemerkt. So fand ich, ohne daß man meiner anſichtig wurde, Gelegenheit, mich in einer Fenſterniſche des Hochzeitsſaales ſelbſt zu bergen, die von den Spitzen und Säumen zweier Vorhangteppiche verdeckt war, zwiſchen denen hindurch ich alles, was im Saale vorging, ſehen konnte, ohne geſehen zu werden. Wer vermöchte jetzt zu ſagen, wie mein Herz gewaltſam pochte, während ich dort ſtand! wer die Gedanken zu ſagen, die mich überfielen! die Betrachtungen, denen ich mich hingab! Es waren ihrer ſo viele und ſolchen Inhalts, daß ſie nicht auszuſprechen ſind, ja daß es nicht gut wäre ſie auszuſprechen. Es genüge euch zu hören, daß der Bräutigam in den Saal trat, ohne einen andern Feſtesſchmuck als die Alltagskleider, die er zu tragen pflegte. Als Zeugen brachte er einen Vetter Luſcindas mit, und im ganzen Saale war niemand Fremdes zugegen, ſondern nur die Diener vom Hauſe. Kurz darauf trat Luſcinda aus ihrem Ankleidezimmer, in Begleitung ihrer Mutter und zweier Zofen, ſo herrlich gekleidet und geſchmückt wie es ihres Standes und ihrer Reize würdig war, als

die wahre Vollendung vornehmer Pracht und Glanzes. Ich war so gespannt und außer mir, daß es mir nicht möglich war, ihren Anzug in seinen Einzelheiten zu beobachten und mir zu merken. Ich konnte nur auf die Farbe ihrer Gewänder achten (sie waren rot und weiß) und auf das Funkeln der Edelsteine und Kleinode in ihrem Kopfputz und an ihrem ganzen Anzug. All dies wurde noch überstrahlt von dem wunderbaren Reiz ihrer schönen blonden Haare, die im Wettstreit mit den köstlichen Steinen und dem Lichte der vier Fackeln, die den Saal erhellten, Luscindas Schönheitslicht den Augen in höherem Glanze zeigten. O Erinnerung, Todfeindin meiner Ruhe! Was frommt es, die unvergleichliche Schönheit meiner angebeteten Feindin mir jetzt vorzustellen? Ist es nicht besser, o grausame Erinnerung, daß du mich nur daran mahnest und mir vorstellst, was Luscinda damals getan, damit ich, von so offenbarer Kränkung angetrieben, nur darauf sinne, wenn nicht Rache zu erlangen, so doch wenigstens dies Leben zu enden? Möge es euch nicht ermüden, werte Herren, diese Abschweifungen von meinem Gegenstand zu hören. Mein Leiden ist nicht von jener Art, daß man es kurz und oberflächlich erzählen kann oder darf, denn jeder Umstand dabei scheint mir einer ausführlichen Darlegung wert.

Hierauf entgegnete der Pfarrer, es ermüde sie keineswegs ihm zuzuhören, vielmehr hörten sie die Einzelheiten, die er ihnen erzähle, sehr gerne an, denn sie seien derart, daß sie verdienten nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden, sondern die selbe Aufmerksamkeit zu erhalten wie der Hauptinhalt der Erzählung.

Wohl denn, fuhr Cardenio fort; als sie alle im Saal waren, trat der Pfarrer des Kirchspiels herein, ergriff beider Hände, um das bei solcher feierlichen Handlung Übliche vorzunehmen. Und als er die Worte sprach: „Wollt Ihr, Jungfrau Luscinda,

den hier anweſenden Herrn Don Fernando zu Eurem rechtmäßigen Ehegatten nehmen, wie es die heilige Mutter Kirche vorſchreibt?“ da ſtreckte ich Kopf und Hals ganz aus dem Vorhang hervor und horchte mit geſpanntem Ohr und bangem Herzen auf Luſcindas Antwort, von der ich mein Todesurteil oder die Verheißung meines Lebens erwartete. O, wer in jenem Augenblick ſich erkühnt hätte hervorzuſtürzen und ihr zuzurufen: Ha, Luſcinda, Luſcinda, bedenke, was du tuſt. Überlege, was du mir ſchuldeſt! Bedenke, daß du die Meinige biſt und einem andern nicht angehören kannſt! Erwäge wohl, daß das Ja aus deinem Munde hören und mein Leben verlieren, beides in einem und demſelben Augenblick erfolgen wird. O, Verräter Don Fernando, Räuber all meines Heils, Tod meines Lebens! was begehrſt du? Bedenke, daß du das Ziel deiner Wünſche nie im chriſtlichen Sinne erreichen kannſt, denn Luſcinda iſt meine Gattin, ich bin ihr Gemahl. O, ich Wahnſinniger! Jetzt, wo ich von ihr abweſend und fern von der Gefahr bin, jetzt ſage ich, daß ich hätte tun ſollen, was ich nicht tat. Jetzt, wo ich mein höchſtes Gut mir rauben ließ, fluche ich dem Räuber, an dem ich mich rächen konnte, wenn ich den Mut dazu gehabt hätte, wie ich ihn jetzt habe, um Klagen auszuſtoßen. Ja, weil ich damals feige und verſtandlos war, ſo geſchieht mir nicht zu viel, wenn ich jetzt beſchämt, reuevoll und irrſinnig ſterbe.

Der Geiſtliche erwartete Luſcindas Antwort, ſie zögerte damit eine längere Weile, und als ich ſchon dachte, ſie wollte den Dolch ziehen, um eine Heldentat zu tun, oder wolle die Zunge entfeſſeln, um ein Bekenntnis abzulegen oder falſchen Vorausſetzungen die Wahrheit entgegenzuſtellen, die mir zum Beſten gereichen würde, da höre ich ſie mit kraftloſer, matter Stimme ſagen: Ja, ich will. Das nämliche ſagte Don Fernando. Er gab ihr den Ring, und ſie waren mit unauflöslichem Bande aneinander gebunden.

Der Bräutigam näherte sich, seine Gattin zu umarmen; sie drückte die Hand ans Herz und fiel ohnmächtig ihrer Mutter in die Arme.

Nun bleibt mir noch zu sagen, in welchem Zustande ich mich befand, als ich durch das Ja, das ich vernommen, meine Hoffnungen für betrogen, Luscindas Worte und Verheißungen für falsch erkannte und mich der Möglichkeit beraubt sah, jemals das Glück wieder zu gewinnen, das ich in diesem Augenblick verloren hatte. Ich stand ratlos da, vom Himmel, wie mich dünkte, verlassen, feind der Erde, die mich bisher genährt, während die Luft mir den Atem für meine Seufzer und das Wasser mir das spärliche Naß für meine Augen versagte. Nur das Feuer mehrte seine Glut so sehr, daß ich vor Ingrimm und Eifersucht durch und durch entbrannte.

Alles war in Bestürzung über Luscindas Ohnmacht. Und als ihre Mutter sie aufschnürte, damit die Luft Zugang zu ihrer Brust habe, fand man in ihrem Busen ein verschlossenes Papier, welches Don Fernando sogleich an sich nahm und beim Licht einer Fackel durchlas. Kaum hatte er es gelesen, so setzte er sich nieder auf einen Stuhl und stützte das Kinn auf die Hand mit allen Zeichen tiefen Nachsinnens, ohne sich um die Mittel zu kümmern, die man bei seiner Gattin versuchte, um sie aus der Ohnmacht zu wecken. Da ich dergestalt das ganze Haus in Aufruhr sah, wagte ich es, mich zu entfernen, gleichviel ob ich dabei gesehen würde oder nicht, mit dem festen Entschlusse, wenn man mich bemerkte, eine solche Handlung der Verzweiflung zu begehen, daß alle Welt den gerechten Groll meines Herzens erkennen sollte an der Züchtigung des falschen Don Fernando, ja auch der ohnmächtig daliegenden Verräterin. Aber mein Schicksal, das mich wohl für noch größere Leiden, — wenn es größere gibt, — aufbewahrt haben muß, fügte es, daß mir in jenem Augenblick nur zu viel der Vernunft zu Ge-

bote ſtand, die mich ſeitdem verlaſſen hat. Und ſonach wollte ich, ohne Rache an meinen ſchlimmſten Feinden zu nehmen (was leicht geweſen wäre, da keiner an mich dachte), die Rache an mir ſelbſt nehmen und die Strafe, die jene verdienten, an mir vollſtrecken, und das vielleicht mit größerer Härte, als gegen ſie wäre angewendet worden, wenn ich ſie damals getötet hätte. Denn der Tod, den man plötzlich erleidet, beendet die Qual im Augenblick; aber den Tod unter Martern lange verzögern, heißt unaufhörlich töten, ohne dem Leben ein Ende zu machen. Kurz, ich verließ ihr Haus und eilte zum Hauſe des Mannes, bei dem ich das Maultier gelaſſen. Ich hieß ihn mir das Tier ſatteln, und ohne ihm Lebewohl zu ſagen, ſtieg ich auf und ritt zur Stadt hinaus und mochte als ein andrer Lot nicht wagen, das Antlitz zu wenden und mich nach ihr umzuſchauen. Und als ich mich im freien Feld allein ſah, die Dunkelheit der Nacht mich umhüllte und ihre tiefe Stille mich einlud, meine Klagen zu ergießen, da erhob ich meine Stimme, ohne Scheu oder Beſorgnis, daß ich gehört werden könnte, und entfeſſelte meine Zunge zu ſo vielen Verwünſchungen gegen Luſcinda und Don Fernando, als hätte ich mir damit Genugtuung verſchafft für die Schmach, die ſie mir angetan. Ich nannte Luſcinda grauſam, gefühllos, falſch, undankbar, vor allem aber habgierig, da der Reichtum meines Feindes ihrer Liebe die Augen verſchloſſen habe, um ſie mir zu entziehen und ſie dem hinzugeben, gegen welchen das Glück ſich wohlwollender und freigebiger erwieſen hatte. Und doch, mitten im Sturm dieſer Verwünſchungen und Schmähungen ſuchte ich nach Entſchuldigungen für ſie und ſagte, es ſei nicht zu verwundern, wenn ein eingezogen lebendes Mädchen, im Hauſe der Eltern zum Gehorſam gegen ſie erzogen und gewöhnt, ihren Wünſchen nachgegeben habe, da ſie ihr einen ſolchen Edelmann zum Gemahl gaben, ſo vornehm, ſo reich, ſo

ſtattlich, daß die Zurückweiſung dieſes Bewerbers der Vermutung Raum gegeben hätte, daß ſie entweder des Verſtandes ermangle oder ihre Neigung anderwärts vergeben habe, was ihrem guten Namen und Ruf ſo ſehr zum Nachteil gereicht hätte. Dann ſagte ich wieder: im Fall ſie geſagt hätte, ich ſei ihr Gatte, ſo würden die Eltern erkannt haben, daß ſie an mir keine ſo ſchlechte Wahl getroffen hätte, um nicht Entſchuldigung bei ihnen zu finden; denn ehe ſich Don Fernando ihnen anbot, konnten ſie ſelber, wenn ſie ihre Wünſche mit dem Maßſtabe der Vernunft maßen, keinen Beſſeren als mich zum Gemahl ihrer Tochter wünſchen. Mithin hätte ſie wohl, bevor ſie das Äußerſte über ſich ergehen ließ — ihre Hand hinzugeben — ſagen können, ich hätte ihr bereits die meinige gegeben; und ſicher würde ich allem zugeſtimmt und alles genehmigt haben, was ſie in einem ſolchen Falle zu erſinnen vermocht hätte. Am Ende kam ich zu dem Schluſſe, daß zu wenig Liebe, zu wenig Urteilskraft, zu viel Ehrſucht und Streben nach Größe die Schuld trugen, daß ſie die Worte vergaß, mit denen ſie meine feſte Hoffnung und redliche Neigung getäuſcht, hingezogen und aufrecht erhalten hatte.

Unter ſolchen lauten Klagen, in ſolchen Seelenqualen ritt ich den Reſt der Nacht dahin, und beim Morgengrauen ſtieß ich auf einen Zugang zu dieſen Gebirgszügen, welche ich drei Tage lang ohne Weg und Steg durchirrte, bis ich zuletzt an Weideplätzen Halt machte, die, ich weiß nicht mehr auf welcher Seite dieſer Berge liegen, und dort befragte ich mich bei Herdenbeſitzern, nach welcher Richtung hin die wildeſte Gegend des Gebirges liege. Sie ſagten mir, hier herum ſei ſie zu finden; und ſogleich ritt ich her, mit der Abſicht, hier mein Leben zu beſchließen.

Kaum hatte ich dieſe Wildnis betreten, ſo fiel mein Maultier tot nieder, weil es ausgehungert und abgemattet war, oder

weil es, was mir glaublicher ſcheint, der unnützen Bürde ledig ſein wollte, die es an mir trug. So mußte ich zu Fuße wandern. Die Natur hielt es nicht mehr aus, ich war von Hunger zerquält und hatte niemand und mochte niemand ſuchen, der mir beiſtände. Und ſo lag ich, wie lange, weiß ich nicht, auf dem Erdboden hingeſtreckt. Dann erhob ich mich, ohne Hunger zu ſpüren, und fand ein paar Ziegenhirten mir zur Seite. Dieſe waren es ohne Zweifel, die meiner Not abgeholfen, denn ſie erzählten mir, in welchem Zuſtand ſie mich gefunden, und wie ich ſo viel Unſinn und tolles Zeug geſprochen, daß ich offenbar den Verſtand verloren haben müßte. Seitdem habe ich es auch in mir empfunden, daß ich wirklich nicht immer meinen Verſtand völlig habe, ſondern bisweilen ſo ſchwach und matt, daß ich tauſend Tollheiten begehe, mir die Kleider vom Leibe reiße und in dieſe öden Wildniſſe laut hinausſchreie, mein Schickſal verwünſche und zwecklos den geliebten Namen meiner Feindin wiederhole. Alsdann habe ich keinen andern Gedanken oder Willen, als daß ich in wildem Aufſchrei mein Leben enden möchte. Und wenn ich dann wieder zur Beſinnung komme, ſo finde ich mich ſo abgemattet und zerſchlagen, daß ich mich kaum regen kann. Meine Wohnung iſt meiſt in der Höhlung eines Korkbaums, die gerade den Raum bietet, dieſen elenden Körper darin zu bergen. Die Ziegen- und Rinderhirten, die in dieſem Gebirge umherziehen, fühlen Erbarmen mit mir und friſten mein Leben, indem ſie mir Nahrungsmittel auf die Wege und Felſenſteige hinlegen, wo ſie vermuten, daß ich vorüberkommen und das mir Beſtimmte finden werde. Und wenn ich dann auch nicht bei Sinnen bin, ſo läßt das Naturbedürfnis mich erkennen, was mich nähren ſoll, und erweckt in mir den Drang es zu begehren und den Willen es zu nehmen. Zu andern Malen, wenn ich bei Verſtande bin, ſagen ſie mir, daß ich die Schäfer, die mit Speiſe vom Dorf zu den Hürden

kommen, öfters auf dem Wege überfalle und ihnen die Speise mit Gewalt abnehme, wenn sie mir auch alles gern aus freien Stücken geben wollten.

In solcher Weise verbringe ich den elenden Rest meiner Tage, bis es dem Himmel dereinst gefällt, entweder meinem Leben oder meinem Gedächtnis ein Ende zu machen, auf daß ich mich der Schönheit und Verräterei Luscindas und der Frevel-tat Don Fernandos nicht mehr erinnere. Tut der Himmel dieses, ohne mir zugleich das Leben zu rauben, so will ich meine Gedanken auf einen besseren Weg lenken; wo nicht, so bleibt nichts übrig als zum Himmel zu beten, daß er meiner Seele gnädig sei, denn ich fühle in mir weder Mut noch Kraft, um meinen Körper aus diesem Elend zu befreien, in das ich ihn aus freier Wahl gebracht habe.

Dies ist, liebe Herren, die bittere Geschichte meines Un-glücks. Sagt mir, ob es derart ist, daß es mit anderm Schmerz-gefühl, als ihr an mir bemerkt habt, sich hätte schildern lassen. Müht euch nicht damit ab, mich zu bereden oder mir anzuraten, was die Vernunft euch als erspießlich zu meiner Heilung er-scheinen läßt; denn es würde mir nicht mehr helfen als das Re-zept eines vortrefflichen Arztes dem Kranken, der die Arznei nicht einnehmen will. Ich will nicht gesunden ohne Luscinda; und da es ihr gefällt einem andern zu gehören, während sie mein eigen ist oder sein sollte, so soll es mir gefallen dem Unglück zu eigen zu sein, da ich doch dem Glück angehören könnte. Sie wollte mit ihrer Wandlung mein Verderben unwandelbar machen; so will ich denn selbst auf mein Verderben bedacht sein, um ihren Willen zu erfüllen. Den nach mir Kommenden aber wird es ein warnendes Beispiel sein, daß ich allein unter allen dessen ermangelt habe, was die Unglücklichen sonst im Übermaß haben, denn ihnen allen pflegt gerade die Unmöglichkeit Trost zu finden zum Troste zu werden, während sie mir noch größere Schmer-

zen und Leiden verursacht, da ich denken muß, daß sie selbst mit dem Tode nicht enden werden.

Hiermit beschloß Cardenio seine lange Erzählung, seine so unglückliche als liebeglühende Geschichte. Und gerade als der Pfarrer sich anschickte, ihm einige Worte des Trostes zu sagen, ward er darin durch eine Stimme gestört, die ihm zu Ohren drang, und sie hörten in klagenden Tönen sprechen, was im folgenden Kapitel erzählt werden soll; denn hier schließt für jetzt der weise und sorgfältige Geschichtschreiber Sidi Hamet Benengeli.

Achtundzwanzigstes Kapitel,

welches von dem neuen und lieblichen Abenteuer handelt, das dem Pfarrer und Barbier in dem nämlichen Gebirge begegnete.

Beseligt und hochbeglückt waren die Zeiten, wo der kühnste aller Ritter Don Quijote von der Mancha auf die Erde gesendet ward. Denn weil er den so ehrenhaften Entschluß hegte, den bereits verloren gegangenen und schier erstorbenen Orden der fahrenden Ritterschaft neu zum Leben zu erwecken und der Welt wiederzugeben, so genießen wir jetzt in unserm Zeitalter, das ergötzlicher Unterhaltung so sehr benötigt ist, nicht nur die Lieblichkeit seiner wahrhaften Geschichte, sondern zugleich auch die in dieselbe eingestreuten Erzählungen und Nebengeschichten, die zum Teil nicht minder anmutig und wahrhaftig sind wie die Geschichte selbst. Diese nun erzählt, indem sie ihren wohlgehechelten, wohlgezwirnten und wohlgehaspelten Faden wieder aufnimmt, daß, sowie der Pfarrer sich anschickte Cardenio zu trösten, eine zu seinen Ohren dringende Stimme ihn darin störte, welche sich in klagendem Ton also vernehmen ließ:

O Gott! sollte es denn möglich sein, daß ich schon den Ort gefunden habe, der der kummervollen Last dieses Körpers, die

ich so sehr wider meinen Willen trage, zur verborgenen Grabstätte dienen könnte? Ja, es muß so sein, wenn die Einsamkeit, die diese Berge verheißen, mir nicht lügt. Ich Unglückselige! Welche weit erwünschtere Gesellschaft werden diese Felsen und Gebüsche, da sie mir es vergönnen, mein Leid dem Himmel zu klagen, mir zu meinem Vorhaben bieten als die jedes menschlichen Wesens, da es keines gibt, von dem jemals Rat in den Zweifeln, Linderung im Schmerze, Hilfe in Nöten zu erhoffen ist!

Der Pfarrer und die mit ihm waren, hörten und vernahmen deutlich all diese Worte, und da sie in der Nähe gesprochen schienen (wie es auch wirklich der Fall war), so erhuben sie sich, den Sprecher aufzusuchen. Sie waren nicht zwanzig Schritte weit gegangen, als sie hinter einem Felsen am Fuß einer Esche einen Jüngling in Bauerntracht sitzen sahen, dessen Antlitz sie anfangs noch nicht erblicken konnten, da er es herabgeneigt hielt, weil er sich in dem vorüberfließenden Bach die Füße wusch. Sie näherten sich dem Jüngling so leise, daß er sie nicht bemerkte; auch war er auf nichts achtsam als auf das Waschen seiner Füße, die nicht anders aussahen denn wie zwei Stücke blanken Kristalls, erzeugt unter den übrigen Steinen des Baches. Sie staunten ob der Weiße und Zierlichkeit der Füße, die, wie es die Zuschauer bedünkte, sicher nicht dazu bestimmt waren, auf Erdschollen zu treten oder hinter dem Pflug und Ochsengespann herzugehen, was doch die Tracht des Jünglings andeutete. Da sie nun sahen, daß sie nicht wahrgenommen worden, so gab der Pfarrer, der voranging, den andern beiden einen Wink, sich hinter Felsblöcken, die dort umherlagen, versteckt und still zu halten. Sie taten es alle und beobachteten sodann mit großer Aufmerksamkeit, was der Jüngling vornahm. Er trug einen kurzen braunen Frauenmantel mit zwei Schößen, den ein weißes Tuch eng um den Leib gürtete; so trug er auch Beinkleider und Gamaschen von graubraunem Tuch und auf dem

Kopf eine graue Jagdmütze; die Gamaschen waren bis zur Mitte des Beines hinaufgestreift, welches in der Tat aus weißem Alabaster gebildet schien. Nun war er zu Ende mit dem Waschen der schönen Füße, zog unter der Mütze ein Handtuch hervor und trocknete sie. Und wie er es hervornahm, hob er das Gesicht in die Höhe, und die Zuschauer hatten nun Gelegenheit eine unvergleichliche Schönheit zu erblicken, so daß Cardenio mit leiser Stimme zum Pfarrer sagte: Da dies nicht Lusinda ist, so ist es kein menschliches, sondern ein göttliches Wesen.

Der Jüngling nahm die Mütze ab, und wie er den Kopf nach allen Seiten hin schüttelte, sah man Haare sich lösen und herabwallen, die den Strahlen der Sonne Neid einflößen konnten. Daran erkannten sie, daß was ein Bauernknabe schien, ein Weib war, ein zartes Weib, ja das schönste, das die Augen der beiden je erschaut hatten, ja selbst Cardenios Augen, wenn sie nicht Lusinda gesehen und gekannt hätten; denn später versicherte er, daß nur Lusindas Reize mit denen dieses Mädchens wetteifern könnten. Die reichen blonden Haare bedeckten ihr nicht bloß die Schultern, sondern hüllten sie rings ein und ließen mit Ausnahme der Füße nichts von ihrem Körper sehen, so lang und üppig waren sie. Und dabei diente ihnen zum Kamm ein Händepaar, so schön, daß, wenn die Füße im Wasser Stücke Kristalles schienen, die Hände in den Locken jetzt Stücken gepreßten Schnees glichen. Alles das erhöhte in den drei Zuschauern die Bewunderung und das Verlangen zu erfahren, wer sie sei. Sie beschlossen daher sich zu zeigen; aber wie sie eine Bewegung machten, um aufzustehen, erhub das schöne Mädchen den Kopf, strich sich mit beiden Händen die Haare aus dem Gesicht und sah nach den Leuten hin, die das Geräusch verursacht hatten. Kaum hatte sie sie erblickt, so sprang sie auf die Füße, und ohne daß sie sich die Zeit nahm, die Schuhe anzuziehen oder die Haare aufzubinden, ergriff sie mit größter Hast ein neben

ihr liegendes Bündel, mit Kleidern, wie es den Anschein hatte, und wollte voll Verwirrung und Schrecken die Flucht ergreifen. Aber sie war nicht sechs Schritte weit gelaufen, als sie zu Boden fiel, da ihre zarten Füße die scharfen Spitzen der Steine nicht vertragen konnten.

Wie die drei das sahen, eilten sie zu ihr hin, und der Pfarrer war der erste, der sie anredete: Haltet inne, Señora, wer Ihr auch sein möget; denn die Ihr hier erblicket, haben nur die Absicht, Euch Dienste zu leisten. Es ist wahrlich kein Grund zu einer so zwecklosen Flucht, die Eure Füße weder aushalten noch wir gestatten könnten.

Auf all dieses entgegnete sie kein Wort, voll Staunen und Verwirrung. Jene traten nun zu ihr heran, der Pfarrer faßte sie an der Hand und fuhr fort: Was Eure Tracht, Señora, uns leugnet, das entdecken uns Eure Locken. Klar erkennen wir, daß die Ursachen von nicht geringer Bedeutung sein mußten, die Eure Schönheit in so unwürdige Tracht verhüllen und in eine so öde Wildnis wie diese geführt haben, in der es nur ein Glücksfall war, daß wir Euch fanden, um Euren Leiden, wenn nicht Heilung, so doch wenigstens freundlichen Rat zu bieten. Denn kein Leid kann so schwer bedrängen noch so völlig auf den höchsten Punkt steigen, daß es ablehnen dürfte, solange das Leben nicht zu Ende geht, mindestens den Rat anzuhören, den man dem Leidenden aus guter Absicht erteilt. Sonach, wertes Fräulein, oder werter Herr, oder was Ihr sein wollt, erholt Euch von dem Schrecken, in welchen unser Anblick Euch versetzt hat, und erzählt uns Eure guten oder schlimmen Schicksale; denn in uns allen zusammen und in jedem von uns werdet Ihr ein Herz finden, das gerne mit Euch Eure Mißgeschicke mitfühlt.

Während der Pfarrer diese Worte sprach, stand das verkleidete Mädchen wie betäubt da und schaute sie alle an, ohne die Lippen zu bewegen oder ein Wort zu sagen, wie ein Bauer

vom Dorf, dem man unversehens seltene, von ihm noch nie erblickte Dinge zeigt. Da aber der Pfarrer ihr abermals mancherlei in ähnlichem Sinne sagte, so brach sie endlich ihr Schweigen, und einen tiefen Seufzer ausstoßend begann sie: Da die Einsamkeit dieser Felsen mich nicht verbergen vermochte und das freie Herabwallen meines aufgelösten Haares meiner Zunge nicht zu lügen verstattet, so wäre es umsonst jetzt noch vorzugeben, was man mir höchstens aus Höflichkeit und kaum aus einem andern Grunde glauben würde. Dies also vorausgeschickt, sage ich, meine Herren, daß ich euch für euer Anerbieten Dank schulde, und daß dasselbe mir die Verpflichtung auferlegt, euch in allem, was ihr von mir verlangt, Genüge zu leisten, obschon ich fürchte, die Erzählung meiner Mißgeschicke werde bei euch in ebenso hohem Grade als das Mitleid, das Schmerzgefühl hervorrufen; denn ihr werdet kein Heilmittel finden ihnen zu helfen, noch Trost, um sie zu ertragen. Aber trotzdem, damit in eurer Meinung meine Ehre nicht zweifelhaft erscheine, nachdem ihr nun in mir ein Weib erkannt und mich jung, allein und in dieser Tracht hier gesehen habt, — Umstände, die zusammengenommen, wie jeder schon für sich allein, jeglichen guten Ruf zugrunde richten können, — so muß ich euch erzählen, was ich verschweigen möchte, wenn ich es dürfte.

Dies alles sagte sie, ohne zu stocken, die nun als ein so reizendes Mädchen sich darstellte, mit fließender Sprache und süßtönender Stimme, so daß ihre verständige Art nicht minder als ihre Schönheit die Zuhörer mit Bewunderung erfüllte. Aufs neue wiederholten sie ihre Anerbietungen, drangen aufs neue in sie, ihre Zusage zu erfüllen, und ohne sich länger bitten zu lassen, nachdem sie erst in aller Bescheidenheit ihre Fußbekleidung angelegt und ihr Haar zusammengebunden, setzte sie sich auf einem Steine zurecht. Und indem die drei um sie her standen und sie sich Gewalt antun mußte, um die Tränen zu-

rückzuhalten, die ihr unwillkürlich ins Auge traten, begann sie mit ruhiger, klarer Stimme die Geschichte ihres Lebens folgendermaßen:

Hier in Andalusien ist ein Städtchen, von welchem ein Herzog den Titel führt, der ihn zu einem jener Vornehmen macht, die man Granden von Spanien nennt. Dieser hat zwei Söhne, von denen der ältere der Erbe seines Stammbesitzes und dem Anscheine nach auch seiner guten Eigenschaften ist. Was aber das Erbteil des jüngeren sein mag, weiß ich nicht, wenn nicht etwa die Verräterei des Bellido und die Heimtücke Ganelons. Zu den Vasallen dieses Granden gehören meine Eltern, gering von Geschlecht, aber so reich, daß, wenn bei ihnen die Gaben der Geburt denen des Glückes gleichkämen, sie mehr nicht zu wünschen und ich niemals zu fürchten gehabt hätte, mich in dem unglücklichen Zustande zu sehen, in dem ich mich jetzt befinde. Denn vielleicht entspringt mein Mißgeschick aus dem ihrigen, das ihnen nicht vergönnte von erlauchter Geburt zu sein. Allerdings sind sie nicht von so niederem Stande, daß sie sich dessen zu schämen hätten; aber auch nicht von so hohem, um mir den Glauben zu benehmen, daß gerade ihr geringer Stand mein Unglück verschuldet habe. Mit einem Worte, sie sind Landleute, schlichte Menschen, deren Geschlecht sich nie mit einem übelberufenen Stamme vermischt hatte, alte Christen, so uralt, daß sie, wie man zu sagen pflegt, moderig geworden, so uralt, daß ihr Reichtum und ihre vornehme Lebensweise ihnen allmählich den Rang von Junkern, ja von Rittern erwirbt. Was sie indessen als ihren höchsten Reichtum und Adel schätzten, war, mich zur Tochter zu haben; und da sie keinen andern Erben besaßen und Eltern voll zärtlicher Liebe waren, so wurde ich von ihnen so verwöhnt, wie nur jemals Eltern ein Kind verwöhnen konnten. Ich war der Spiegel, in dem sie sich schauten, der Stab ihres Alters, das Ziel all ihrer Wünsche, die sie nur

zwischen mir und dem Himmel teilten, und von welchen, da sie stets nur das Beste wollten, die meinigen nie im geringsten abwichen. So wie ich die Herrin ihres Herzens war, ebenso war ich die ihres Vermögens. Durch mich wurden die Diener angenommen und entlassen, die Aufstellungen und Rechnungen über Aussaat und Ernte gingen durch meine Hand; ich führte Buch über die Ölmühlen, die Weinkeltern, die Zahl des großen und kleinen Viehs und der Bienenstöcke, kurz, über alles, was ein so reicher Landmann wie mein Vater besitzen kann und besitzt. Ich war die Oberverwalterin und Gebieterin und war es mit solchem Eifer meinerseits und zu solcher Zufriedenheit ihrerseits, daß ich in der Tat nicht leicht zu viel davon sagen kann. Die Zeit, die mir vom Tage übrig blieb, nachdem ich den Oberknechten, Aufsehern und Tagelöhnern das Erforderliche angewiesen, verwendete ich zu Beschäftigungen, wie sie den Mädchen so wohlanständig als unentbehrlich sind, wie die, welche die Nadel, das Klöppelkissen und besonders häufig das Spinnrad darbietet. Und wenn ich manchmal, um den Geist zu erfrischen, diese Arbeiten ließ, so nahm ich meine Zuflucht zum Lesen irgend eines erbaulichen Buches, oder auch zum Harfenspiel, weil die Erfahrung mich lehrte, daß die Musik das beunruhigte Gemüt wieder beruhigt und die Sorgen erleichtert, die im Gemüte entstehen. Dies also war meine Lebensweise im elterlichen Hause, und wenn ich sie in allen Einzelheiten erzählt habe, so geschah es nicht etwa, um großzutun oder um meinen Reichtum zu zeigen, sondern um bemerklich zu machen, wie ganz schuldlos ich aus dem Zustande, den ich geschildert, in den unglücklichen geraten bin, in welchem ich mich gegenwärtig befinde.

Nun fügte es sich, während ich mit so vielerlei Beschäftigungen und in einer Zurückgezogenheit, die man mit der eines Klosters vergleichen konnte, mein Leben zubrachte, ohne, wie mich bedünkte, von jemand anders als von Dienern des Hauses ge-

sehen zu werden, — denn an den Tagen, wo ich zur Messe ging, geschah es so früh am Morgen, und ich war so verschleiert und so schüchtern, daß meine Augen kaum mehr vom Boden sahen als die Stelle, auf die ich den Fuß setzte; — da fügte es sich trotz alledem, daß mich die Augen der Liebe erblickten, oder besser gesagt, die des Müßiggangs, scharfsichtiger als die des Luchses, mit welchen die Liebeswerbung Don Fernandos umherschaute; — denn dies ist der Name jenes Sohnes des Herzogs, von dem ich euch gesagt habe.

Die Erzählerin hatte kaum Don Fernando genannt, als Cardenios Gesicht die Farbe wechselte, der Schweiß brach ihm aus, unter solcher Aufregung, daß der Pfarrer und der Barbier, die es bemerkten, in Furcht gerieten, es möchte der Anfall von Raserei über ihn kommen, der, wie man ihnen erzählt hatte, von Zeit zu Zeit über ihn kam. Allein Cardenio tat nichts weiter, als daß er in Angstschweiß ruhig dastand und das Bauernmädchen unverwandt anschaute, indem er schon ahnte, wer sie sei.

Ohne Cardenios Aufregung zu bemerken, fuhr das Mädchen so mit seiner Geschichte fort: Noch hatten seine Augen mich kaum gesehen, als er, wie er mir später sagte, sich von Liebe zu mir so gefesselt fühlte, wie sein Benehmen mir es vollständig kund gab. Aber damit ich rasch zu Ende komme, meine Leiden zu erzählen, die nicht zu zählen sind, übergehe ich mit Schweigen all die Schritte, die Don Fernando tat, um mir seine Neigung zu offenbaren: er bestach alle Leute meines Hauses, gab und anerbot meinen Verwandten Geschenke und Gunstbezeugungen; jeden Tag war in meiner Straße ein Fest und eine Lustbarkeit, in den Nächten ließen die Ständchen niemand zum Schlafe kommen; die Briefchen, die, ich weiß nicht wie, in meine Hände gelangten, waren zahllos, voll liebeglühender Worte und Anerbietungen, mit mehr Verheißungen und Schwüren als Buchstaben darin. Doch alles dies stimmte mich nicht zu freundlicher

Gesinnung, verhärtete mir vielmehr das Herz, als wäre er mein Todfeind, und als hätte er alles, was er vornahm, um mich ihm geneigt zu machen, zu dem entgegengesetzten Zwecke getan. Nicht als ob mir Don Fernandos liebenswürdiges Benehmen mißfallen oder ich seine Bewerbungen für Zudringlichkeit erachtet hätte; nein, ich empfand, ich weiß nicht was für ein Behagen, mich von einem so vornehmen Herrn so geliebt und gefeiert zu sehen, und es tat mir nicht leid, in seinen Briefen mein Lob zu lesen. Denn in diesem Punkte bedünkt es mich, so häßlich wir Frauen auch sein mögen, so gefällt es uns immer, wenn man uns schön nennt. Aber all diesen Bemühungen traten meine Sittsamkeit und die redlichen Warnungen meiner Eltern entgegen, die bereits Don Fernandos Neigung vollständig in Erfahrung gebracht hatten, da ihm gar nichts daran lag, daß die ganze Welt davon erfahre. Meine Eltern sagten mir, meiner Tugend und Rechtschaffenheit allein überließen und vertrauten sie ihre Ehre und ihren guten Ruf; ich möchte die Ungleichheit zwischen meinem und Don Fernandos Stand erwägen; daraus würde ich sehen, daß er bei all seinem Dichten und Trachten, wenn seine Worte auch anders lauteten, nur sein Vergnügen und nicht mein Bestes im Auge habe. Und wenn ich wünschte, ihm irgend ein Hindernis entgegenzustellen, damit er von seiner unziemlichen Bewerbung ablasse, so würden sie mich unverzüglich verheiraten, mit wem ich es am liebsten unter den Angesehensten unseres Ortes und der ganzen Nachbarschaft wollte, da ihr großes Vermögen und mein guter Ruf mir jeden Anspruch erlaube. Mit diesen bestimmten Versprechungen und der Wahrheit, die ihren Vorstellungen zugrunde lag, bestärkte ich mich in meinem festen Sinn, und niemals gestattete ich mir, Don Fernando das geringste Wort zu erwidern, das ihm, wenn auch nur von ferne, Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche hätte bieten können. Jedoch all diese Vorsicht meinerseits, die

er wohl nur für Sprödigkeit hielt, hatte offenbar nur die Wirkung, seine lüsterne Begierde noch mehr zu entflammen, denn so nur kann ich die Neigung nennen, die er mir bezeigte. Wäre sie das gewesen, was sie sein sollte, so würdet ihr nie von ihr gehört haben, denn ich hätte alsdann nie einen Anlaß gehabt, euch von ihr zu erzählen. Zuletzt erfuhr Don Fernando, daß meine Eltern damit umgingen, mich zu verheiraten, um ihm die Hoffnung auf meinen Besitz zu benehmen, oder mindestens damit ich mehr Hüter hätte mich zu hüten. Diese Nachricht, oder war es nur seine Vermutung, bewog ihn zu einer Tat, die ihr jetzt hören sollt.

Als ich nämlich eines Nachts mit einem Mädchen, das mich bediente, in meinem Zimmer allein war, dessen Türen ich wohlverschlossen hatte, aus Besorgnis, daß etwa durch Nachlässigkeit meine Ehre gefährdet würde, da, ohne zu wissen oder nur vermuten zu können, wie, trotz all dieser Vorsicht und Sorgfalt, in der Einsamkeit und Stille meiner Klause, sah ich ihn plötzlich vor mir stehen; — ein Anblick, der mich so betäubte, daß er meinen Augen die Sehkraft benahm und meine Zunge stumm machte. So war ich nicht einmal vermögend um Hilfe zu rufen; auch glaub' ich, er würde mir nicht Zeit dazu gelassen haben, denn er stürzte sogleich auf mich zu, umfaßte mich mit seinen Armen (da, ich sagte es schon, betäubt wie ich war, ich keine Kraft zur Verteidigung hatte) und begann so mit mir zu sprechen, daß ich noch heute nicht begreife, wie die Lüge so geschickt sein kann, ihren Worten so völlig den Anschein der Wahrheit zu geben. Der Verräter wußte sich so anzustellen, daß Tränen seinen Worten, Seufzer seinen Gesinnungen den Stempel der Aufrichtigkeit aufdrückten. Ich armes Kind, so ganz allein im eignen Hause, ohne alle Erfahrung in solchen Dingen, begann, ich weiß nicht, wie es kam, diesem Gewebe von Falschheit Glauben zu schenken, jedoch nicht so weit, daß ich mich zu einem Mit-

gefühl von nicht geziemender Art hätte hinreißen lassen. Und so, nachdem die erste Bestürzung bei mir vorübergegangen war und ich einigermaßen die verlorenen Lebensgeister wieder gesammelt, sagte ich ihm mit mehr Entschlossenheit, als ich mir selbst zugetraut hätte: Wenn jetzt so wie ich in deinen Armen bin, Señor, ich in den Pranken eines grimmigen Löwen wäre und ich könnte mir Rettung aus ihnen dadurch sichern, daß ich etwas zum Nachteil meiner Ehre sagte oder täte, so wäre es mir gerade so möglich es zu tun oder zu sagen, wie es möglich ist, daß nicht gewesen wäre, was gewesen ist. Wenn du also meinen Körper mit deinen Armen umschlungen hältst, so halte ich meine Seele fest im Bande meiner guten Vorsätze, die so verschieden von den deinigen sind, wie du es erkennen würdest, wenn du sie durch Gewalttätigkeit gegen mich zur Ausführung bringen wolltest. Ich bin deine Untertanin, nicht aber deine Sklavin. Der Adel deines Blutes hat keine Macht und darf sie nicht haben, um die geringere Würde des meinen zu entehren oder auch nur geringzuschätzen, und ich achte mich so hoch als Mädchen vom Land und Bäuerin, wie du dich als vornehmer Herr und Edelmann. Bei mir würden Gewalttaten erfolglos bleiben, deine Reichtümer keinen Wert haben. Deine Worte vermögen mich nicht zu berücken, deine Seufzer und Tränen mich nicht zu rühren. Ja, wenn ich die Handlungsweise, die ich dir vorwerfen muß, allenfalls bei dem Mann fände, den mir meine Eltern zum Gemahl erwählt hätten, dann würde allerdings seinem Willen der meinige sich fügen und mein Wille von dem seinigen nicht abweichen. Dann würde ich, wenn mir nur die Ehre bliebe, ob auch die innere Freude fehlte, dir aus freien Stücken hingeben, was du, Señor, jetzt mit solcher Gewaltsamkeit erstrebst. Das alles habe ich dir gesagt, weil nicht daran zu denken ist, daß jemand von mir etwas erlangte, der nicht mein rechtmäßiger Gemahl ist.

Wenn du, sagte der treulose Edelmann, nur hierüber Bedenken trägst, schönste Dorotea (denn so heiße ich Unglückliche), so gebe ich dir die Hand darauf, ich bin dein Gemahl, und daß dies Wahrheit ist, dessen Zeugen seien die Himmel, denen nichts verborgen ist, und dies Bild Unsrer Lieben Frau, das du hier hast.

Als Cardenio hörte, daß sie Dorotea heiße, geriet er abermals in seine heftige Aufregung, und er fand die Richtigkeit seiner anfänglichen Vermutung vollends bestätigt. Aber er wollte die Erzählung nicht unterbrechen, um zu hören, was der Ausgang einer Geschichte sein werde, die er schon so ziemlich kannte. Er sagte nur: Also Dorotea ist dein Name, Señora? Eine andre desselben Namens habe ich wohl schon erwähnen hören, deren Mißgeschick vielleicht dem deinigen ähnlich ist. Aber gehe weiter; es wird die Zeit kommen, wo ich dir Dinge sage, die dich in ebenso hohem Grade erstaunen als betrüben mögen.

Dorotea wurde jetzt auf Cardenios Worte und auf seine seltsame, zerlumpte Kleidung aufmerksam und bat ihn, wenn er etwas von ihren Verhältnissen wisse, möchte er es ihr doch sogleich mitteilen. Denn wenn das Schicksal ihr noch etwas Gutes übrig gelassen, so sei es ihr Mut, jedes Unheil, das sie überfalle, zu ertragen, in der Gewißheit, daß keines kommen könne, das ihres Bedünkens ihre jetzigen Leiden nur im geringsten zu mehren, nur um einen Augenblick zu verlängern vermöchte.

Und ich würde nicht einen Augenblick verlieren, Señora, erwiderte Cardenio, dir meine Gedanken mitzuteilen, wenn, was ich vermute, sicher wäre; bis jetzt aber geht uns der rechte Augenblick dazu noch nicht verloren; auch ist es von keiner Bedeutung für dich es zu erfahren.

Dem sei, wie ihm wolle, versetzte Dorotea; was in meiner Geschichte jetzt vorgeht, war, daß Don Fernando das Muttergottesbild nahm, das in meinem Zimmer hing, und es zum Zeugen unsrer Vermählung anrief. Mit den stärksten Worten

und unerhörten Eidschwüren gab er mir das bindende Wort als mein Ehegatte, trotzdem ich ihn, bevor er es noch völlig ausgesprochen, ermahnte, wohl zu überlegen, was er tue und zu erwägen, wie sein Vater darob zürnen werde, ihn mit einer Bäuerin, seiner Untertanin, vermählt zu sehen. Er solle, sagte ich, sich von meiner Schönheit, wie sie nun einmal sein möge, nicht verblenden lassen, da sie nicht hinreichend sei, um in ihr Entschuldigung für seinen Fehler zu finden. Wenn er mir aber um seiner Liebe willen etwas Gutes erweisen wolle, so wäre es dieses, daß er mein Geschick meinem Stande völlig gleich bleiben lasse; denn so ungleiche Ehen bringen niemals rechten Genuß und verharren nicht lang in der freudigen Stimmung, mit der sie beginnen. Alles dieses, was ich euch hier sage, sagte ich ihm damals und noch viel anderes, dessen ich mich nicht mehr entsinne. Aber all meine Vorstellungen vermochten ihn nicht von der Verfolgung seines Planes abzubringen, ganz so wie ein Käufer, der nicht beabsichtigt zu zahlen, beim Abschluß des betrüglichen Handels sich nicht erst lange mit Feilschen aufhält.

Ich ging inzwischen wenige Augenblicke mit mir zu Rat und sagte zu mir selbst: Wahrlich, ich wäre nicht die erste, die auf dem Wege der Heirat von geringem zu hohem Stand emporgestiegen, und Don Fernando wäre nicht der erste, welchen Schönheit oder blinde Leidenschaft — was eher anzunehmen — bewogen hätte, eine Lebensgefährtin zu wählen, die seinem hohen Range nicht gleichsteht. Wenn ich also keine neue Welt und keinen neuen Brauch schaffe, so ist es wohlgetan, diese Ehre zu erfassen, die mir das Schicksal bietet, selbst wenn auch bei ihm die Liebe, die er mir zeigt, nicht länger währen sollte als die Erreichung seiner Wünsche währt, denn vor Gott werde ich ja doch seine Gemahlin sein. Wenn ich ihn aber geringschätzig abweisen wollte, so sehe ich ihn in einer Stimmung, daß er, anstatt das Mittel pflichtgemäßer Handlungsweise, das der Ge-

walttätigkeit anwenden wird. Und dann wird es mir geschehen, daß ich Entehrung erleide und keine Entschuldigung habe für die Schuld, die mir jeder beimessen würde, der nicht wüßte, wie unverschuldet ich in diese Lage geraten bin. Denn welche Gründe würden ausreichen, meine Eltern und Dritte zu überzeugen, daß dieser Edelmann ohne meine Zustimmung in mein Gemach gekommen?

All diese Fragen und Antworten wälzten sich in einem Augenblick hin und her in meinem Geiste; und was mehr als alles mich überwältigte und mich zu einer Nachgiebigkeit bewog, die, ohne daß ich es ahnte, mein Verderben werden sollte, das waren Don Fernandos Schwüre, die Zeugen, die er anrief, die Tränen, die er vergoß, und endlich seine edle Gestalt und Liebenswürdigkeit, was alles, begleitet von so vielen Beteuerungen wahrer Liebe, wohl jedes andre Herz, so frei und sittig wie das meine, zu besiegen vermocht hätte. Ich rief meine Dienerin, damit ihr Zeugnis sich auf Erden dem Zeugnis des Himmels beigesselle. Don Fernando wiederholte und bestätigte seine eidlichen Verheißungen aufs neue, rief neue Heiligen zu den vorherigen als Zeugen an und schleuderte tausend Verwünschungen für alle kommende Zeit auf sein Haupt, wenn er sein Gelöbnis nicht erfüllen sollte. Abermals zwang er Tränen in seine Augen, verdoppelte seine Seufzer und preßte mich fester in seine Arme, aus denen er mich nie gelassen hatte. Und hiermit, als mein Mädchen das Zimmer wieder verlassen hatte, büßte ich den Namen eines Mädchens ein und erwarb er den eines vollendeten Verräters und wortbrüchigen Schurken.

Der Tag, der auf die Nacht meines Unheils folgte, kam nicht so rasch, als Don Fernando, wie ich überzeugt bin, es wünschte; denn wenn einmal erlangt ist, was die Lüsternheit begehrt, so kann kein größerer Genuß nachfolgen, als den Ort zu verlassen, wo sie befriedigt worden. Ich schließe das aus dem

Umſtande, daß Don Fernando große Eile hatte, ſich von mir zu entfernen. Mit Hilfe meiner liſtigen Dienerin, — es war dieſelbe, die ihn herein zu mir gebracht hatte, — ſah er ſich vor Tagesanbruch auf der Straße, und beim Abſchied ſagte er mir, doch nicht mit ſo viel Leidenſchaftlichkeit und Ungeſtüm als da er kam, ich ſolle ſicher ſein, daß ſeine Treue ſtetig und ſeine Eide unverbrüchlich und wahrhaft ſeien; und zu größerer Bekräftigung ſeines Wortes zog er einen koſtbaren Ring vom Finger und ſteckte ihn mir an.

So ging er, und ich blieb in einem Zuſtande zurück, ich weiß nicht, ob betrübt oder heiter; in Verwirrung jedenfalls und in tiefen Gedanken, das kann ich ſagen, und beinahe ohne Beſinnung ob des ungeahnten Ereigniſſes. Ich hatte nicht den Mut, oder ich dachte nicht daran, mein Mädchen zu ſchelten ob des begangenen Verrats, daß ſie Don Fernando in mein eignes Gemach eingelaſſen; denn noch war ich nicht einig mit mir, ob es Glück oder Unglück ſei, was mir begegnet war. Beim Abſchied ſagte ich ihm, da ich jetzt die Seinige ſei, könne er, wie dieſe Nacht, durch Vermittlung der nämlichen Dienerin mich auch andre Nächte beſuchen, bis er es wolle, daß das Geſchehene veröffentlicht werde. Allein er kam keine Nacht mehr, ausgenommen die folgende, und ich bekam ihn auf der Straße und in der Kirche über einen Monat nicht zu ſehen, währenddeſſen ich mich bemühte nach ihm zu forſchen, obgleich ich wußte, daß er im Städtchen war und faſt jeden Tag auf die Jagd ging, was ſeine Lieblingsbeſchäftigung war. Jene Tage und jene Stunden, wohl weiß ich noch, wie ſie mir bitter und ſchmerzlich waren, und wohl weiß ich, wie ich damals an Don Fernandos Treue zu zweifeln, ja den Glauben daran zu verlieren begann. Und das auch weiß ich noch wohl, wie meine Dienerin jetzt die Worte zu hören bekam, die ſie, zur herben Mißbilligung ihres Erdreiſtens, früher nicht von mir gehört hatte. Ich weiß, wie

ich mir Gewalt antun mußte, um über meine Tränen und die Mienen meines Gesichts zu wachen, damit ich meinen Eltern keine Veranlassung gäbe, mich über die Gründe meiner Mißstimmung zu fragen und mich zum Ersinnen von Lügen zu nötigen. Aber alles dies endete in einem Augenblick, als nämlich der kam, wo jede Rücksicht beiseite gesetzt, jeder Gedanke an Ruf und Ehre vergessen wurde, wo die Geduld zu Ende ging und meine geheimsten Gedanken zutage traten. Und das geschah darum, weil man wenige Tage später im Ort erzählte, in einer nahe gelegenen Stadt habe sich Don Fernando mit einer Dame vermählt, die über alle Maßen schön sei, die Tochter sehr vornehmer Eltern, wiewohl nicht so reich, daß sie um ihrer Mitgift willen Anspruch auf eine so hohe Verbindung hätte erheben können. Man sagte, sie heiße Luscinda; man erzählte auch anderes, was bei ihrer Vermählung vorgegangen und was staunenswert ist.

Cardenio hörte den Namen Luscinda — indessen tat er nichts weiter, als daß er die Schultern an den Kopf zog, sich auf die Lippen biß, die Brauen runzelte und gleich darauf zwei Tränenbäche aus den Augen herniederstürzen ließ. Doch Dorotea hörte darum mit der Fortsetzung ihrer Erzählung nicht auf und sprach: Die schmerzliche Nachricht kam mir zu Gehör. Aber statt daß mein Herz darob zu Eis erstarren sollte, entbrannte es so gewaltig von Ingrimm und Raserei, daß wenig daran fehlte, ich wäre laut schreiend auf die Gassen hinaus gestürzt und hätte die schmähliche Tücke und Verräterei offen verkündet, die gegen mich verübt worden. Aber diesen Wutanfall dämpfte für den Augenblick der Gedanke, ich müßte noch in derselben Nacht das ins Werk setzen, was ich zu tun vorhatte: nämlich diese Tracht anzulegen, die mir einer von den Burschen, die man bei den Landleuten Hirtenbuben nennt, ein Diener meines Vaters, dazu geliehen. Und nachdem ich ihm mein ganzes Un-

glück anvertraut hatte, erſuchte ich ihn, mich nach der Stadt zu begleiten, wo ſich, wie ich gehört, mein Feind aufhielt. Er mißbilligte mein Unterfangen und tadelte meinen Entſchluß; aber da er mich auf meinem Willen feſt beharren ſah, erbot er ſich, mir bis ans Ende der Welt, wie er ſich ausdrückte, treue Geſellſchaft zu leiſten. Sogleich packte ich in einen leinenen Kiſſenüberzug ein Frauengewand, ein paar Kleinodien und etwas Geld für den Notfall, und in der Stille jener Nacht, ohne meine verräteriſche Zofe zu benachrichtigen, begleitet von meinem Diener und von tauſenderlei Gedanken, verließ ich mein Haus und begab mich auf den Weg nach der Stadt, zwar zu Fuß, aber wie im Fluge fortgeführt von dem Wunſche rechtzeitig hinzukommen, wenn auch nicht, um zu hindern, was ich für geſchehen hielt, ſo doch wenigſtens Don Fernando aufzufordern, er ſolle mir ſagen, wie er das Herz gehabt habe, ſo etwas zu tun.

In dritthalb Tagen gelangte ich, wohin ich begehrte. Als ich die Stadt betrat, fragte ich nach dem Hauſe von Luſcindas Eltern, und der erſte, an den ich dieſe Frage richtete, antwortete mir mehr als ich hätte wiſſen mögen. Er ſagte mir das Haus und alles, was ſich bei der Vermählung der Tochter des Hauſes zugetragen; alles ſo ſtadtbekannt, daß überall im Orte die Leute zuſammenſtehen, um davon zu erzählen. Er berichtete mir, an dem Abend, wo Don Fernando ſich mit Luſcinda vermählte, ſei ſie, nachdem ſie das Jawort gegeben, von einer tiefen Ohnmacht befallen worden, und als ihr Gatte ſich ihr genähert, um ſie aufzuſchnüren, damit ſie Luft ſchöpfe, habe er bei ihr einen von ihrer eigenen Hand geſchriebenen Brief gefunden, worin ſie ſagte und beteuerte, ſie könne nicht Don Fernandos Gemahlin werden, weil ſie die Cardenios ſei, welcher, wie der Mann mir ſagte, ein ſehr vornehmer Edelmann aus derſelben Stadt ſei, und wenn ſie Don Fernando das Jawort gegeben, ſo ſei der Grund, daß ſie nicht von der Pflicht des Gehorſams gegen ihre

Eltern habe abweichen wollen. Kurz, solche Äußerungen habe der Brief enthalten, daß er ersehen ließ, sie habe die Absicht gehabt, sich nach geschehener Trauung umzubringen; der Brief gab die Gründe an, weshalb sie sich das Leben genommen habe. Alles dies, sagt man, wurde durch einen Dolch bestätigt, den man, ich weiß nicht in welchem Stück ihrer Kleidung fand. Wie nun Don Fernando das ersah, bedünkte es ihn, daß Luscinda ihn zum besten gehabt, verhöhnt und verachtet habe. Er stürzte sich auf sie, ehe sie noch wieder zu sich gekommen, und wollte sie mit dem nämlichen Dolche, den man bei ihr gefunden, erstechen; und er hätte das auch vollführt, wenn ihre Eltern und die andern Anwesenden ihn nicht daran gehindert hätten. Ferner heißt es, daß Don Fernando sogleich die Stadt verließ und Luscinda sich nicht vor dem folgenden Tage von ihrer Ohnmacht erholte, wo sie dann ihren Eltern erzählte, daß sie in Wahrheit die Gattin jenes Cardenio sei, dessen ich erwähnte. Auch erfuhr ich, jener Cardenio sei, soviel die Leute sagten, bei der Trauung zugegen gewesen, und als er sie vermählt sah, was er nie geglaubt hätte, sei er in Verzweiflung aus der Stadt enteilt und habe Luscinda einen Brief zurückgelassen, worin er die Kränkung, die sie ihm angetan, zu aller Kenntnis brachte, und sagte, er werde hingehen, wo ihn Menschen nimmer zu sehen bekämen. Dies alles war in der ganzen Stadt bekannt und verbreitet, alle Leute redeten davon. Aber sie redeten noch mehr, als sie erfuhren, Luscinda sei aus dem Hause ihrer Eltern und aus der Stadt verschwunden. Man konnte sie nirgends finden. Ihre Eltern verloren schier den Verstand darüber und wußten nicht, welches Mittel sie ergreifen sollten, um sie wieder zu erlangen.

Diese Nachrichten ließen meine Hoffnungen wieder aufdämmern, und ich hielt es nun für besser, Don Fernando nicht, als ihn vermählt gefunden zu haben. Es deuchte mir, die

Pforte zu meiner Rettung sei noch nicht völlig verschlossen, und ich bildete mir ein, möglicherweise habe der Himmel dies Hindernis der zweiten Ehe entgegengestellt, um ihn zur Erkenntnis seiner Verpflichtungen gegen die erste und zur Einsicht zu bringen, daß er ein Christ und seinem Seelenheil mehr schuldig sei als menschlichen Rücksichten. All diese Gedanken wälzte ich in meinem Geiste hin und her und sprach mir Trost zu, ohne Trost zu finden, und spiegelte mir ferne, schwache Hoffnungen vor, um die Last dieses Lebens weiter tragen zu können, das ich jetzt verabscheue.

Während ich nun noch in der Stadt weilte und, weil ich Don Fernando nicht fand, ungewiß war, was ich tun sollte, kam ein öffentlicher Ausruf mir zu Ohren, in welchem ein großer Findelohn jedem versprochen wurde, der meinen Aufenthalt nachwiese, wobei mein Alter und die Kleidung, die ich trug, genau angegeben war. Und zugleich hörte ich sagen, man erzähle, daß der Junge, der mich begleitete, mich aus dem Hause meiner Eltern entführt habe. Das traf mich ins Herz, weil ich erkannte, wie tief mein Ruf gesunken sei, indem man es nicht hinreichend fand, daß ich ihn durch meine Flucht eingebüßt, sondern noch hinzufügte, mit wem ich geflohen, während der Genannte doch so tief unter mir und meiner redlichen Gedanken so unwert war. Im Augenblick, wo ich den öffentlichen Ausruf hörte, eilte ich zur Stadt hinaus mit meinem Diener, der bereits verriet, daß er in der Treue, die er mir verheißen, zu wanken begann. Noch in der nämlichen Nacht, da wir fürchten mußten entdeckt zu werden, gelangten wir mitten in die dichten Waldungen dieses Gebirges.

Aber wie man zu sagen pflegt, ein Unglück reicht dem andern die Hand, und das Ende eines Leidens ist der Anfang zu einem neuen und schwereren Leiden, so erging es mir. Denn sobald mein redlicher Diener, bisher treu und zuverlässig, mich

in dieser Einöde sah, wollte er, von seiner eignen Schurkerei mehr als von meiner Schönheit angereizt, die Gelegenheit benutzen, die ihm seines Bedünkens diese Wüstenei darbot, und alle Scham und noch mehr die Furcht Gottes wie die Achtung vor mir außer Augen setzend, verfolgte er mich mit Liebesanträgen. Und da er sah, daß ich mit gebührenden, streng verweisenden Worten der Schamlosigkeit seiner Zumutungen begegnete, ließ er die Bitten beiseite, mit denen er es zuerst versucht hatte, und begann Gewalt zu brauchen. Allein der gerechte Himmel, der selten oder nie seine Obhut und Gunst redlichem Wollen versagt, stand dem meinigen bei, so daß ich mit meinen geringen Kräften und mit geringer Anstrengung ihn in einen steilen Abgrund hinabstürzte, wo ich ihn liegen ließ, ich weiß nicht, ob tot oder lebend. Und ohne Zögern, mit größerer Behendigkeit, als mein Schrecken und meine Ermüdung zu gestatten schien, flüchtete ich tiefer ins Gebirge, ohne andern Gedanken und Plan, als mich da versteckt zu halten, um meinem Vater und denen, die in seinem Auftrage nach mir suchten, zu entgehen.

Ich weiß nicht, wieviel Monate es her ist, seit ich zu diesem Zwecke diese Gegend betrat. Ich fand hier einen Herdenbesitzer, der mich als seinen Diener in einem Dorf im Innersten des Gebirges mitnahm. Ich diente ihm während dieser ganzen Zeit als Hirtenjunge und suchte mich immer auf dem Felde aufzuhalten, damit ich dieses Haar vor ihm verbergen könnte, das mich heute so unvermutet euch verraten hat. Aber all mein Mühen und all meine Vorsicht war und blieb erfolglos, da mein Herr zuletzt doch in Erfahrung brachte, daß ich kein Mann sei, und in ihm der nämliche böse Gedanke aufstieg wie bei meinem Diener. Aber da das Glück nicht immer mit den Nöten, die es uns sendet, auch die Rettungsmittel gewährt, so fand ich keine Abgründe und Schluchten, um dem Herrn vom

Leben und Lieben zu helfen, wie ich ſie früher für den Diener gefunden; und darum hielt ich es für das geringere Übel ihn im Stiche zu laſſen und mich abermals in dieſen Wildniſſen zu verbergen, als meine Kraft oder meine Vorſtellungen ihm gegenüber zu verſuchen.

So nahm ich aufs neue zu meinem Verſteck meine Zuflucht, um einen Ort zu ſuchen, wo ich ungeſtört mit Seufzern und Tränen zum Himmel beten könnte, daß er ſich meines Unglücks erbarme und mir Geiſteskraft verleihe und ſeine Hilfe, um aus dieſem Elend zu kommen oder das Leben in dieſer Einöde zu laſſen, ohne daß ein Angedenken bleibe an dieſe Unglückliche, deren Erlebniſſe ſo ganz unverſchuldet den Stoff dazu gegeben, daß in ihrer Heimat und in fremden Landen ſie in den Mund der Leute und in üble Nachrede gekommen iſt.

Neunundzwanzigſtes Kapitel,

welches von dem anmutigen Kunſtgriff und ſchlauen Mittel handelt, ſo angewendet ward, um unſern verliebten Ritter aus der gar harten Buße zu erlöſen, die er ſich auferlegt hatte.

Dies iſt, meine Herren, der wahrhafte Verlauf meines Trauerſpiels. Bedenkt und urteilt jetzt, ob es für die Seufzer, die ihr gehört, die Worte, die ihr vernommen, und die Tränen, die aus meinen Augen floſſen, nicht genugſame Veranlaſſung war, in reichlichſter Fülle zutage zu treten. Und wenn ihr die Art meines Unglücks erwägt, werdet ihr erkennen, daß Tröſtung vergeblich iſt, da Abhilfe nicht möglich iſt. Ich bitte euch um nichts weiter, als daß ihr, was ihr mit Leichtigkeit tun könnt und müßt, mir Rat erteilet, wo ich mein Leben verbringen kann, ohne daß mich Furcht und Entſetzen ob der Möglichkeit tötet, von den Leuten, die mich ſuchen, entdeckt zu werden. Denn wie-

wohl ich weiß, daß die große Liebe meiner Eltern zu mir jedenfalls mir eine gute Aufnahme bei ihnen verbürgt, so fühle ich mich doch schon bei dem bloßen Gedanken, vor ihren Augen nicht so, wie sie es hofften, erscheinen zu müssen, von so großer Scham ergriffen, daß ich es für besser erachte, mich für immer aus ihrer Gegenwart zu verbannen, als mit der Besorgnis in ihr Angesicht zu schauen, daß sie das meinige jener Sittsamkeit entfremdet sehen, die sie sich von mir ehemals versprechen durften.

Hier schwieg sie, und ihr Antlitz bedeckte sich mit einer Bläße, die ihrer Seele Schmerz und Scham wohl klar zeigte. Und in ihren Seelen empfanden die, so ihr zugehört, so viel Betrübnis als Staunen ob ihres harten Geschicks. Und wiewohl der Pfarrer ihr sofort seinen Trost und Rat erteilen wollte, nahm Cardenio zuerst das Wort und sprach: Also du, Señora, bist die schöne Dorotea, die einzige Tochter des reichen Clenardo?

Dorotea war hoch erstaunt, als sie den Namen ihres Vaters hörte und die ärmliche Erscheinung des Mannes sah, der ihn genannt hatte; denn es ist schon bemerkt worden, in wie jämmerlichem Aufzug Cardenio einherging. Daher sagte sie zu ihm: Und wer seid Ihr, guter Freund, daß Ihr so den Namen meines Vaters wißt? Denn bis jetzt, wenn ich mich recht entsinne, habe ich ihn in der ganzen Erzählung meines Mißgeschicks noch nicht genannt.

Ich bin, antwortete Cardenio, jener vom Glück Verlassene, welchen Luscinda, wie Ihr erklärt habt, Señora, für ihren Gatten erklärte. Ich bin der unselige Cardenio, den jener Elende, der auch Euch in dies Elend verlockte, dahin gebracht hat, daß Ihr mich in diesem Zustande seht, abgerissen, nackt, jeder menschlichen Tröstung, und was schlimmer ist, des Verstandes entbehrend, da ich ihn nur besitze, wenn es dem Himmel manchmal beliebt, mir ihn auf kurze Zeit zu vergönnen. Ich bin es, Dorotea, der bei den Missetaten Don Fernandos zu-

gegen war und der dort harrend stand, um aus Luscindas Munde das Ja zu hören, mit welchem sie sich zu seinem Eheweib erklärte. Ich bin es, der den Mut nicht hatte, den Verfolg ihrer Ohnmacht und das Ergebnis des Briefes, den man in ihrem Busen fand, abzuwarten, weil meine Seele nicht die Kraft besaß, so viel herbe Schicksale auf einmal zu ertragen. So schied ich vom Hause und von der Geduld und ließ einem Gastfreunde einen Brief zurück mit der Bitte, ihn in Luscindas Hände zu legen, und begab mich hierher, um in dieser Einöde mein Leben zu beschließen, das ich von dem Augenblicke an wie meinen Todfeind haßte. Allein das Verhängnis hat es mir nicht rauben wollen; es begnügte sich, mir den Verstand zu rauben, vielleicht weil es mich für das Glück aufbewahren wollte Euch zu finden. Denn wenn wahr ist, was Ihr eben erzähltet, und ich glaube, es ist wahr, so wäre es noch immer möglich, daß der Himmel uns einen besseren Ausgang unserer Mißgeschicke vorbehalten hätte als wir gedacht; denn da, wie nun feststeht, Luscinda sich mit Don Fernando nicht vermählen kann, weil sie die Meine ist, und Don Fernando nicht mit ihr, weil er der Eure ist, und Luscinda sich so offen und unumwunden ausgesprochen hat, so dürfen wir wohl hoffen, der Himmel werde uns zurückerstatten, was unser ist, weil es ja noch immer sein Dasein behauptet und weder uns entfremdet noch zunichte geworden. Und da wir also diesen Trost besitzen, der nicht etwa aus sehr ferner Hoffnung erzeugt noch auf törichte Einbildungen gegründet ist, so bitte ich Euch, Señora, in Eurem ehrenhaften Sinn einen andern Entschluß zu fassen, wie auch ich tun will, und Euer Gemüt auf das Erhoffen besseren Glücks zu bereiten. Ich schwöre Euch bei Ritterwort und Christentreue, ich werde Euch nicht verlassen, bis ich Euch im Besitze Don Fernandos sehe, und wenn ich ihn nicht mit vernünftigen Gründen dazu bewegen kann, daß er

anerkenne, was er Euch schuldig ist, dann werde ich von der freien Befugnis Gebrauch machen, die mir dadurch vergönnt ist, daß ich ein Edelmann bin und also mit voller Berechtigung ihn herausfordern kann, um ihm nach Gebühr für die Ungebühr zu lohnen, die er Euch zufügt. Meiner eigenen Kränkungen will ich nicht eingedenk sein und deren Bestrafung dem Himmel überlassen, um auf Erden den eurigen abzuhelfen.

Bei Cardenios Worten stieg Doroteas Erstaunen auf den höchsten Grad, und da sie nicht wußte, wie sie ihm für so große Anerbietungen danken sollte, wollte sie seine Füße umfassen und küssen; aber Cardenio gab es nicht zu. Der Lizentiat antwortete für beide und sprach seine Billigung aus ob der edlen Worte Cardenios; insbesondere aber drang er in sie beide mit Bitten, gutem Rat und freundlichem Zureden, sie möchten mit ihm in sein Dorf gehen, wo sie sich mit allem, was ihnen fehlte, versorgen könnten, und dort werde man dann Anstalt treffen, wie Don Fernando aufzusuchen sei, wie Dorotea zu ihren Eltern zu bringen oder wie sonst alles vorzunehmen sei, was ihnen zweckmäßig erscheine. Cardenio und Dorotea dankten ihm und nahmen die angebotene Freundlichkeit an.

Der Barbier, der allem gespannt und schweigend beigewohnt hatte, brachte nun auch seine wohlgemeinten Worte an und erbot sich, mit nicht geringerer Bereitwilligkeit als der Pfarrer, zu allem, was ihnen dienlich sein könne. Auch berichtete er in Kürze den Beweggrund, der sie hierher geführt, und die seltsame Verrücktheit Don Quijotes, sowie daß sie seinen Schildknappen erwarteten, der weggegangen sei, um den Ritter aufzusuchen. Wie im Traume erinnerte sich jetzt Cardenio des Streites, den er mit Don Quijote gehabt, und er erzählte ihn den andern, aber er wußte nicht zu sagen, um was es sich dabei gehandelt habe.

Indem hörten sie lautes Rufen und erkannten Sancho Panzas Stimme, der, weil er sie an der Stelle, wo er sie ver-

laſſen hatte, nicht mehr fand, mit ſchallendem Geſchrei nach ihnen rief. Sie gingen ihm entgegen und fragten ihn nach Don Quijote. Er erzählte ihnen, wie er ihn halbnackt gefunden, im bloßen Hemde, ganz ſchwach, blaßgelb im Geſicht, ſterbend vor Hunger und nach ſeiner Herrin Dulcinea ſeufzend. Und wiewohl er ihm geſagt, ſie ſelbſt befehle ihm, dieſen Ort zu verlaſſen und nach Toboſo zu ziehen, wo ſie ihn erwarte, ſo habe er doch entgegnet, er ſei feſtiglich entſchloſſen, vor ihrer Huldſeligkeit ſich nicht erſchauen zu laſſen, bis denn er ſolcherlei Taten getan, daß man tätlich befinde, wie er würdig ſei ihrer liebwerten Gunſt. Und wenn das ſo weiter ginge, ſo liefe er Gefahr, weder ein Kaiſer zu werden, wie es ſeine Pflicht und Schuldigkeit ſei, noch auch nur ein Erzbiſchof, was doch das Geringſte ſei, was er werden könne. Daher möchten ſie ſich überlegen, was zu tun ſei, um ihn von dort wegzubringen.

Der Lizentiat erwiderte ihm, er ſolle unbeſorgt ſein, ſie würden ihn, ſo widerwillig er ſich auch bezeige, ſchon fortbringen. Und er erzählte alsbald Dorotea und Cardenio, was ſie ſich ausgedacht, um Don Quijote zu heilen oder wenigſtens nach ſeinem Hauſe zurückzuführen. Worauf Dorotea ſagte, ſie würde das hilfsbedürftige Fräulein beſſer darſtellen als der Barbier; zudem habe ſie Kleider hier, um die Rolle ganz nach der Natur zu ſpielen. Sie möchten ihr nur die Sorge überlaſſen, alles vorzuſtellen, was zur Ausführung ihres Planes erforderlich ſei; denn ſie habe viele Ritterbücher geleſen und verſtünde ſich gut auf den Stil, in dem die bedrängten Fräulein ſprächen, wenn ſie ſich Vergünſtigungen von fahrenden Rittern erbäten.

Dann iſt weiter nichts erforderlich, ſprach der Pfarrer, als daß man es ſogleich ins Werk ſetze. Denn gewiß, das Glück zeigt ſich mir günſtig, da ſo ganz unvermutet, meine Herrſchaften, die Türe zu eurem Heil ſich zu erſchließen beginnt und die, deren wir bedurften, ſich uns gleichzeitig darbietet.

Dorotea holte alsbald aus ihrem Kissenüberzug ein reiches Schleppkleid von einem gewissen feinen Wollenstoff hervor, nebst einer Mantille von prächtigem grünem Zeug, und aus einem Kästchen ein Halsband mit andern Kostbarkeiten, womit sie sich in einem Augenblick so ausstaffierte, daß sie wie eine vornehme reiche Dame aussah. Alles dies und noch andres, sagte sie, habe sie aus dem Elternhause für alle Fälle mitgenommen, und bis jetzt habe sich noch keine Gelegenheit geboten, wo sie es hätte brauchen können. Alle waren entzückt von ihrer Anmut, ihrem lieblichen Wesen, ihren Reizen, und aller Urteil stand nun fest, daß Don Fernando sich auf Frauen wenig verstehe, da er eine so ungewöhnliche Schönheit verschmähe. Wer aber am meisten staunte, war Sancho Panza; denn es bedünkte ihn — wie es auch wirklich der Fall war — er habe alle seine Lebtage ein so schönes Geschöpf nicht mit Augen gesehen. Er bat daher den Pfarrer sehr angelegentlich, er möchte ihm doch sagen, wer dieses holdselige Ritterfräulein sei und was selbige in dieser unwirtlichen Gegend zu suchen habe.

Diese schöne Dame, antwortete der Pfarrer, Freund Sancho, ist nichts mehr und nichts weniger als die hohe Prinzessin, die Erbin im rechten Mannesstamme, vom großen Königreich Mikomikón, und selbige hat sich auf die Suche nach Eurem Herrn begeben, um eine Vergabung und Vergünstigung von ihm zu erflehen, die darin besteht, daß er einer Ungebühr oder Unbill abhelfen soll, so ein böser Riese ihr angetan. Und ob des Ruhmes echten, rechten Rittertums, welchen Euer Herr in allen bis jetzt entdeckten Landen hat, kommt besagte Königstochter von Guinea um ihn aufzusuchen.

Glückliches Suchen und glückliches Finden! sprach hier Sancho Panza; und zumal wenn mein Herr soviel Glück hat und die Unbill wieder gut macht und das Unrecht wieder zurechte bringt und jenen Bankert von Riesen totschlägt, von dem Euer

Gnaden erzählt. Und totschlagen wird er ihn allerdings, wenn er ihn nur findet, vorausgesetzt, daß es keine Spukgestalt ist, denn gegen Spukereien hat mein Herr keinerlei Gewalt. Aber eins will ich Euer Gnaden vor anderm bitten, Herr Lizentiat. Nämlich, damit nicht etwa meinen Herrn die Lust anwandelt Erzbischof zu werden, was ich gar sehr fürchte, so soll Euer Gnaden ihm den Rat geben, sich gleich mit der Prinzessin da zu verheiraten, und dergestalt wird's ihm unmöglich gemacht, die erzbischöflichen Weihen zu empfangen, und er gelangt mit aller Leichtigkeit zu seinem Kaisertum, und ich ans Ziel meiner Wünsche. Denn ich habe mir's wohl überlegt, und ich finde, soviel mich angeht, es ist nicht gut für mich, wenn mein Herr ein Erzbischof wird, weil ich für die Kirche nicht zu brauchen bin, sintemal ich verheiratet bin. Und soll ich dann herumlaufen und Dispens einholen, daß ich, trotzdem ich Frau und Kinder habe, von einer Kirchenpfründe Einkommen haben darf, da würde man niemals fertig damit. Sonach dreht sich alles dadrum, daß mein Herr sich mit dem Fräulein da verheiratet; ich weiß aber noch nicht, wie Ihro Gnaden heißt, und darum nenne ich sie nicht mit ihrem Namen.

Sie heißt Prinzessin Mikomikona, antwortete der Pfarrer; denn da ihr Königreich Mikomikón heißt, so ist es klar, daß sie so heißen muß.

Daran ist kein Zweifel, versetzte Sancho. Ich habe auch schon viele ihre Familien- und Stammesnamen von dem Ort entlehnen sehen, wo sie geboren wurden. So nannten sie sich Pedro von Alcalá, Juan de Úbeda oder Diego von Valladolid; und dasselbe muß auch in Guinea der Brauch sein, daß die Königinnen den Namen ihres Königreichs annehmen.

So wird es wohl sein, sprach der Pfarrer; und was Eures Herrn Verheiratung betrifft, so will ich dabei tun, was nur in meinen Kräften steht.

Hierüber war Sancho ebenso vergnügt als der Pfarrer erstaunt über seine Einfalt und über die Leichtgläubigkeit, mit der er sich die nämlichen Torheiten wie sein Herr in den Kopf gesetzt, da er es für zweifellos hielt, daß dieser es zum Kaiser bringen würde.

Inzwischen hatte sich Dorotea bereits auf das Maultier des Pfarrers gesetzt, und der Barbier hatte seinen Farrenschwanz hart vor dem Gesicht befestigt. Sie forderten Sancho auf, sie zu Don Quijote zu führen, und wiesen ihn an, sich nicht merken zu lassen, daß er den Lizentiaten oder den Barbier kenne. Denn wenn sein Herr es zum Kaiser bringen solle, so käme es hauptsächlich darauf an, daß er sie nicht kenne. Zwar wollte weder der Pfarrer noch Cardenio mit den andern gehen; Cardenio nicht, damit Don Quijote nicht an seinen Streit mit ihm erinnert werde, und der Pfarrer, weil seine Gegenwart für den Augenblick noch nicht nötig war. So ließen sie denn jene voranziehen, und sie selber folgten ihnen langsam zu Fuße nach. Der Pfarrer hatte es inzwischen nicht versäumt, Dorotea zu unterweisen, was sie zu tun habe; worauf sie erwiderte, sie möchten nur ohne Sorge sein; alles werde, ohne daß nur ein Titelchen daran fehle, so geschehen, wie es die Ritterbücher erheischen und schildern.

Dreiviertel Meilen etwa mochten sie gewandert sein, als sie Don Quijote inmitten unwegsamer Felsen entdeckten, bereits wieder angekleidet, jedoch ohne Rüstung. Und sobald Dorotea seiner ansichtig ward und von Sancho hörte, es sei Don Quijote, gab sie ihrem Zelter einen Schlag mit der Geißel. Der Barbier folgte ihr nach, und wie sie in seine Nähe kamen, sprang der wohlbebartete Bartscherer vom Maultier herab und nahm Dorotea in die Arme; sie stieg munter und mit großer Leichtigkeit ab und warf sich vor dem Ritter auf die Knie. Obschon dieser sich aufs äußerste bemühte sie aufzuheben, so stund sie

doch nimmer vom Boden empor und tat zu ihm folgende Ansprache:

Von dieser Scholle werde ich nimmer emporstehen, Ritter sonder Furcht und Tadel, bis Dero Fürtrefflichkeit und Edelmut mir eine Vergünstigung zusagt, welche Euch zu Ehren ausschlagen wird und Eurer Person zum Preise und zu Nutz und Frommen der trostlosesten, der bedrängtesten Jungfrau, welche Gottes Sonne je erschaut hat; und wenn in Wahrheit die Mannhaftigkeit Eures starken Armes dem Ruf Eurer unsterblichen Gloria entspricht, dann seid Ihr verpflichtet, großgünstigen Beistand der Glückverlassenen zu leihen, die dem Heldengeruch Eures Namens von so fernen Landen nachzieht und Euch aufsucht zur Errettung aus ihrer Trübsal.

Ich werde Euch kein Wörtlein antworten, allerschönste Herrin mein, erwiderte Don Quijote, und ein mehreres in Euren Sachen nicht anhören, bis daß Ihr Euch vom Boden erhebet.

Ich werde mich nicht erheben, antwortete das schmerzensreiche Fräulein, so nicht zuvor von Eurer Höflichkeit die Vergünstigung, die ich erbitte, mir zugesagt worden.

Ich sage sie Euch zu und gewähre sie, versetzte Don Quijote, mit dem Beding jedoch, daß sie nimmer vollbracht werden dürfe zur Schädigung und Beschwer meines Königs, meines Vaterlands und derer, die da den Schlüssel hat zu meinem Herzen und meiner Freiheit.

Sie wird nicht zur Schädigung und Beschwer gereichen allen selbigen, die Ihr benamset habt, mein edler Herr, entgegnete das schmerzenreiche Fräulein.

Mittlerweilen näherte sich Sancho Panza dem Ohr seines Herrn und flüsterte ihm leise zu: Señor, ganz wohl kann Euer Gnaden ihr Begehr gewähren, denn es ist ein wahres Nichts. Es besteht bloß darin, daß Ihr einen gewaltigen Riesen tot-

schlagen sollt, und die da, welche es begehrt, ist die hohe Prinzessin Mikomikona, die Königin im großen Reich Mikomikón in Äthiopien.

Möge sie sein, was sie wolle, entgegnete Don Quijote, ich werde tun, wozu ich verpflichtet bin und was mir mein Gewissen vorschreibt, gemäß dem Beruf, zu dem ich geschworen.

Und sich zu dem Fräulein wendend, sprach er: Möge Eure erhabene Huldseligkeit sich erheben, denn ich gewähre Euch Beistand und Vergünstigung, so Ihr begehrt.

Wohl denn, sprach das Fräulein, mein Begehr ist, daß Eure großherzige Person sofort mit mir dahin eile, wohin ich Euch zu führen gedenke, und daß Ihr mir verheißet, Euch keines andern Abenteuers noch Verlangens anzunehmen, bevor Ihr mir zur Rache helfet an einem Bösewicht, der wider alles göttliche und menschliche Recht sich meines Reiches angemaßt hat.

Hiermit tu' ich kund, daß ich selbiges gewähre, erwiderte Don Quijote, und sonach könnt Ihr, edle Herrin, itzund wie hinfüro, Euch des Trübsinns abtun, der Euch drückt, und Euer darniedergelegenes Hoffen neuen Mut und Kraft gewinnen lassen. Denn mit Hilfe Gottes und meines starken Armes werdet Ihr Euch alsbalde wieder eingesetzt sehen in Euer Reich und sitzend auf dem Stuhle Eurer alten weitreichenden Herrschaft, zu Trutz und Ärgernus allen Schurken, die dem zuwider sein möchten. Und nun Hand ans Werk, denn im Zaudern, sagen die Leute, pflegt die Gefahr zu sitzen.

Das hilfsbedürftige Fräulein gab sich beharrlichst alle Mühe, ihm die Hände zu küssen. Aber Don Quijote, der in all und jedem sich als einen feingesitteten und höflichen Ritter zeigte, gab das nie und nimmer zu, hob sie vielmehr vom Boden auf und umarmte sie mit feinster Sitte und Höflichkeit und befahl sodann Sancho, Rosinantes Sattel und Gurt gehörig zu besorgen und ihn gleich auf der Stelle zu waffnen. Sancho

nahm die Rüſtung herunter, die wie ein Siegesmal an einem Baume hing, ſah nach Roſinantes Gurt und waffnete ſeinen Herrn in einem Augenblick. Und wie dieſer ſich wohlgerüſtet ſah, ſprach er: Auf nun, ziehen wir in Gottes Namen hin, dieſer hohen Herrin Beiſtand zu leiſten.

Der Barbier lag noch immer auf den Knien und gab ſich die größte Mühe, das Lachen zu verbeißen und ſeinen Bart feſtzuhalten, deſſen Abfallen vielleicht ihnen allen ihren wohlgemeinten Plan vereitelt hätte. Da er aber ſah, wie die Vergünſtigung ſchon gewährt war, und wie eilfertig Don Quijote ſich bereit machte, die Zuſage zu erfüllen, ſo ſtand er auf und faßte ſeine Herrin an der Hand, und beide gemeinſam hoben ſie auf das Maultier. Sofort beſtieg Don Quijote den Roſinante, der Barbier ſetzte ſich auf ſeinem Tiere zurecht, Sancho aber wanderte zu Fuß, wobei er an den Verluſt ſeines Grauen dadurch, daß er ihn jetzt entbehren mußte, aufs neue gemahnt wurde. Aber all dieſes ertrug er mit Freuden, weil es ihn bedünkte, ſein Herr ſei jetzt auf dem Wege, ja ganz nahe daran, ein Kaiſer zu werden. Denn er glaubte, Don Quijote werde ſich ohne Zweifel mit dieſer Prinzeſſin verheiraten und aufs mindeſte König von Mikomikón werden. Nur das machte ihm Kummer, daß dies Königreich im Negerlande läge und die Leute, die man ihm zu Untertanen gäbe, ſämtlich Neger ſein würden.

Hierfür aber fand er alsbald in ſeiner Vorſtellung ein gutes Mittel, und er ſprach zu ſich ſelber: Was liegt mir dran, ob meine Untertanen Schwarze ſind? Was braucht's weiter, als ſie aufs Schiff zu laden und nach Spanien zu bringen, wo ich ſie verkaufen kann und man mir ſie bar bezahlen wird? Und mit dem Gelde kann ich alsdann ein Gut, das den Adel verleiht, oder ein Amt kaufen, um davon all meine Lebenstage geruhſam zu leben. Ja, leg' dich nur ſchlafen! Und hab' nicht ſoviel Verſtand und Geſchick, um eine Sache ordentlich anzufangen und

dreißig- oder meinetwegen zehntausend Untertanen im Handumdrehen zu verschachern! Nein, bei Gott, ich will sie mir aufjagen, groß und klein, im Ramsch oder wie ich's sonst fertig bringe; und sind sie auch schwarz, so will ich ihre Farbe in silberweiß oder goldgelb verwandeln! Kommt nur, glaubt nur, ich tät' wie ein Blödsinniger an den Fingern kauen!

Mit diesen Gedanken war er so beschäftigt und so vergnügt, daß er den Kummer vergaß, zu Fuße gehen zu müssen.

All dieses beobachteten Cardenio und der Pfarrer hinter Dornbüschen hervor und wußten nicht, wie sie es anfangen sollten, sich der Gesellschaft anzuschließen. Jedoch der Pfarrer, der ein gar anschlägiger Kopf war, kam gleich darauf, wie ihr Zweck zu erreichen sei. Er nahm nämlich eine Schere, die er in einem Futteral bei sich trug, schnitt Cardenio mit großer Behendigkeit den Bart ab, zog ihm seinen eignen grauen Rock an, gab ihm den schwarzen Mantel darüber, und er selbst blieb nur in Hosen und Wams. Cardenio aber war ein so ganz andrer als vorher geworden, daß er sich selbst im Spiegel nicht erkannt hätte. Als dies vollbracht, gelangten sie, obschon während ihrer Umkleidung die andern weiter gegangen waren, ohne Mühe früher als diese auf die Landstraße, weil das viele Gestrüpp und die schlimmen Wege in der Gegend die Leute zu Pferd nicht so schnell fortkommen ließen als die zu Fuß. Wirklich gelangten sie sogleich beim Abstieg vom Fußweg auf die ebene Straße, und wie Don Quijote mit den Seinigen herunterkam, stellte sich der Pfarrer hin und betrachtete ihn ernst und bedächtig, gab durch Gebärden kund, daß er ihn wiedererkenne, und nachdem er ihm geraume Zeit ins Gesicht geschaut, eilte er ihm mit offnen Armen entgegen und rief laut: Gesegnet sei die Stunde, da ich ihn wiedersehe, ihn, den Spiegel des Rittertums, meinen trefflichen Landsmann Don Quijote von der Mancha, des Edelsinns Blume und Perle, Schutz und Rettung der Bedrängten, Quintessenz der

fahrenden Ritter! Und dieſes ſagend, umfaßte er am Knie das linke Bein Don Quijotes. Der aber war höchſt betroffen über alles, was er den Mann ſagen hörte und tun ſah. Er betrachtete ihn mit höchſter Aufmerkſamkeit und erkannte ihn endlich; er war ſchier entſetzt, den Pfarrer hier zu ſehen, und tat ſein möglichſtes, um vom Pferde zu ſteigen. Allein der Pfarrer ließ es nicht zu; weshalb Don Quijote ſprach: Laßt mich, Herr Lizentiat; es iſt nicht recht, daß ich zu Pferde ſitze, während ein ſo hochwürdiger Herr wie Ihr zu Fuß iſt.

Das werde ich nie und unter keiner Bedingung zugeben, entgegnete der Pfarrer. Wolle Eure erhabene Perſon nur zu Pferde bleiben, denn zu Pferde vollbringt Ihr die größten Heldentaten und Abenteuer, die zu unſern Zeiten erlebt worden. Für mich aber, einen (obſchon unwürdigen) Prieſter, iſt es ſchon genug, mich auf die Kruppe eines Maultiers dieſer Herrſchaften zu ſetzen, die mit Euer Gnaden des Weges ziehn, falls es ihnen nicht zuwider iſt. Und auch auf ſolchem Sitze ſchon wird es mir ſein, als ritte ich auf dem Pferde Pegaſus, ja auf dem Zebra oder Schlachtroß, das jenen berühmten Mohren Muzaraque trug, welcher noch heutigen Tages in dem breiten Hügel Zulema verzaubert liegt, der ſich nicht fern von der berühmten Stadt Complutum (Alcalá) erhebt.

Daran hatte ich wirklich nicht gedacht, mein geehrter Herr Lizentiat, erwiderte Don Quijote, und ich bin überzeugt, meine gnädige Prinzeſſin wird geruhen, aus Gefälligkeit gegen mich, ihrem Knappen zu befehlen, daß er Euer Gnaden den Sitz auf dem Sattel ſeines Maultiers einräume; er aber kann ſich auf die Kruppe ſetzen, falls das Tier es verträgt.

Gewiß verträgt es das, ſo viel ich glaube, verſetzte die Prinzeſſin; und ich weiß auch, daß es nicht nötig iſt, ſolches meinem Herrn Knappen anzubefehlen, denn er iſt ſo höflich und von feiner Sitte, daß er nicht zugeben wird, daß ein geiſt-

licher Herr zu Fuße geht, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, daß er reite.

So ist es, sagte der Barbier, stieg im Nu ab und bot dem Pfarrer den Sattel an, und dieser nahm ihn ein, ohne sich lange bitten zu lassen. Aber das Schlimme dabei war, daß, wie der Barbier auf die Kruppe steigen wollte, das Maultier, das ein Mietgaul war, — was zur Genüge besagt, daß es bösartig war, — die Hinterfüße in die Höhe warf und ein paarmal so mächtig ausschlug, daß, wenn es den Meister Nikolas auf Brust oder Kopf getroffen hätte, er sicher seine Reise zur Auffindung Don Quijotes zum Teufel gewünscht hätte. Aber auch so schon erschrak er darob so heftig, daß er zu Boden stürzte und dabei so wenig acht auf den Bart hatte, daß er ihm abfiel. Wie er sich nun ohne Bart sah, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und jammerte, es seien ihm die Backenzähne ausgeschlagen. Wie Don Quijote diesen ganzen Knäuel Bart ohne Kinnbacken und ohne Blut, weit von dem Gesicht des hingestürzten Knappen liegen sah, sprach er: So mir Gott helfe, das ist ein großes Wunder! Das Tier hat ihm den Bart abgeschlagen und aus dem Gesichte gerissen, grade als hätte man ihn vorsätzlich abgeschnitten.

Der Pfarrer sah, wie sein Anschlag Gefahr lief aufgedeckt zu werden, holte den Bart in aller Eile und brachte ihn zu der Stelle, wo Meister Nikolas noch schreiend lag, drückte dessen Kopf an seine Brust und setzte ihm den Bart mit einem Ruck wieder an, wobei er etliches murmelte, was, wie er sagte, ein Zauberspegen sei, der die Kraft habe Bärte festzumachen, wie sie gleich sehen würden. Wie er ihm nun den Bart wieder angelegt hatte, trat er zur Seite, und da zeigte sich der Barbier so heil und so wohl bebartet als vorher. Darob verwunderte sich Don Quijote über die Maßen und bat den Pfarrer, wenn er Ge-

legenheit dazu finde, möchte er ihn den Zauberſpruch lehren; denn er meine, deſſen Kraft müſſe ſich noch auf viel mehr als auf das Anſetzen von Bärten erſtrecken. Es ſei doch klar, daß da, wo der Bart ausgeriſſen worden, Haut und Fleiſch wund und zerriſſen ſein müſſe; da aber der Spruch all dieſes heile, ſo ſei er für noch andres als den Bart mit Nutzen zu gebrauchen.

Allerdings iſt das der Fall, entgegnete der Pfarrer und verſprach, ihn den Spruch bei erſter Gelegenheit zu lehren.

Sie kamen nun überein, für jetzt ſolle der Pfarrer aufſteigen und die andern drei ſollten ſtreckenweiſe mit ihm abwechſeln, bis ſie zu der Schenke kämen, die gegen zwei Meilen von dort ſein müſſe. Während ſo drei ritten, nämlich Don Quijote, die Prinzeſſin und der Pfarrer, und drei zu Fuße gingen, Cardenio, der Barbier und Sancho Panza, ſprach Don Quijote zu dem Fräulein: Herrin mein, Eure Hoheit wolle die Führung übernehmen, wohin Euch zumeiſt Begehr iſt.

Bevor ſie antworten konnte, ſprach der Lizentiat: Zu welchem Reiche will Eure Herrlichkeit uns führen? Vielleicht zum Königreich Mikomikón? Ja, ſo muß es ſein, oder ich verſtehe mich ſchlecht auf Königreiche.

Sie, die ſich auf alles wohl verſtand, merkte, daß ſie ja antworten müſſe, und ſagte demgemäß: Ja, Herr Lizentiat, zu dieſem Königreiche geht mein Weg.

Wenn dem ſo iſt, ſprach darauf der Pfarrer, ſo müſſen wir mitten durch mein Dorf reiſen, und von da wird Euer Gnaden den Weg nach Cartagena einſchlagen, wo Ihr Euch, ſo das Glück will, einſchiffen könnt, und iſt der Wind günſtig, die See ruhig und ohne Stürme, ſo ſeid Ihr wohl in weniger als neun Jahren in Sicht des großen Sees Mäona, ich meine Mäotis (Aſowſches Meer), welcher wenig mehr als hundert Tagereiſen diesſeits von Euer Hoheit Königreich liegt.

Euer Gnaden ist im Irrtum, werter Herr, sprach sie; denn es ist noch nicht zwei Jahre her, seit ich von dort abgereist bin, und wahrlich hatte ich dabei niemals gut Wetter. Und dessenungeachtet bin ich jetzt hierher gelangt, um hier zu erblicken, was ich so sehr ersehnte, nämlich den Herrn Don Quijote von der Mancha, von welchem, sobald ich den Fuß auf Spaniens Boden setzte, Kunde zu meinen Ohren drang. Und diese Kunde ist's, die mich antrieb, ihn aufzusuchen, um mich seinem Edelmut zu befehlen und mein Recht dem Heldentum seines unbesieglichen Arms anzuvertrauen.

Nicht weiter! Laßt ab von solchem Lobpreis, sprach hier Don Quijote, denn aller Art von Schmeichelei bin ich feind; und selbst wenn dies keine Schmeichelei wäre, so verletzen solche Reden doch immer meine keuschen Ohren. Was ich sagen kann, Herrin mein, ob ich nun Heldensinn besitze oder nicht, — was ich davon besitze oder nicht besitze, soll Eurem Dienste gewidmet sein, bis ich des Lebens verlustig gehe. Und indem wir dies bis zu seiner Zeit beruhen lassen, bitte ich den Herrn Lizentiaten mir zu sagen, welche Ursache ihn hierher geführt hat, so ganz allein, ohne Diener und so leicht gekleidet, daß ich darob wahrhaft erschrocken bin.

Darauf werde ich kurz antworten, erwiderte der Pfarrer. Euer Gnaden wisse, daß ich mit Meister Nikolas, unserm Freund und Barbier, nach Sevilla ging, um gewisse Gelder zu erheben, die ein Verwandter von mir, der vor vielen Jahren nach Indien gegangen, mir geschickt hatte. Es war nicht wenig: es überstieg sechzigtausend vollwichtige Pesos, was keine Kleinigkeit ist. Wie wir aber gestern durch diese Gegend kamen, überfielen uns vier Räuber und nahmen uns alles ab, ja selbst den Bart, und dergestalt haben sie uns ihn abgenommen, daß der Barbier sich einen falschen ansetzen mußte; und auch diesen jungen Mann, — hier zeigte er auf Cardenio, — haben sie

übel zugerichtet und aller Habe beraubt. Und das Schönſte bei der Sache iſt, daß man in der ganzen Umgegend ſich erzählt, unſere Räuber gehören zu einer Kette Galeerenſklaven, welche, gerade hier in der Nähe, ein tapfrer Mann befreit hat, ein Mann von ſolcher Heldenkraft, daß er ſie trotz dem Kommiſſär und den Wächtern von den Feſſeln losmachte. Der Mann muß gewiß nicht bei Verſtande ſein oder ein ebenſo arger Schurke wie ſie ſelber oder ein Menſch ohne Herz und ohne Gewiſſen, da er den Wolf unter die Schafe losließ, den Fuchs unter die Hühner, die Mücke unter die Honigtöpfe. Er wollte die Gerechtigkeit um das Ihrige betrügen, wider ſeinen König und angeſtammten Herrn ſich auflehnen, da er gegen deſſen gerechte Gebote handelte; er wollte, ſag' ich, die Galeeren ihrer Arme berauben, die heilige Verbrüderung in Aufruhr bringen, ſie, die ſchon ſeit vielen Jahren ruhte; kurz, er wollte eine Tat ausführen, die ſeiner Seele Verderben und ſeinem Leibe keinen Gewinn bringen wird.

Sancho hatte dem Pfarrer und dem Barbier das Abenteuer mit den Galeerenſklaven erzählt, welches ſein Herr ſo ruhmvoll zu Ende gebracht, und deshalb drückte ſich der Pfarrer bei ſeiner Erzählung ſo ſtark aus, um zu ſehen, was Don Quijote ſagen oder tun werde. Der aber wechſelte die Farbe bei jedem Wort und wagte nicht zu ſagen, daß er der Befreier dieſer Biedermänner geweſen.

Dieſe alſo, ſagte der Pfarrer, waren es, die uns beraubten, und Gott in ſeiner Barmherzigkeit verzeihe es jenem, der nicht zuließ, ſie ihrer wohlverdienten Strafe zuzuführen.

Dreißigstes Kapitel,

welches von der Klugheit der schönen Dorotea handelt, nebst andern sehr ergötzlichen und unterhaltenden Dingen.

Kaum hatte der Pfarrer geendet, so sprach Sancho: Nun meiner Treu, Herr Lizentiat, der diese Heldentat getan, das war mein Herr, und nicht als ob ich es ihm nicht vorher schon gesagt und ihn gewarnt hätte, er solle wohl bedenken, was er tue, und es sei eine Sünde, sie zu befreien, denn sie kämen auf die Galeeren, weil sie ausgemachte Schurken seien.

Dummer Tölpel, fiel hier Don Quijote ein, den fahrenden Ritter geht es nicht an und ist nicht seine Sache zu untersuchen, ob die Bekümmerten, mit Ketten Beladenen, Bedrückten, die er auf den Wegen antrifft, um ihrer Schuld willen oder um ihres Unglücks willen in solchem Aufzug umhergehen und sich in solchem Elend befinden. Es ist seine Aufgabe, lediglich ihnen als Hilfsbedürftigen beizustehen, er hat auf ihre Leiden zu sehen und nicht auf ihre Schelmenstreiche. Ich traf einen wahren Rosenkranz, eine aufgereihte Schnur jammervoller unglückseliger Leute, und mit denen tat ich, was meine Ordenspflicht mir gebeut, und mit allem übrigen mag es werden, wie es will. Und wem das mißbehagt, mit Respekt vor der heiligen Würde des Herrn Lizentiaten und vor seiner hochgeehrten Person, dem sag' ich, er versteht gar wenig in Sachen des Rittertums und lügt wie ein Hurensohn und schlechter Kerl, und das will ich ihm mit meinem Schwerte so beweisen, wie es anderswo ausführlicher geschrieben steht.

So sprach er, setzte sich in den Bügeln fest und drückte die Sturmhaube in die Stirn; denn die Barbierschüssel, die nach seiner Meinung der Helm des Mambrin war, hatte er solange

am vorderen Sattelknopf hängen, bis er sie von den Mißhandlungen, die sie bei den Galeerensklaven erlitten, wieder heilen lassen könnte.

Dorotea, die verständig und voll witziger Einfälle war, wollte, da sie Don Quijotes verschrobene Eigentümlichkeiten bereits wohl kannte und sah, daß alle, mit Ausnahme Sancho Panzas, ihn zum besten hielten, nicht zurückbleiben und sprach, als sie ihn so aufgebracht sah: Herr Ritter, es möge Euer Gnaden im Angedenken bleiben, daß Ihr mir eine Vergünstigung zugesprochen habt, und daß Ihr Euch in Gemäßheit derselben keines andern Abenteuers annehmen dürft, so dringlich auch selbiges sein möge. Beruhige Euer Gnaden Euer Herze; denn hätte der Herr Lizentiat gewußt, daß durch diesen nie besiegten Arm die Galeerensklaven ihre Befreiung erlangten, so hätte er sich lieber mit drei Stichen den Mund vernäht, ja, er hätte sich dreimal auf die Zunge gebissen, ehe er ein Wort gesagt hätte so Euer Gnaden zum Ärgernus gereichte.

Gewiß, darauf schwöre ich, versetzte der Pfarrer, ja, ich hätte mir lieber den halben Schnurrbart abgeschnitten.

So werd' ich denn schweigen, Herrin mein, sprach Don Quijote, und werde den gerechten Zorn niederkämpfen, der bereits in meinem Busen emporgestiegen, und werde geruhig und friedsam einherziehen, bis daß ich Euch die zugesagte Vergünstigung ins Werk gerichtet. Aber zum Entgelt dieses redlichen Fürhabens bitte ich Euch, mir zu sagen, sofern es Euch nicht zur Unannehmlichkeit gereicht: von was für Art ist Eure Bedrängnus? imgleichen wieviele, wer und welcher Art sind die Feinde, an denen ich Euch gebührende, zufriedenstellende und vollständige Rache zuwege bringen soll?

Mit Freuden will ich sotanes tun, antwortete Dorotea, so es Euch nicht etwa beschwerlich fällt, großem Leid und Bedrängnissen Euer Ohr zu leihen.

Solches wird mir nicht beschwerlich fallen, entgegnete Don Quijote.

Worauf Dorotea erwiderte: Sintemalen dem so ist, so merket auf meine Rede, liebwerte Herren.

Kaum hatte sie dies gesagt, so stellten sich Cardenio und der Barbier ihr zur Seite, begierig zu vernehmen, wie sich die kluge Dorotea ihre Geschichte ersinnen werde. Das nämliche tat Sancho, der aber ebenso in Täuschung über sie befangen war wie sein Herr. Sie aber begann, nachdem sie sich im Sattel zurechtgesetzt und sich mit Husten und allerhand Bewegungen zum Sprechen vorbereitet, folgendermaßen:

Zuvörderst will ich Euch wissen lassen, meine hochpreislichen Herren, ich heiße ....

Hier stockte sie, denn ihr war der Name entfallen, den der Pfarrer ihr beigelegt hatte. Er aber kam ihr zu Hilfe, denn er merkte wohl, wo sie der Schuh drückte, und sprach: Es ist kein Wunder, gnädiges Fräulein, daß Euer Hoheit in Verwirrung gerät und außer Fassung kommt bei Erzählung so trüber Schicksale, die es ja in der Regel an sich haben, daß sie dem von ihnen Gequälten oftmalen das Gedächtnis rauben, dergestalt, daß er sich nicht einmal seines eigenen Namens erinnert. Und so haben Eure Schicksale mit Eurer Herrlichkeit getan, da es Euch entfallen ist, daß Ihr Euch die Prinzessin Mikomikona nennt, die Erbin des großen Königreichs Mikomikón. Mit diesem Fingerzeig wird Eure Hoheit alles, was Euch zu berichten beliebt, leichtlich wieder in Hochdero vom Schmerz angegriffenes Gedächtnis zurückbringen.

So ist es in der Tat, entgegnete das Fräulein, und nun, glaub' ich, wird es hinfüro nicht mehr erforderlich sein, mir einen Fingerzeig zu geben; ich denke, ich werde mit meiner wahrhaften Geschichte glücklich in den Hafen einlaufen. Selbige besagt folgendes: Der König, mein Vater, welcher Tinakrio der Viel-

wiſſer hieß, war hochgelahrt in der Kunſt, ſo man Magie benennt. Durch ſeine Wiſſenſchaft brachte er es heraus, daß meine Mutter, welche Königin Jaramilla hieß, früher als er ſterben, er aber bald darauf ebenfalls aus dieſem Leben ſcheiden müßte und ich als vater- und mutterloſe Waiſe zurückbleiben würde. Aber dieſes bekümmerte ihn, wie er ſagte, nicht ſo ſehr, als ihn die klar von ihm erkannte Gewißheit beängſtigte, daß ein ungeſchlachter Rieſe, der Beherrſcher einer großen Inſel, die faſt an unſer Reich grenzt, namens Pandafilando mit dem finſtern Blick (alſo genannt, weil es eine ausgemachte Sache iſt, daß er, wiewohl ſeine Augen an ihrer richtigen Stelle ſtehen und gradaus ſehen, dennoch immer ſcheel blickt, als ob er wirklich ſchielte; das tut er aber aus Bosheit, und um jeden, den er anſieht, in Furcht und Schrecken zu ſetzen). Alſo ſag' ich, mein Vater ſah voraus, daß ſelbiger Rieſe, ſobald er meine Verwaiſung erführe, mit großer Macht mein Reich überziehen und es vollſtändig rauben und mir nicht ein einzig Dorf als Zufluchtſtätte übrig laſſen würde. Zwar wußte er auch, daß ich all dieſes Verderbens, all dieſes Unheils ledig gehen könne, wenn ich mich mit ihm vermählen wollte. Allein ſeines Erachtens durfte er nicht glauben, es werde mir je in den Sinn kommen, eine ſo ungleiche Ehe einzugehen. Und darin ſagte er die reine Wahrheit, denn es fiel mir nicht im entfernteſten ein, mich mit ſelbigem Rieſen zu verehelichen; aber ebenſowenig mit einem andern, und wenn er auch noch ſo groß und ungeheuerlich wäre. Mein Vater ſagte mir ferner, ſobald er tot ſei und ich den Pandafilando in mein Reich einbrechen ſähe, ſolle ich mich nicht etwa damit aufhalten, mich zur Wehr zu ſetzen, weil ich mich dadurch zugrunde richten würde; ſondern ich ſolle ihm das Königreich frei und ohne Hindernis überlaſſen, wenn ich vermeiden wolle, mich dem Tod und meine guten, getreuen Untertanen dem völligen Verderben preiszugeben; denn es werde unmöglich ſein, mich vor der teuf-

lischen Kraft des Riesen zu schirmen. Vielmehr sollte ich sofort mit etlichen meiner Leute mich auf den Weg nach den hispanischen Landen begeben, wo ich Rettung aus meinen Nöten finden, nämlich einen fahrenden Ritter treffen würde, dessen Ruhm zu diesen Zeiten über dieses ganze Reich verbreitet sei, und selbiger Ritter solle, wenn ich mich recht erinnere, Don Gesotten oder Dunkelschote heißen.

Don Quijote wird er gesagt haben, fiel hier Sancho Panza ein, oder mit andern Worten, der Ritter von der traurigen Gestalt.

So ist's in Wirklichkeit, sprach Dorotea. Ferner sagte mein Vater, der Ritter werde hoch von Wuchs, hager von Gesicht sein und werde auf der rechten Seite unter der linken Schulter oder nahe dabei ein braunes Muttermal mit Haaren wie Borsten haben.

Wie Don Quijote das hörte, sprach er zu seinem Schildknappen: Komm her, mein Sohn Sancho, hilf mir die Kleider ablegen; ich will nachsehen, ob ich der Ritter bin, von dem jener gelahrte König geweissagt hat.

Warum denn will Euer Gnaden die Kleider ablegen? fragte Dorotea.

Um zu sehen, ob ich das Muttermal habe, von welchem Euer Vater gesprochen hat, antwortete Don Quijote.

Dazu ist kein Auskleiden vonnöten, sprach Sancho; weiß ich ja doch, daß Euer Gnaden ein Muttermal mit den besagten Merkmalen mitten auf dem Rückgrat hat, ein Zeichen, daß Ihr ein Mann von großen Kräften seid.

Das genügt, sprach Dorotea; denn unter guten Freunden muß man nicht auf Kleinigkeiten sehen, und ob es an der Schulter oder am Rückgrat ist, tut wenig zur Sache. Genug, daß ein Muttermal vorhanden ist, und da mag es denn sein, wo es wolle, sintemal alles doch ein Fleisch ist. Und ohne Zweifel hat

mein Vater in allem das Richtige getroffen, und auch ich hab's getroffen, indem ich meine Sache dem Herrn Don Quijote anbefahl. Er iſt's offenbar, von dem mein Vater geſprochen, da die Merkzeichen des Geſichts zu denen des hohen Rufes ſtimmen, deſſen dieſer Ritter nicht nur in Spanien, ſondern in der ganzen Mancha genießt. Denn kaum war ich in Oſuna gelandet, da hörte ich von ihm ſoviel Heldentaten erzählen, daß mir gleich mein Herz ſagte, er müſſe der nämliche ſein, den ich aufzuſuchen gekommen.

Aber Herrin mein, wie kann Euer Gnaden in Oſuna gelandet ſein, fragte Don Quijote, wenn es doch kein Seehafen iſt?

Ehe jedoch Dorotea noch antworten konnte, kam der Pfarrer zuvor und ſagte: Gewiß hat die gnädige Prinzeſſin ſagen wollen, daß nach ihrer Landung zu Málaga der erſte Ort, wo ſie Kunde von Euer Gnaden erhielt, Oſuna war.

So habe ich ſagen wollen, ſprach Dorotea.

Und ſo iſt's in Richtigkeit, verſetzte der Pfarrer. Euer Majeſtät wolle nur weiter ſprechen.

Es iſt da nichts weiter zu ſprechen, entgegnete Dorotea, als daß letztlich mein Schickſal, indem es mich den Herrn Don Quijote auffinden ließ, ſich ſo günſtig geſtaltet hat, daß ich mich ſchon für die Königin und Herrin meines geſamten Reiches anſehe und erachte, ſintemalen er nach ſeiner edlen Sitte und Großherzigkeit mir die Vergünſtigung zugeſagt hat mit mir hinzuziehen, wohin ich ihn führen werde. Und führen will ich ihn nirgends anderswohin, als wo ich ihn dem Pandafilando mit dem finſtern Geſicht gegenüberſtelle, damit er ihn töte und mir das wiedererſtatte, weſſen der Rieſe ſich gegen mich widerrechtlich angemaßt hat. Und all dies wird nach Herzenswunſch geſchehen, denn ſo hat es geweisſagt Tinakrio der Vielwiſſer, mein edler Vater. Selbiger hinterließ auch mündlich und ſchriftlich in kaldäiſcher Schrift oder in griechiſcher, —

denn lesen kann ich sie nicht: — wenn dieser Ritter, von welchem er geweissagt, den Riesen geköpft hat und sich dann mit mir vermählen will, so solle ich auf der Stelle und ohne Widerrede mich ihm zu seiner rechtmäßigen Ehegattin überantworten und ihm den Besitz meines Königreichs zugleich mit dem meiner Person gewähren.

Wie bedünkt dich das, Freund Sancho? fiel hier Don Quijote ein. Hörst du, was vorgeht? Sagte ich dir es nicht? Sieh nun, ob wir nicht alsbald ein Königreich zu beherrschen und eine Königin zu heiraten bekommen.

Darauf will ich einen Eid leisten, sprach Sancho. Ein lumpiger Bankert, der sich nicht gleich verheiratet, sowie er dem Herrn Pantoffelhand die Kehle abgeschnitten hat! Mein Sixchen, die Königin ist gar häßlich! Ich wollte, es täte jeder Floh in meinem Bett sich in so was verwandeln.

Und mit diesen Worten machte er ein paar Luftsprünge und schlug sich dabei auf die Fußsohlen, mit Freudenbezeugungen über alles Maß, faßte sofort die Zügel von Doroteas Maulesel und hielt ihn an, warf sich auf die Knie vor ihr und bat sie, ihm die Hände zu reichen, damit er zum Zeichen, daß er sie zu seiner Königin und Gebieterin annehme, einen Kuß darauf drücken dürfe.

Wer von den Umstehenden hätte beim Anblick der Verrücktheit des Herrn und der Einfalt des Dieners nicht lachen müssen? Dorotea reichte ihm wirklich die Hände und verhieß, ihn zu einem großen Herrn in ihrem Reiche zu machen, falls der Himmel ihr das Glück verleihe, daß sie es wieder erlange und besitze. Sancho dankte ihr dafür mit solchen Ausdrücken, daß er bei allen lautes Gelächter hervorrief.

Dieses also, meine Herren, fuhr Dorotea jetzt fort, ist meine Geschichte. Es erübrigt mir nur noch euch zu sagen, daß von all dem Geleite, das ich aus meinem Reiche mitnahm,

mir allein dieser biedre bärtige Knappe übrig geblieben. Die andern alle sind in einem heftigen Sturm in Sicht des Hafens ertrunken. Er und ich sind wie durch ein Wunder auf zwei Brettern ans Land entkommen; und so ist der Verlauf meines Lebens durchaus Wunder und verborgenes Rätsel, wie ihr bemerkt haben werdet. Wenn ich aber in irgend einem Punkte zu weitläufig gewesen bin oder nicht so ganz das Richtige gesagt, wie ich sollte, so werft die Schuld auf den Umstand, welchen der Herr Lizentiat zu Anfang meiner Erzählung hervorhob, daß langdauernde und ungewöhnliche Nöte dem das Gedächtnis rauben, der sie erleidet.

Mir, erhabene und hochgemutete Prinzessin, sprach Don Quijote, sollen es all die Nöte nicht rauben, die ich zu Eurem Dienst ertragen werde, so groß und unerhört sie auch sein mögen. Und so bestätige ich aufs neue die Vergünstigung, so ich Euch zugesagt habe, und schwöre, mit Euch bis ans Ende der Welt zu ziehn, bis daß ich mich Eurem ingrimmigen Feinde gegenüber sehe, welchem ich gedenke, durch Gottes Hilfe und meines Armes Stärke den Kopf abzuschlagen mit der Schneide dieses — ich will nicht sagen guten Schwertes, dank dem Ginés von Pasamonte, der mir das meinige geraubt hat.

Diese letzten Worte murmelte er zwischen den Zähnen und fuhr dann fort: Und habe ich ihm den Kopf abgehauen und Euch in friedlichen Besitz Eures Landes gesetzt, dann soll es Eurem Willen anheimgestellt sein, über Eure Person so zu verfügen, wie es hinfür Euch belieben mag. Denn solange mein Gedächtnis anderwärts in Beschlag genommen, mein Wille gefangen, meine Denkfähigkeit verloren ist um jener Holden willen, die .... ich sage nicht mehr! .... solange ist es mir nicht vergönnt, auch nur in Gedanken der Möglichkeit einer Vermählung ins Auge zu schauen, und wäre es mit dem Vogel Phönix selber.

So großes Mißfallen hatte Sancho an den letzten Worten, die sein Herr über das Ablehnen der Verheiratung sprach, daß er mit gewaltigem Ärger die Stimme erhub und sprach: Hol' mich der und jener! Ich schwör's bei dem und jenem: Herr Don Quijote, Euer Gnaden ist nicht bei vollem Verstand. Denn wie ist's möglich, daß Euer Gnaden nur im Zweifel sein kann, ob Ihr eine so hohe Prinzessin wie diese heiraten wollt? Glaubt Ihr etwa, das Schicksal wird Euch hinter jedem Chausseestein ein solches Glück bieten, wie es Euch jetzt geboten wird? Ist vielleicht unser Fräulein Dulcinea schöner? Wahrhaftig nicht, nicht einmal halb so schön; ja, ich darf sagen, daß sie dem Fräulein hier nicht das Wasser reicht. Wenn es so geht, zum Henker! wie soll ich die Grafschaft kriegen, auf die ich warte, wenn Euer Gnaden Artischocken auf hoher See suchen will? Heiratet, heiratet auf der Stelle, und mag Euch der Satanas behilflich sein, und nehmt mir dies Königreich, daß Euch mit Kußhänden zugeworfen wird, und wenn Ihr König seid, macht mich zum Markgrafen oder zum Statthalter, und hernach mag meinetwegen der Teufel die ganze Welt holen.

Don Quijote, der solche Lästerungen gegen seine Herrin Dulcinea ausstoßen hörte, konnte das nicht aushalten. Er erhub seinen Spieß, und ohne Sancho ein Wort zu sagen und ohne den Mund nur einmal aufzutun, versetzte er ihm zwei so mächtige Streiche, daß er ihn zu Boden warf, und hätte nicht Dorotea laut aufgeschrieen, er solle doch mit Schlägen einhalten, so hätte er ihm sicher auf der Stelle das Leben genommen.

Denkt Er, sagte er zu ihm nach einer kleinen Weile, Er schlechter Bauer, es soll immer so gehen, daß ich die Hände in die Hosen stecke, und es soll stets alles damit abgetan sein, daß Er sündigt und ich ihm verzeihe? O, das bilde er sich nicht ein, verfluchter Schurke, denn das bist du jedenfalls, sintemal deine Zunge die unvergleichliche Dulcinea anzutasten gewagt hat.

Weißt du nicht, du Lump, du Bettler, du Taugenichts, wenn nicht die Kraft wäre, die ſie meinem Arm eingießt, daß ich deren nicht ſo viel hätte, um nur einen Floh umzubringen? Sage Er doch, Er Schelm mit der Vipernzunge, wer hat das Königreich erobert und dem Rieſen den Kopf abgeſchlagen und Ihn zum Markgrafen gemacht, — denn all dieſes iſt meines Erachtens ſchon ſo gut als geſchehen und ein- für allemal abgemacht, — wer, wenn nicht Dulcineas Tapferkeit, die meinen Arm zum Werkzeug ihrer Heldentaten genommen hat? Sie kämpft in mir und ſiegt in mir, und in ihr lebe ich und atme und habe Leben und Daſein in ihr. Er Bankert, Er Schuft, wie undankbar iſt Er! Sieht ſich aus dem Staub der Erde erhoben zu einem Edelmann mit Rittergut, und eine ſo große Wohltat vergilt Er der Wohltäterin mit Läſterungen!

Sancho war nicht ſo übel zugerichtet, daß er nicht all die Worte ſeines Herrn deutlich vernommen hätte. Er erhub ſich ganz hurtig vom Boden, nahm Stellung hinter Doroteas Zelter, und von dieſer Schutzwehr aus ſprach er zu ſeinem Herrn: Sagt mir, Señor, wenn Euer Gnaden entſchloſſen iſt, dieſe große Prinzeſſin nicht zu heiraten, ſo iſt's klar, daß Ihr das große Königreich nicht bekommt, und wenn Ihr's nicht bekommt, welche Gnaden könnt Ihr mir erweiſen? Das iſt's eben, was mir weh tut. Heiratet, gnädiger Herr, heiratet unter aller Umſtänden dieſe Königin, wir haben ſie ja zur Hand wie vom Himmel herabgeſchneit, und nachher könnt Ihr immerhin wieder zu unſerm Fräulein Dulcinea zurückkehren. Denn ſicher hat es ſchon manchen König in der Welt gegeben, der ſich eine Nebenfrau hielt. Den Punkt aber von wegen der Schönheit, da laß ich mich nicht drauf ein. Denn in aller Wahrheit, wenn ſie doch geſagt werden muß, beide gefallen mir, wiewohl ich das Fräulein Dulcinea niemals mit Augen geſehen.

Wie kannſt du ſie nicht geſehen haben, tückiſches Läſtermaul?

entgegnete Don Quijote. Haſt du mir nicht eben erſt eine Botſchaft von ihr gebracht?

Ich meine, antwortete Sancho, ich habe ſie nicht mit genugſamer Muße angeſehen, um mir ihre Schönheit im einzelnen und ihre Vorzüge Punkt für Punkt zu merken; aber ſo im ganzen gefällt ſie mir.

Nun hiernach will ich dir deine Schuld nachſehen, ſprach Don Quijote. Vergib auch du mir die Kränkung, die ich dir zugefügt; die erſten Regungen hat der Menſch nicht in ſeiner Gewalt.

Das ſeh' ich wohl, erwiderte Sancho. Und ſo iſt bei mir die Luſt zu plaudern immer die erſte Regung, und ich kann's nicht laſſen wenigſtens einmal herauszuſagen, was mir auf die Zunge kommt.

Trotzdem, ſprach Don Quijote, bedenke, Sancho, was du ſprichſt. Denn der Krug geht ſo lange zum Brunnen ... Weiter ſag' ich nichts.

Gut ſchon, entgegnete Sancho. Es lebt ein Gott im Himmel, der ſieht die Fallſtricke, die dem Menſchen gelegt werden, und wird Richter ſein, wer von uns beiden ſich ärger verſündigt, ich, wenn ich unrecht rede, oder Ihr, wenn Ihr unrecht handelt.

Laßt nun genug ſein, ſprach Dorotea. Eilet hin, Sancho, und küßt Eurem Herrn die Hand, bittet ihn um Verzeihung und nehmt Euch fürderhin beſſer in Obacht bei Eurem Loben und Tadeln und ſagt jener Dame Toboſo nichts mehr Böſes nach, von der ich nichts weiter weiß, als daß ich ihr zu Dienſten bereit bin. Vertraut auf den lieben Gott, und es wird Euch nicht an einem Erbgut fehlen, wo Ihr wie ein Prinz leben könnt.

Sancho ging geſenkten Hauptes hin und bat ſeinen Herrn um die Hand; der reichte ſie ihm mit ernſter Haltung zum Kuſſe und gab ihm dann ſeinen Segen. Hierauf ſagte der Ritter

zu Sancho, ſie wollten ein wenig vorangehen; er habe wichtige Dinge ihn zu fragen und mit ihm zu beſprechen. Sancho tat alſo. Die beiden gingen den andern eine kleine Strecke voraus, und Don Quijote ſprach: Seit du gekommen biſt, habe ich weder Gelegenheit noch Muße gefunden, um dich nach mancherlei Umſtänden betreffs der Botſchaft, die du hingetragen, und der Antwort, die du gebracht haſt, zu fragen; jetzt aber, da der Zufall uns Zeit und Gelegenheit vergönnt hat, ſo verſage du mir nicht die Glückſeligkeit, die du mir durch ſo erfreuliche Kunde verſchaffen kannſt.

Fragt, edler Herr, entgegnete Sancho, ſoviel Ihr nur wollt, und ich will mit allem ebenſo gut zu Ende kommen, wie ich den Anfang gemacht habe. — Aber, Herre mein, eins bitt' ich Euer Gnaden, tragt mir doch fürderhin nicht alles ſo lange nach.

Weshalb ſagſt du dieſes, Sancho? fragte Don Quijote.

Deshalb, antwortete Sancho, weil die Prügel von ſoeben doch mehr für den Streit ausgeteilt wurden, den neulich des Nachts der Teufel zwiſchen uns beiden angezettelt, als für meine heutigen Äußerungen wider Fräulein Dulcinea, welche wie eines heiligen Märtyrers Gebreſten (wiewohl ſie keines an ſich hat) von mir geſchätzt und verehrt wird, bloß weil ſie Euer Gnaden angehört.

Komme nicht wieder auf jenes Geſpräch zurück, Sancho, ſo dir dein Leben lieb iſt, entgegnete Don Quijote, denn das macht mir Verdruß. Damals habe ich dir verziehen, aber du weißt, neue Sünde fordert neue Buße.

Während dies vorging, ſahen ſie auf dem Wege, den ſie zogen, einen Mann auf einem Eſel reiten, und als er ihnen nahe war, kam er ihnen wie ein Zigeuner vor. Aber Sancho Panza, dem, wo immer er einen Eſel ſah, Herz und Augen gleich dahinter waren, hatte kaum den Mann erblickt, als er Ginés von Paſamonte erkannte, und wie man am Faden den Knäuel auf-

zieht, so zog er aus dem Zigeuner den Schluß auf seinen Esel. Und so verhielt es sich wirklich, denn es war Sanchos Grauer, auf welchem Pasamonte daher ritt. Dieser hatte, um nicht erkannt zu werden und um den Esel zu verkaufen, die Tracht der Zigeuner angelegt, deren Sprache, wie noch manche andre, er so gut redete, als wenn es seine Muttersprache wäre. Sancho sah ihn und erkannte ihn, und kaum hatte er ihn gesehen und erkannt, als er ihn mit gewaltiger Stimme anrief: Ha, du Spitzbube Ginesselchen, gib mein Kleinod her, gib mein Leben her, du sollst dich nicht bereichern mit meinem Lebensglück! Laß mir meinen Esel, laß mir meine Wonne, mach dich von dannen, du Hurenkerl; pack dich fort, du Räuber; gib heraus, was nicht dein ist!

Soviel Geschrei und Geschimpfe war indessen gar nicht nötig, denn schon beim ersten Wort sprang Ginés herab und davon, seine Füße schlugen einen Trab ein, der wie ein Galopp war, und in einem Augenblick war er fort und allen aus den Augen. Sancho eilte zu seinem Grauen, umarmte ihn und sprach zu ihm: Wie ist's dir denn ergangen, mein Teuerster, mein Herzensesel, mein treuer Geselle? Und damit küßte und liebkoste er ihn, als wär' er ein Mensch. Der Esel schwieg still, ließ sich von Sancho küssen und liebkosen und erwiderte kein Wort.

Alle kamen nun herbei und wünschten ihm Glück, daß er seinen Grauen wiedergefunden, vor allen Don Quijote, der ihm erklärte, daß er deshalb die Anweisung auf die drei Esel keineswegs zurücknehme. Sancho sagte ihm Dank dafür.

Während die beiden sich in diesem Gespräch ergingen, sagte der Pfarrer zu Dorotea, sie habe sich sehr klug gezeigt, sowohl in der Erzählung und deren Kürze, als in der Ähnlichkeit, die dieselbe mit den Ritterbüchern hatte.

Sie erwiderte, gar oft habe sie sich mit dem Lesen solcher Bücher unterhalten, aber freilich wisse sie nichts von der Lage

der Provinzen und Seehäfen, und so habe sie auf gut Glück gesagt, sie sei in Osuna gelandet.

So habe ich es mir gedacht, sprach der Pfarrer, und deshalb kam ich gleich mit meiner Bemerkung zu Hilfe, durch die alles wieder ins rechte Geleise gebracht wurde. Aber ist es nicht erstaunlich, wie leichtgläubig der unselige Junker all diese Erfindungen und Lügen für wahr hinnimmt, bloß weil sie die Art und Weise der Albernheiten aus seinen Büchern an sich tragen?

Freilich, sprach Cardenio; und so merkwürdig und unerhört ist diese Leichtgläubigkeit, daß, wenn man sie lügnerisch erfinden und mit Kunst ersinnen wollte, ich nicht glaube, daß es einen so geistreichen Schriftsteller gäbe, um auf so etwas zu kommen.

Es ist aber noch etwas andres dabei, sagte der Pfarrer. Sieht man von den Albernheiten ab, die dieser wackre Junker vorbringt, wenn es sich um seine närrischen Einbildungen handelt, so sind all seine Äußerungen höchst vernünftig, sobald man mit ihm über andre Dinge redet, und bewähren in ihm einen hellen, heiteren Geist; so daß ein jeder ihn, vorausgesetzt daß man nicht an sein Ritterwesen rührt, für einen Mann von durchaus gesundem Verstande halten muß.

Während sich diese in solcher Unterhaltung ergingen, setzte Don Quijote die seinige fort und sprach zu Sancho: Laß uns, Freund Sancho, unsre Häkeleien ins Meer der Vergessenheit versenken, und sage mir jetzt, ohne daß du dem Ärger und Groll Raum gibst: Wo, wie und wann hast du Dulcinea gefunden? Womit beschäftigte sie sich? Was für ein Gesicht machte sie, als sie meinen Brief las? Wer hat ihn dir abgeschrieben? Kurz, sage alles, was in diesem Fall du des Wissens, Erfragens, Beantwortens wert erachtest, ohne daß du etwas hinzusetzest oder erlügest, um mir Angenehmes zu erweisen, oder etwas abkürzest, um mich etwas Unangenehmes nicht hören zu lassen.

Señor, antwortete Sancho, wenn ich doch die Wahrheit sagen soll, so hat mir niemand den Brief abgeschrieben, denn ich habe den Brief gar nicht mitgenommen.

Es ist so wie du sagst, sprach Don Quijote, denn das Notizbüchlein, worin ich ihn schrieb, habe ich zwei Tage nach deinem Weggang in meinem Besitz gefunden. Es war mir das höchst unangenehm, weil ich mir nicht vorstellen konnte, was du anfangen solltest, wenn du das Fehlen des Briefes bemerken würdest, und ich dachte beständig, du würdest umkehren, sobald du ihn vermißtest.

Das wäre auch geschehen, entgegnete Sancho, hätte ich mir ihn nicht ins Gedächtnis eingeprägt, als Euer Gnaden ihn mir vorlas. Da konnte ich ihn denn einem Küster vorsagen, der ihn mir aus dem Kopfe niederschrieb, Punkt für Punkt, so daß er mir sagte, er habe zwar schon viele geistliche Bannbriefe gelesen, doch nie einen so hübschen Brief wie diesen.

Hast du ihn noch im Gedächtnis, Sancho? fragte Don Quijote.

Nein, Señor, antwortete Sancho. Sowie ich ihn hergegeben hatte und sah, daß er mir zu nichts mehr nütze war, verlegte ich mich drauf, ihn zu vergessen. Wenn mir doch noch was in der Erinnerung ist, so ist es der Satz von der fürchterlichen, ich will sagen fürstlichen Gebieterin, und der Schluß: Der Eurige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt. Und inmitten zwischen die zwei Stellen setzte ich mehr als dreihundert „Herzliebchen“ und „mein Leben“ und „Licht meiner Augen.“

Einunddreißigſtes Kapitel

Von der ergötzlichen Zwieſprach, die Don Quijote und ſein Schildknappe Sancho Panza miteinander hielten, nebſt andern Begebniſſen.

All dieſes mißbehagt mir keineswegs, ſprach Don Quijote; fahre fort. Du kamſt alſo hin, und womit beſchäftigte ſich die Königin der Schönheit? Sicher fandeſt du ſie, wie ſie Perlen aufreihte oder mit Goldfaden eine neue Deviſe für mich, den in ihren Feſſeln liegenden Ritter ſtickte.

So hab' ich ſie nicht gefunden, entgegnete Sancho, ſondern wie ſie auf ihrem Hof zwei Scheffel Weizen ſiebte.

Dann ſei gewiß, ſagte Don Quijote, die Körner dieſes Weizens waren, von ihrer Hand berührt, eitel Perlenkörner. Und wenn du genau hingeſehen haſt, Freund, war der Weizen von der guten oder rötlichen Art?

Es war nichts andres als gemeiner gelber Weizen, antwortete Sancho.

Nun, dann verſichere ich dir, ſprach Don Quijote, von ihren Händen geſiebt, gab er ohne Zweifel das feinſte Semmelbrot. Aber geh weiter! Als du ihr meinen Brief überreichteſt, hat ſie ihn geküßt? Hat ſie mit ihm die Stirn berührt? Hat ſie ihn mit irgend einer Feierlichkeit empfangen, wie ſie eines ſolchen Briefes würdig war? Oder was hat ſie überhaupt getan?

Als ich ihn ihr reichen wollte, antwortete Sancho, hatte ſie gerade eine tüchtige Menge Weizen im Sieb und war mitten im heftigſten Schütteln; da ſagte ſie zu mir: Lieber Freund, legt mir den Brief auf den Sack dort, ich kann ihn nicht leſen, bis ich den ganzen Vorrat hier fertig geſiebt habe.

Welch verſtändige Dame! ſprach Don Quijote. Sie tat dies jedenfalls, um ihn mit Muße zu leſen und ſich an ihm zu

ergötzen. Weiter, Sancho! Während sie bei ihrer Beschäftigung war, welche Zwiesprach hielt sie mit dir? Was fragte sie dich über mich? Und du, was hast du ihr geantwortet? Komm einmal zu Ende, erzähle mir alles; nicht eine Achtelnote darfst du auslassen.

Sie fragte mich gar nichts, sprach Sancho. Ich aber erzählte ihr, wie es Euch aus Liebe zu ihr erginge, indem Ihr Buße tuet, vom Gürtel aufwärts entblößt, in diesem Gebirge steckend, als ob Ihr ein Wilder wäret, auf dem Erdboden schlafend, ohne je auf einem Tischtuch zu essen, ohne Euch den Bart zu kämmen, Euer Schicksal beweinend und verwünschend.

Wenn du sagtest, ich verwünsche mein Schicksal, so muß ich deine Worte verwünschen, sagte Don Quijote. Denn ich segne es vielmehr und werde es all meine Lebenstage segnen, daß es mich der Gunst würdig machte, eine so hohe Gebieterin wie Dulcinea del Toboso zu lieben.

Ja, so hoch ist sie, versetzte Sancho, daß sie mir wahrhaftig um mehr als eine Faust über ist.

Wie das, Sancho, fragte Don Quijote. Hast du dich mit ihr gemessen.

Wir haben uns auf die Weise gemessen, antwortete Sancho, daß, wie ich herzuging, um ihr einen Sack Weizen auf einen Esel laden zu helfen, wir so nahe zusammen kamen, daß ich sehen konnte, sie sei um eine gute Hand breit größer als ich.

Freilich muß man sagen, entgegnete Don Quijote, daß sie diese Körpergröße nicht mit tausend Millionen Reizen der Seele bekleidet und schmückt!! Aber eines wirst du mir nicht in Abrede stellen, Sancho. Als du ihr so nahe kamst, Sancho, spürtest du da nicht einen sabäischen Wohlgeruch, einen balsamischen Hauch, ein, ich weiß nicht was, Fürtreffliches, daß ich nicht zu nennen imstande bin, ich meine einen Duft oder Dunst, als ob du im Laden eines modischen Handschuhmachers wärst?

Ich kann weiter nichts ſagen, entgegnete Sancho, als daß ich ſo ein bißchen muffigen Geruch von ihren Achſeln verſpürte, und das mochte wohl daher kommen, daß ſie von der vielen Arbeit ſchwitzte und ſchier trieſte.

Das kann's nicht geweſen ſein, ſprach Don Quijote; ſondern du hatteſt ſicher den Schnupfen oder mußt dich ſelbſt gerochen haben. Denn ich weiß gar wohl, wonach ſie duftet, dieſe Roſe unter Dornen, dieſe Lilie im Tal, dieſe flüſſige Ambra.

Das kann alles ſein, erwiderte Sancho; denn häufig geht von mir der Geruch aus, der mir damals von des Fräuleins Dulcinea Gnaden auszugehen ſchien. Allein darüber darf man ſich nicht verwundern, denn ein Teufel iſt gerade ſo wie der andre.

Nun gut, fuhr Don Quijote fort; wir ſind ſo weit, ſie hat ihren Weizen jetzt fertig geſiebt und in die Mühle geſendet. Wie benahm ſie ſich, als ſie meinen Brief las?

Den Brief, ſprach Sancho, den hat ſie gar nicht geleſen, denn ſie ſagte, ſie könne nicht leſen noch ſchreiben. Vielmehr zerriß ſie ihn und zerſtückte ihn in kleine Fetzen und ſagte, ſie wolle ihn niemand zu leſen geben, damit man im Dorf nicht ihre Geheimniſſe erfahre; und es ſei ſchon hinreichend, was ich ihr mündlich über Euer Gnaden Liebe zu ihr geſagt, und über die abſonderliche Buße, die Ihr von ihretwegen fortwährend übt. Und ſchließlich ſagte ſie mir, ich ſolle Euer Gnaden ſagen, ſie küſſe Euch die Hände und trage mehr Luſt Euch dort zu ſehen als Euch zu ſchreiben. Und ſonach bitte und befehle ſie Euch, nach Sicht des Gegenwärtigen ſollt Ihr Euch aus dieſen Wildniſſen entfernen und ſollt mit dem Verüben von Narreteien aufhören und ſollt Euch gleich zur Stelle auf den Weg nach el Toboſo begeben, wenn Euch eben nichts Wichtigeres aufſtieße, denn ſie habe große Begier, Euer Gnaden zu ſehen. Sie lachte mächtiglich, als ich ihr ſagte, Euer Gnaden nenne ſich den

Ritter von der traurigen Gestalt. Ich fragte sie, ob der Biskayer von neulich gekommen sei. Sie sagte mir ja, und es sei ein sehr wackerer Mann. Auch fragte ich sie nach den Galeerensklaven; allein sie erwiderte mir, sie habe bisher keinen zu Gesicht bekommen.

Soweit geht alles gut, sprach Don Quijote. Aber sage mir, welch ein Kleinod hat sie dir, da sie dich verabschiedete, für die Nachricht geschenkt, die du ihr von mir brachtest? Denn unter Rittern und Damen von der fahrenden Zunft ist es bräuchliche, alte Sitte, den Knappen, Zofen oder Zwergen, die den Rittern Nachricht von den Damen, und diesen von ihren fahrenden Helden bringen, irgend ein köstlich Kleinod zum Lohn zu verehren, als Dank für ihre Botschaft.

Das mag wohl so sein, und ich halte es für einen löblichen Brauch, allein das kann nur in vergangenen Zeiten so gewesen sein. Jetzt muß es nur Sitte sein ein Stück Brot und Käse zu verehren, denn solches war es, was mir das Fräulein Dulcinea über die Hofmauer hinüber reichte, als ich mich von ihr verabschiedete; ja, zum genaueren Wahrzeichen war es geringer Schafkäse.

Sie ist freigebig über die Maßen, entgegnete Don Quijote, und wenn sie dir kein Kleinod von Gold gab, war der Grund ohne Zweifel, daß sie im Augenblick keines zur Hand hatte. Doch ein warmer Rock ist auch nach Ostern noch zu brauchen: ich werde sie sehen, und es soll alles gut gemacht werden. Weißt du, was mich wundert, Sancho? Daß es mich bedünkt, du seiest durch die Lüfte hingeeilt und zurückgekommen; denn du bist von hier bis Toboso hin und zurück kaum mehr als drei Tage geblieben, während es von hier bis dort über dreißig Meilen ist. Deshalb meine ich, jener gelahrte Schwarzkünstler, der sich meiner Angelegenheiten annimmt und mein Freund ist, — denn notwendig ist ein solcher vorhanden und muß vorhanden sein,

sonst wäre ich kein echter, rechter fahrender Ritter, — ich sage also, selbiger hat dir sicherlich zu reisen geholfen, ohne daß du es gemerkt hast. Denn es gibt Zauberer derart, die einen fahrenden Ritter entführen, derweil er in seinem Bette schläft, und ohne zu wissen, wie und wieso, erwacht er des andern Morgens mehr als tausend Meilen von dem Ort entfernt, wo er sich am Abend zuvor befunden. Und wenn es nicht in dieser Weise stattfände, so könnten die fahrenden Ritter nicht in ihren Fährlichkeiten einander zu Hilfe kommen, wie sie dies bei jeder Gelegenheit tun. So trifft es sich einmal, daß einer in den armenischen Gebirgen mit einem Drachen im Kampfe steht oder mit sonst einem grimmigen Ungetüm oder mit irgend einem Ritter und im Gefechte den kürzeren zieht und schon auf dem Punkte steht, das Leben zu verlieren — und ehe ich mich's versehe, läßt sich hoch oben auf einer Wolke oder einem feurigen Wagen ein andrer Ritter sehen, sein Freund, der sich kurz vorher in England befand. Der bringt ihm Hilfe und errettet ihn vom Tode, und am Abend sitzt er in seinem Wohngelaß und hält sein Nachtmahl nach Herzenslust. Und doch sind es gewöhnlich von einem Ort zum andern zwei-, dreitausend Meilen, und alles das geschieht durch Kunst und Wissen jener gelahrten Zauberer, so diese mannhaften Ritter in ihre Obhut nehmen. Sonach, Freund Sancho, fällt es mir nicht schwer zu glauben, daß du in so kurzer Zeit von diesem Ort nach el Toboso hin und zurückgekommen bist, da, wie gesagt, irgend ein befreundeter Zauberkünstler dich sicherlich im Flug durch die Lüfte entführt hat, ohne daß du es merktest.

So wird's gewesen sein, sprach Sancho, denn meiner Treu, Rosinante lief, als wäre er ein Zigeunereselmit Quecksilber in den Ohren.

Freilich, versetzte Don Quijote, muß er Quecksilber in den Ohren gehabt haben oder gar eine Legion Teufel, denn die

sind Wesen, die ohne Ermüdung und soweit es sie nur immer gelüstet, reisen und andern zu reisen helfen. Aber lassen wir das beiseite, und sage mir: Was meinst du, soll ich jetzt tun in Ansehung des Gebotes meiner Herrin, daß ich sofort vor ihr Angesicht treten soll? Denn wiewohl ich weiß, daß ich verpflichtet bin, ihrem Gebote zu gehorsamen, so sehe ich mich doch durch die Vergünstigung, die ich dieser Prinzessin, die sich bei uns befindet, zugesagt habe, in die Unmöglichkeit versetzt, es zu tun, und es nötigt mich das Gesetz des Rittertums, meinem Wort eher als meiner Neigung zu genügen. Einerseits peinigt und drängt mich das Verlangen meine Herrin zu sehen, anderseits treibt und ruft mich meine feste Zusage, wie auch der Ruhm, den ich bei diesem Unternehmen erlangen werde. Indessen, was ich zu tun gedenke, soll dieses sein: Ich will mich eiligst auf den Weg zu dem Riesen machen und, gleich wie ich hinkomme, ihm den Kopf abhauen und die Prinzessin friedlich in ihr Reich einsetzen, und dann will ich auf der Stelle zurückkehren, um das Licht zu schauen, das all meine Sinne erleuchtet, und ich will ihr dann so bedeutsame Entschuldigungsgründe vorbringen, daß sie schließlich mein Zögern gutheißt, sintemal sie einsehen wird, daß alles zur Erhöhung ihrer Glorie und ihres Ruhmes gereicht. Denn alles, was ich durch die Waffen in diesem Leben mir gewonnen habe, gewinne und gewinnen werde, alles das wird mir nur dadurch zu teil, daß sie mir großgünstigen Beistand verleiht, und daß ich der ihrige bin.

Oh, oh, sprach Sancho, wie arg geschädigt seid Ihr doch an Eurem Hirn! Sagt mir einmal, Señor, ist Euer Gnaden gesonnen, diese Kriegsfahrt vergeblich zu fahren und eine so reiche Heirat vorüber und verloren gehen zu lassen wie diese, wo man Euch ein Königreich zur Mitgift reicht, welches, so hab' ich's alles Ernstes sagen hören, mehr als zwanzigtausend Meilen im Umkreis hält und Überfluß an allem hat, was der Mensch

zum Lebensunterhalt braucht und größer ist als Portugal und Kastilien zusammengenommen? Schweigt mir um Gotteswillen und schämt Euch dessen, was Ihr gesagt, und nehmt meinen Rat an und nehmt mir's nicht übel und heiratet gleich im ersten besten Dorf, wo sich ein Pfarrer findet, und wo nicht, so ist ja unser Lizentiat hier, der wird es aufs beste verrichten. Und merkt Euch, daß ich zum Ratgeben alt genug bin, und daß der Rat, den ich Euch jetzt gebe, für Euch durchaus paßt: denn besser ein Spatz in der Hand als zehn Tauben auf dem Dach, denn

Wer Gutes kann haben und Böses will,
Wird ihm Gutes erteilt, so schweige still.

Erwäge, Sancho, entgegnete Don Quijote. Wenn du den Rat, mich zu verheiraten, deshalb gibst, damit ich nach Tötung des Riesen gleich König werde und die Macht habe, dir Gnaden zu erweisen und dir das Versprochene zu gewähren, so tu' ich dir zu wissen, daß ich, auch ohne mich zu vermählen, deinen Wunsch sehr leicht erfüllen kann. Denn bevor ich in den Kampf ziehe, werde ich mir als Zugabe zu meiner Belohnung ausmachen, daß, wenn ich ihn siegreich bestehe, auch falls ich nicht heirate, mir ein Teil des Königreichs übereignet werden muß, auf daß ich ihn jedem nach meiner Wahl schenken kann. Und sobald man ihn mir übergibt, wem soll ich ihn schenken als dir?

Das ist klar, erwiderte Sancho. Jedoch beachte Euer Gnaden, daß Ihr mir ihn an der Seeküste aussucht, damit ich, wenn mir der Aufenthalt nicht behagt, meine schwarzen Untertanen einschiffen und mit ihnen anfangen kann, was ich schon gesagt habe. Auch dürft Ihr für jetzt nicht daran denken, Euch unserm Fräulein Dulcinea vorzustellen, sondern zieht hin und schlagt den Riesen tot, und da wollen wir die Sache zum Schluß

bringen; denn bei Gott, ich bin überzeugt, es wird viel Ehre und viel Vorteil dabei herauskommen.

Ich sage dir, Sancho, sprach Don Quijote, du hast ganz recht, ich werde deinen Rat annehmen, insofern er darauf hinausgeht, daß ich erst mit der Prinzessin hinziehe, bevor ich Dulcinea aufsuche. Und ich mache dir bemerklich, daß du keinem, auch nicht denen, die jetzt unsre Begleiter sind, etwas von alledem erzählst, was wir hier gesprochen und verhandelt haben. Denn sintemal Dulcinea so zurückhaltend ist und nicht will, daß man ihre Gesinnungen kenne, so wäre es nicht wohlgetan, wenn ich, oder ein andrer durch mich, sie offenbaren würde.

Aber wenn dem so ist, sprach Sancho, wie kann Euer Gnaden denn diejenigen, die Ihr durch Eures Armes Kraft besiegt, verpflichten wollen, daß sie hingehen und sich unserm Fräulein Dulcinea stellen, da dies gerade so viel heißt, als mit Eurem Namen zu unterschreiben, daß Ihr sie von Herzen gerne habt und ihr Liebhaber seid? Und da es unerläßlich ist, daß alle, die hinkommen, sich vor ihrem Angesicht auf die Knie werfen und sagen müssen, daß sie von Euer Gnaden wegen kommen, um ihr Huldigung zu leisten, wie können da euer beider Gefühle im Verborgenen bleiben?

O wie dumm, wie einfältig bist du! versetzte Don Quijote. Siehst du nicht, Sancho, daß all dieses zu ihrer größeren Verherrlichung gereicht? Denn du mußt wissen, Sancho, nach diesem unserm Ritterbrauch ist es eine große Ehre, wenn eine Dame viele fahrende Ritter hat, die ihr dienen, ohne daß deren Gedanken auf ein weiteres Ziel gehen als ihr zu dienen und ihr einzig und allein deshalb zu dienen, weil sie die hohe Dame ist, die sie ist, und ohne einen andern Lohn für ihr vielfaches und tugendsames Streben zu erhoffen, als daß die Dame darein willige, sie zu ihren Rittern anzunehmen.

Mit dieſer Art Liebe, ſprach Sancho, habe ich predigen hören, ſoll Gott lediglich um ſeiner ſelbſt willen geliebt werden, ohne daß uns Hoffnung auf Himmelslohn oder Furcht vor Höllenſtrafe treibt. Ich zwar möchte eher von deſſenwegen, was er vermag, ihm meine Liebe und Dienſte weihen.

Ei daß dich der Teufel, was für ein Bauernkerl! ſprach Don Quijote. Was für geſcheite Sachen gibſt du auf einmal her? Es ſieht gerade ſo aus, als hätteſt du ſtudiert.

Nein, aufs Wort, ich kann nicht einmal leſen, entgegnete Sancho.

Indem rief ihnen Meiſter Nikolas zu ein wenig zu warten, ſie wollten Halt machen, um an einem Brünnlein zu trinken, das ſich dort fand. Don Quijote hielt an, zu Sanchos nicht geringem Vergnügen, der ſchon müde war ſo viel lügen zu müſſen und beſorgte, ſein Herr möchte ihn mit ſeinen eigenen Worten fangen, denn obgleich er wußte, daß Dulcinea eine Bäuerin aus el Toboſo war, ſo hatte er ſie doch in ſeinem ganzen Leben nicht geſehen.

Inzwiſchen hatte ſich Cardenio die Kleider angezogen, die Dorotea trug, als ſie ſie fanden, und wiewohl nicht beſonders gut, waren ſie doch weit beſſer als die, welche er ablegte. Sie ſtiegen an der Quelle ab, und mit dem, was der Pfarrer ſich in der Schenke hatte geben laſſen, befriedigten ſie, wenn auch nur ungenügend, den großen Hunger, den ſie alle verſpürten.

Wie ſie damit beſchäftigt waren, kam ein des Weges wandernder Burſche zufällig vorüber. Er betrachtete die an der Quelle ſitzenden Leute mit großer Aufmerkſamkeit, ſtürzte auf Don Quijote zu, ſchlang die Arme um deſſen Beine, hub bitterlich zu weinen an und ſprach: O lieber Herr! Kennt mich Euer Gnaden nicht mehr? So ſeht mich genau an, ich bin jener Burſche Andrés, den Euer Gnaden von dem Eichbaum, an den ich gebunden war, losgemacht hat.

Don Quijote erkannte ihn, ergriff ihn bei der Hand und wendete sich zu den Anwesenden, indem er sprach: Auf daß die Herrschaften sehen, wie wichtig es ist, daß es fahrende Ritter auf der Erden gebe, welche den Ungebührlichkeiten und Unbilden steuern, die verübt werden von den frechen und schlechten Menschen, so auf selbiger leben, so sollt ihr erfahren: Hiebevor in Tagen, die vorübergezogen, kam ich vorübergezogen an einem Walde und hörte Geschrei und Schmerzenslaute von einem schwer leidenden, hilfsbedürftigen Menschen. Sofort eilte ich, von meiner Berufspflicht angetrieben, nach der Gegend, woher meines Bedünkens die kläglichen Töne erschollen und fand, an eine Eiche gebunden, diesen Jüngling, welcher vor euch stehet, worüber ich mich in tiefstem Herzen freue, denn er wird mir ein Zeuge sein, der mir in keinem Punkte zu lügen verstatten wird. Ich sage also, er war an die Eiche gebunden, entkleidet von der Mitte des Körpers bis hinauf, und da stand und zerfleischte ihm die Haut mit den Zügeln seiner Stute ein Bauer, der, wie ich alsbald in Erfahrung brachte, sein Dienstherr war. Und sowie ich ihn erblickte, befragte ich ihn um die Ursache so gräßlicher Geißelung. Es antwortete der Grobian, er prügle ihn, weil selbiger sein Diener sei, und weil gewisse Nachlässigkeiten, die er verschulde, mehr in Spitzbüberei als in Dummheit ihren Grund hätten. Worauf dieser Knabe sprach: Señor, er peitscht mich nur deshalb, weil ich meinen Dienstlohn von ihm verlange. Der Herr antwortete mit ich weiß nicht was für schönen Worten und Ausreden, die ich zwar anhörte, aber nicht gelten ließ. Kurz, auf mein Gebot ward er losgebunden, und ich nahm dem Bauer einen Eid ab, ihn mit nach Hause zu nehmen und ihn zu bezahlen, Real für Real, und sogar in Münzen vom schönsten Schlag. Ist dies nicht alles wahr, mein Sohn Andrés? Hast du nicht bemerkt, mit welcher gebietenden Würde ich es ihm befahl, und mit welcher Demut er alles zu

tun verhieß, was ich ihm auferlegte, ihm zu wiſſen tat, ihm anbefahl? Antworte, ſei nicht verlegen, ſprich ohn' alles Bedenken. Sag dieſen Herrſchaften, was vorgegangen, auf daß man ſehe und wohl beachte, wie es in Wirklichkeit den großen Nutzen hat, den ich dargelegt, daß es auf den Wegen weitum fahrende Ritter gibt.

Alles, was Euer Gnaden geſagt hat, iſt ſehr wahr; aber der Ausgang der Sache war ganz das Gegenteil deſſen, was Euer Gnaden ſich vorſtellt.

Wieſo das Gegenteil? fragte Don Quijote. Alſo hat dich der gemeine Bauer nicht bezahlt?

Nicht nur nicht bezahlt, antwortete der Junge, ſondern ſobald Euer Gnaden aus dem Buſch hinaus und wir zwei allein waren, band er mich wieder an denſelben Eichbaum und verſetzte mir aufs neue ſoviel Hiebe, daß ich geſchunden war wie ein heiliger Bartholomäus. Und bei jedem Hieb, den er mir aufmaß, gab er einen Witz und Spott zum beſten, um ſich über Euer Gnaden luſtig zu machen, und hätte ich nicht ſo arge Schmerzen gelitten, ſo hätte ich über ſeine Späße lachen müſſen. Kurz, er hat mich ſo zugerichtet, daß ich bis jetzt in einem Spital war, um mich von dem Leid und Weh heilen zu laſſen, das ich dem heilloſen Bauer zu danken hatte. An alledem trägt Euer Gnaden die Schuld. Denn wäret Ihr Eures Weges fürbaß gezogen und wäret nicht hingekommen, wohin Euch niemand gerufen, und hättet Euch nicht in fremde Händel gemiſcht, ſo hätte ſich mein Herr daran genügen laſſen, mir ein oder zwei Dutzend Hiebe aufzuzählen, und dann hätte er mich alsbald losgebunden und mir bezahlt, was er mir ſchuldig war. Aber da Euer Gnaden ihn ſo ohne Not an der Ehre angegriffen und ihm ſoviel Niederträchtigkeiten angehängt, da entbrannte ihm der Zorn, und da er ihn nicht an Euch auslaſſen konnte, ſo ließ er, wie er ſich allein ſah, das Unwetter über mich ſo gewaltig los-

brechen, daß ich meine, ich werde all meine Lebtage kein rechter Mann mehr werden.

Das Schlimme war, sagte Don Quijote, daß ich mich von dort entfernte. Ich hätte mich nicht entfernen sollen, bis ich dich bezahlt gesehen hätte. Wohl hätte ich durch lange Erfahrung belehrt sein müssen, daß kein Bauernlümmel sein gegebenes Wort hält, wenn er sieht, daß es ihm nicht dienlich ist es zu halten. Aber du erinnerst dich auch, Andrés, daß ich geschworen habe, wenn er dich nicht bezahle, würde ich auf die Suche nach ihm ziehen und ihn auffinden, wenn er sich auch im Walfischbauche verbergen sollte.

So ist es in Wahrheit, versetzte Andrés; aber es hat nichts geholfen.

Sogleich sollst du sehen, ob es helfen wird, entgegnete Don Quijote. Und mit diesen Worten stand er schleunigst auf und befahl Sancho, den Rosinante zu zäumen, der umher weidete, während sie speisten. Dorotea fragte ihn, was er vorhabe. Er antwortete, er wolle den Bauern aufsuchen und für ein so schändliches Benehmen züchtigen und ihn zwingen, den Andrés bis auf den letzten Maravedí zu bezahlen, allen Bauern in der ganzen Welt zu Trotz und Ärger. Worauf sie antwortete, er möge bedenken, daß er sich in kein andres Unternehmen einlassen dürfe, bis er das ihrige zu Ende geführt; und da er dies besser als irgend jemand wisse, so möchte er sein Gemüt beruhigen bis nach der Rückkehr aus ihrem Königreich.

So ist es in der Tat, entgegnete Don Quijote, und es ist unvermeidlich, daß Andrés bis zur Rückkehr, wie Ihr, Señora, bemerkt, sich in Geduld fasse. Aber ich schwör' ihm abermals und verheiße aufs neue, nicht zu ruhen, bis ich ihm Rache und Bezahlung verschafft habe.

Ich hab' keinen Glauben an diese Schwüre, sprach Andrés. Lieber hätt' ich jetzt etwas, um nach Sevilla zu kommen, als

alle Rache auf der ganzen Welt. Wenn Ihr hier etwas für mich zu eſſen und auf den Weg zu nehmen habt, ſo gebt mir's, und Gott befohlen Euer Gnaden und alle fahrenden Ritter zuſammen, und möchten ſie alle zu ihrer Strafe ſo wohl fahren, wie ich mit ihnen gefahren bin!

Sancho nahm aus ſeinem Vorrat ein Stück Brot und ein Stück Käſe, gab es dem Burſchen und ſagte: Nehmt, Freund Andrés, denn auf jeden von uns trifft ein Teil von Eurem Unfall.

So? Welch ein Teil trifft auf Euch? fragte Andrés.

Dieſer Teil von meinem Käſe und Brot, den ich Euch gebe, antwortete Sancho. Denn Gott mag wiſſen, ob er mir demnächſt einmal fehlen wird oder nicht. Ihr müßt nämlich wiſſen, guter Freund, wir Schildknappen der fahrenden Ritter ſind gar vielem Hunger und widrigem Geſchick ausgeſetzt und auch noch andrem, was ſich beſſer fühlen als ſagen läßt.

Andrés griff nach ſeinem Brot und Käſe, und da er ſah, daß keiner ihm ſonſt was gab, ließ er den Kopf hängen und nahm den Weg zwiſchen die Beine, wie man zu ſagen pflegt. Jedoch ſagte er noch im Scheiden zu Don Quijote: Ich bitt' Euch um Gotteswillen, fahrender Herr Ritter, wenn Ihr mich wieder einmal irgendwo antrefft, und ſolltet Ihr auch ſehen, daß man mich in Stücke haut, ſo kommt mir nicht zu Hilfe und ſteht mir nicht bei, ſondern laßt mich in meinem Unglück. Denn dieſes kann doch nie ſo groß ſein, daß das Pech nicht noch größer wäre, das mir von Eurem Beiſtand kommen würde, Herr Ritter, welchen Gott verdammen wolle ſamt allen fahrenden Rittern, ſoviel ihrer je zur Welt gekommen!

Don Quijote wollte ſich erheben, um ihn zu züchtigen. Jedoch der Burſche machte ſich ſo eilig davon, daß keiner ſich getraute ihm folgen zu können. Don Quijote aber ſtand aufs tiefſte beſchämt ob der Erzählung des Andrés, und die andern

mußten sich große Mühe geben, das Lachen zu verbeißen, um seine Beschämung nicht aufs äußerste zu treiben.

Zweiunddreißigstes Kapitel,

welches berichtet, wie es der gesamten Gefolgschaft Don Quijotes in der Schenke erging.

Das vortreffliche Mahl war beendet, sie sattelten ihre Tiere, und ohne daß ihnen etwas Erzählenswertes aufstieß, gelangten sie des folgenden Tages zu der Schenke, dem Schrecken und Entsetzen Sancho Panzas, und wiewohl er sie am liebsten nicht betreten hätte, so konnte er es doch nicht vermeiden. Die Wirtin, der Wirt und Maritornes, die Don Quijote und Sancho kommen sahen, gingen ihnen entgegen und begrüßten sie mit großen Freudenbezeigungen. Er empfing sie mit würdiger Haltung und Billigung ihres Gebarens und sagte ihnen, sie möchten ihm ein besseres Nachtlager als das letztemal bereiten; worauf ihm die Wirtin antwortete, falls er sie besser als neulich bezahle, würden sie ihm ein fürstliches Bett geben. Don Quijote erwiderte, das wolle er allerdings tun, und so bereiteten sie ihm ein erträgliches Bett auf demselben Dachboden wie damals. Er legte sich sogleich nieder, denn er war wie zerschlagen und seiner Sinne nicht mächtig.

Kaum hatte er sich eingeschlossen, so fiel die Wirtin über den Barbier her, packte ihn am Barte und sprach: Bei meiner Seelen Seligkeit, Ihr sollt mir nicht länger meinen Farrenschwanz zu Eurem Bart gebrauchen. Ihr müßt mir meinen Schweif wiedergeben, denn meinem Manne fährt seine Sache hier auf dem Boden herum, daß es eine Schande ist — ich meine sein Kamm, den ich sonst immer an meinen schönen Schwanz anzustecken gewohnt war.

Der Barbier wollte ihn nicht lassen, so stark sie auch zog, bis der Lizentiat ihm zuredete, er solle ihr ihn doch hergeben, es sei nicht länger nötig, sich dieses Kunstgriffs zu bedienen. Vielmehr solle er sich offen in seiner eigenen Gestalt zeigen und Don Quijote sagen, nachdem ihn die spitzbübischen Galeerenzüchtlinge ausgeraubt, habe er sich in diese Schenke geflüchtet. Und wenn etwa der Ritter nach dem Knappen der Prinzessin fragen sollte, so würden sie ihm sagen, sie habe ihn vorangesendet, um den Leuten in ihrem Königreich Nachricht zu geben, daß sie komme und den Befreier aller mitbringe.

Hiermit gab der Barbier der Wirtin den Farrenschwanz gern zurück, und man erstattete ihr auch alle übrigen Gegenstände wieder, die sie zur Befreiung Don Quijotes hergeliehen hatte.

Höchlich verwunderten sich alle in der Schenke über Doroteas Schönheit und nicht minder über das stattliche Aussehen des als Hirtenjunge gekleideten Cardenio. Der Pfarrer ordnete an, man solle ihnen zum Essen bereiten, was in der Schenke vorrätig sei, und der Wirt, in Hoffnung besserer Bezahlung, bereitete ihnen ein leidliches Mittagsmahl. Währenddessen schlief Don Quijote noch immer, und sie waren der Meinung, man solle ihn nicht wecken, weil es ihm für jetzt zuträglicher sei zu schlafen als zu essen.

Während der Mahlzeit sprachen sie in Gegenwart des Wirts, seiner Frau, seiner Tochter, der Maritornes und aller Reisenden, über die seltsame Narretei Don Quijotes und über den Zustand, in dem sie ihn gefunden hatten. Die Wirtin erzählte, was ihnen mit dem Ritter und dem Maultiertreiber begegnet war; dann sah sie sich um, ob Sancho etwa zugegen wäre, und als sie ihn nicht erblickte, erzählte sie die ganze Geschichte, wie er gewippt worden, was ihnen nicht wenig Spaß machte.

Als aber der Pfarrer sagte, die Ritterbücher, welche Don Quijote gelesen, hätten ihn verrückt gemacht, sprach der Wirt: Ich weiß nicht, wie das sein kann, denn in Wahrheit, wie ich die Sache verstehe, gibt es nichts Besseres auf der Welt zu lesen. Ich habe hier ihrer zwei oder drei, nebst andern Papieren, die haben mir wahrhaftig frische Lebenslust geschenkt, und nicht nur mir, sondern vielen andern. Denn zur Erntezeit kommen an den Festtagen viele Schnitter, hier zu herbergen, und immer ist einer dabei, der lesen kann. Der nimmt eins von den Büchern zur Hand, wir sind zu mehr als dreißigen um ihn herum, und wir sitzen und stehen da und hören ihm mit so viel Vergnügen zu, daß er uns ordentlich verjüngt. Wenigstens was mich betrifft, muß ich sagen, wenn ich die wütigen, erschrecklichen Hiebe beschreiben höre, welche die Ritter austeilen, packt mich die Lust es ebenso zu machen, und ich möchte Tag und Nacht davon hören.

Ich ganz ebenso, sprach die Wirtin, denn ich habe nie einen so ruhigen Augenblick in meinem Hause als die Zeit, wo Ihr vorlesen hört; da seid Ihr so in die Narretei versunken, daß Ihr nicht ans Zanken denkt.

Ja, so ist's, sagte Maritornes. Und wahrlich, auch ich höre all die Sachen gern, sie sind gar hübsch, und besonders wenn da erzählt wird, wie die andre Dame unter Orangenbäumen sitzt und sie und ihr Ritter sich in den Armen halten, und wie ihre Hofmeisterin derweilen Wache steht, halbtot vor Neid und in großer Bangigkeit. Das alles ist süß wie Honig.

Und was dünkt Euch davon, junges Mägdlein? sagte der Pfarrer zur Haustochter.

Ich weiß es meiner Seelen nicht, antwortete sie. Ich höre dem ebenfalls zu, und wahr ist's, wenn ich es auch nicht verstehe, so hab' ich doch mein Vergnügen am Zuhören. Indessen die Hiebe, an denen mein Vater Gefallen findet, die habe ich

nicht gern, wohl aber das Wehklagen, das die Ritter verführen, wenn sie von ihren Geliebten fern sind; und wahrlich, sie bringen mich manchmal zum Weinen vor lauter Mitleid, das ich mit ihnen habe.

Also würdet Ihr Euch wohl ihrem Wehe hilfreich erweisen, junges Mägdlein, sprach Dorotea, wenn ihre Tränen um Euch flössen?

Ich weiß nicht, was ich da tun würde, antwortete das Mädchen. Ich weiß nur, es sind etliche solcher Damen so grausam, daß ihre Ritter sie Tigerinnen heißen und Löwinnen und tausend andre Scheußlichkeiten. O Jesus! ich weiß nicht, was das für herzlose, gewissenlose Frauenzimmer sind, die, um nur einem Ehrenmann keinen Blick zu schenken, ihn sterben oder verrückt werden lassen. Ich weiß nicht, was all diese Ziererei soll. Wenn sie so handeln, weil sie auf ihre Ehre halten, so brauchen sie ja nur ihre Ritter zu heiraten; die wünschen gar nichts andres.

Schweig, Kind, sprach die Wirtin. Es scheint, du weißt zu viel von diesen Dingen. Es schickt sich nicht für Mädchen, so viel zu wissen und zu reden.

Da der Herr hier mich gefragt hat, entgegnete sie, so konnte ich nicht umhin ihm zu antworten.

Nun gut, sprach der Pfarrer; bringt mir, Herr Wirt, jene Bücher her, ich will sie ansehen.

Sehr gern, antwortete dieser, ging in sein Zimmer und brachte aus demselben einen alten, mit einem Kettchen verschlossenen Mantelsack. Der Pfarrer öffnete ihn und holte daraus drei große Bücher hervor, nebst einigen Papieren in sehr guter Handschrift. Das erste Buch, das er aufschlug, war Don Cirongilio von Thrazien, das zweite Felixmarte von Hyrkanien, das dritte die Geschichte des großen Feldhauptmann Don Gonzalo Hernández de Córdoba nebst dem Leben des Diego García de Paredes.

Sowie der Pfarrer die beiden ersten Titel las, wendete er sich zu dem Barbier um und sagte: Hier fehlen uns jetzt die Haushälterin meines Freundes und seine Nichte.

Sie fehlen uns keineswegs, erwiderte der Barbier, denn auch ich bin imstande, sie in den Hof oder in den Kamin zu werfen, und wahrhaftig, in dem ist ein tüchtiges Feuer.

Also will Euer Gnaden meine Bücher verbrennen? sprach der Wirt.

Nur diese zwei, antwortete der Pfarrer, das Buch von Don Cirongilio und das von Felixmarte.

Sind denn etwa, sprach der Wirt, meine Bücher Ketzer oder Phlegmatiker, daß Ihr sie verbrennen wollt?

Schismatiker wollt Ihr sagen, Freund, bemerkte der Barbier, nicht Phlegmatiker.

Allerdings, erwiderte der Wirt. Wenn ihr aber durchaus eins verbrennen wollt, so nehmt das Buch vom großen Feldhauptmann und von jenem Diego García, denn eher laß ich meinen Sohn verbrennen als eins von diesen andern.

Lieber Freund, versetzte der Pfarrer, diese beiden Bücher enthalten nur Erdichtungen und sind voll von Narreteien und Unsinn. Das vom großen Feldhauptmann ist eine wahrhafte, wirkliche Geschichte und enthält die Erlebnisse des Gonzalo Hernández de Córdoba, der durch seine zahlreichen Großtaten sich würdig machte, von der ganzen Welt der große Feldhauptmann genannt zu werden, ein ruhmvoller, strahlender Name, dessen kein andrer außer ihm sich würdig gemacht. Und dieser Diego García de Paredes war ein hochangesehener Ritter, gebürtig aus der Stadt Trujillo in Estremadura, einer der tapfersten Krieger und von solcher Körperkraft, daß er ein Mühlrad mitten im vollen Umschwung mit einem Finger aufhielt. Am Aufgang einer Brücke stellte er sich hin mit seinem zweihändigen Schwert und hielt ein ganzes unzählbares Heer vom Übergange ab. Er

vollbrachte noch viel andre Taten, und wenn (anstatt daß er sie von sich selbst mit der Bescheidenheit eines Ritters und eines Mannes, der sein eigener Chronist ist, erzählt und beschreibt) ein andrer frei von Rücksicht und leidenschaftslos sie beschrieben hätte, so würden sie die Taten des Hektor, Achilles und Roland in Vergessenheit gebracht haben.

Das ist mir was Rechtes! sprach der Wirt dagegen. Seh' mir einer an, worüber Ihr Euch so arg verwundert! Ein Mühlrad anzuhalten! Beim Himmel droben, jetzt sollte Euer Gnaden lesen, was ich von Felixmarte von Hyrkanien gehört habe. Der hat mit einem einzigen Hieb fünf Riesen am Gürtel auseinander gehauen, als ob sie Männchen aus Bohnen wären, wie die Kinder sie ausschneiden. Ein andermal griff er ein ungeheures, gewaltiges Heer an, darin mehr als eine Million sechsmal hunderttausend Soldaten waren, alle von Kopf bis zu Fuß gerüstet, und er schlug sie all in die Flucht, als wären's Schafherden gewesen. Und was wollt Ihr mir erst von dem fürtrefflichen Don Cirongilio von Thrazien sagen! Der war so mannhaft und mutvoll, wie man es in dem Buch lesen kann, das berichtet, wie er auf einem Fluß hinschiffte, da erhub sich gegen ihn aus dem Wasser hervor eine feurige Schlange, und sowie er sie sah, sprang er auf sie los und setzte sich rittlings auf ihren schuppigen Rücken und drückte ihr mit beiden Händen die Kehle mit solcher Gewalt zusammen, daß die Schlange, da sie merkte, er sei im Begriff sie zu erdrosseln, sich nicht anders zu helfen wußte als in die Tiefe des Flusses zu versinken, wobei sie den Ritter nach sich zog, da er sie durchaus nicht loslassen wollte. Und wie sie nun dort hinabkamen, sah er sich in einem Palast und in Gärten, alles so schön, daß es ein Wunder war. Und alsbald verwandelte sich die Schlange in einen greisen Alten, und der sagte ihm so vielerlei, daß nichts Herrlicheres zu erhören ist. Sagt nur nichts mehr, werter Herr, denn wenn Ihr das anhörtet, so

würdet Ihr vor Entzücken von Sinnen kommen. Da pfeife ich auf den großen Feldhauptmann und jenen Diego García, wovon Ihr sprecht!

Als Dorotea dies hörte, sprach sie leise zu Cardenio: Wenig fehlt unserm Wirte daran, den zweiten Teil zum Don Quijote zu liefern.

So kommt es mir auch vor, antwortete Cardenio. Denn wie er vermuten läßt, hält er es für sicher, daß alles, was seine Bücher erzählen, gerade so vorgegangen ist, wie sie es schreiben, nicht um einen Punkt mehr noch minder, und kein Barfüßermönch würde ihn zu einem andern Glauben bringen.

Bedenket, guter Freund, hub der Pfarrer wieder an, daß es auf der Welt weder einen Felixmarte von Hyrkanien gegeben hat, noch einen Don Cirongilio von Thrazien, noch andre Ritter der Art, von denen die Ritterbücher erzählen. Denn all dieses ist Dichtung und Erfindung müßiger Geister, welche derlei Geschichten zu dem von Euch selbst erwähnten Zwecke schrieben, die Zeit zu verkürzen, gerade wie Eure Schnitter sie zum Zeitvertreib anhören. Ich schwör' Euch in allem Ernste, nie gab es auf der Welt dergleichen Ritter, nie sind auf der Welt dergleichen Heldentaten und Ungereimtheiten vorgekommen.

Das macht einem andern weis! sprach der Wirt dagegen. Als ob ich nicht bis fünf zählen könnte! Als ob ich nicht wüßte, wo mich der Schuh drückt! Ich bitt' Euer Gnaden, mich nicht für ein Wickelkind zu halten, denn bei Gott, ich bin nicht so dumm wie ich aussehe. Nicht übel! Da will mir Euer Gnaden weismachen, alles, was diese herrlichen Bücher enthalten, sei Unsinn und Lüge, da doch alles mit Erlaubnis der Herren vom Königlichen Rate gedruckt ist. Als ob das die Leute dazu wären, soviel Lug und Trug allzusammen drucken zu lassen und soviel Schlachten und soviel Verzauberungen, daß es einem schier den Verstand benimmt.

Ich habe Euch schon gesagt, guter Freund, erwiderte der Pfarrer, daß dieses geschieht, um unsere müßigen Gedanken zu ergötzen. Und so wie man in einem wohlgeordneten Gemeinwesen verstattet, Schach, Ball und Billard zu spielen, um Leute zu ergötzen, die nicht arbeiten wollen oder dürfen oder können, so erlaubt man, daß solche Bücher gedruckt werden und existieren, weil man glaubt, wie es auch wirklich der Fall ist, daß niemand so unwissend sein wird, um irgend eine der Geschichten in diesen Büchern für Wahrheit zu halten. Und wenn es mir jetzo vergönnt wäre und die Zuhörer es begehren sollten, so würde ich über das, was die Ritterbücher enthalten müßten, um gute Bücher zu sein, manches sagen, was vielleicht einem und dem andern zum Nutzen, ja, auch zum Vergnügen gereichen möchte. Allein ich hoffe, es wird die Zeit kommen, wo ich es jemandem mitteilen kann, der die Macht hat dem Übel zu steuern. Inzwischen aber glaubt nur, Herr Wirt, was ich Euch gesagt habe. Nehmt Eure Bücher und seht, wie Ihr Euch mit ihren Wahrheiten oder Lügen abfindet. Mögen sie Euch wohl bekommen, und Gott gebe, daß Ihr nicht einstens an demselben Karren zu ziehen habt wie Euer Gast Don Quijote.

Das nicht, erwiderte der Wirt. Ich werde kein solcher Narr sein, ein fahrender Ritter zu werden. Denn das seh' ich wohl, jetzt ist nicht mehr bräuchlich, was es in jener Zeit war, als noch, wie erzählt wird, jene ruhmvollen Ritter durch die Welt zogen.

Bei der zweiten Hälfte dieser Unterhaltung war Sancho zugegen, und er wurde bestürzt und sehr bedenklich, als er sagen hörte, die fahrenden Ritter seien jetzt nicht mehr bräuchlich und alle Ritterbücher seien Ungereimtheiten und Lügen. Er nahm sich in seinem Geiste vor abzuwarten, wie diese Fahrt seines Herrn ablaufen würde, und beschloß, wenn sie nicht mit dem glücklichen Erfolg ausginge, den er sich dachte, ihn zu verlassen

und zu Frau und Kindern und zu seiner gewohnten Arbeit zurückzukehren.

Der Wirt war im Begriff, den Mantelsack und die Bücher fortzunehmen; da sagte ihm jedoch der Pfarrer: Wartet noch, ich will sehen, was das für Papiere sind, die eine so gute Handschrift zeigen.

Der Wirt holte sie hervor und gab sie dem Pfarrer zu lesen. Dieser sah, daß es ungefähr acht Bogen in Handschrift waren, welche obenan in großen Buchstaben einen Titel trugen, der da lautete: Novelle vom törichten Vorwitz. Der Pfarrer las drei oder vier Zeilen still für sich und sprach: Gewiß, der Titel dieser Novelle gefällt mir nicht übel, und ich habe Lust sie ganz zu lesen. Darauf antwortete der Wirt: Gewiß darf Euer Ehrwürden sie lesen; denn ich sage Euch, sie hat etliche Gäste, die sie hier gelesen haben, sehr befriedigt, und sie haben sie mir sehr dringend abverlangt. Aber ich wollte sie ihnen nicht geben, da ich sie dem Herrn wieder zu erstatten gedenke, der den Mantelsack mit diesen Büchern und Papieren hier aus Vergeßlichkeit zurückgelassen hat. Es kann ja sein, daß er wieder einmal hierher kommt. Und obschon ich weiß, daß die Bücher mir sehr fehlen werden, so will ich, auf mein Wort, sie ihm doch wiedergeben. Denn wiewohl ein Wirt, bin ich doch ein guter Christ.

Ihr habt sehr recht, guter Freund, versetzte der Pfarrer. Aber trotzdem, wenn die Novelle mir gefällt, müßt Ihr mich sie abschreiben lassen.

Sehr gern, erwiderte der Wirt.

Während die beiden so miteinander redeten, hatte Cardenio die Novelle genommen und darin zu lesen angefangen; und da er ebenso über sie urteilte wie der Pfarrer, bat er diesen, sie laut vorzulesen, damit alle sie hören könnten.

Gewiß würde ich sie vorlesen, sagte der Pfarrer, wenn es nicht besser wäre, die Zeit jetzt aufs Schlafen als aufs Lesen zu verwenden.

Für mich, sprach Dorotea, wird es schon genugsame Erholung sein, die Zeit mit dem Anhören einer Erzählung zu verkürzen. Denn noch ist mein Geist nicht soweit beruhigt, daß er mir zu schlafen gestattete, wann es vernünftig wäre es zu tun.

Demnach also, sprach der Pfarrer, will ich sie vorlesen, sei es auch nur, um was Neues zu hören. Vielleicht wird sie bei dem Neuen auch einiges Ergötzliche bieten.

Meister Nikolas seinerseits bat ihn ebenfalls darum, und nicht minder Sancho. Wie der Pfarrer dies sah, und da er voraussetzen durfte, ihnen allen ein Vergnügen zu bereiten und es selbst mitzugenießen, so sagte er: Da dem so ist, so hört mir alle aufmerksam zu. Die Novelle beginnt folgendermaßen.

Dreiunddreißigstes Kapitel,

worin die Novelle vom törichten Vorwitz erzählt wird.

In Florenz, einer reichen und berühmten Stadt Italiens, in der Provinz, welche man Toskana benennt, lebten Anselmo und Lotario, zwei reiche, vornehme Edelleute, die so miteinander befreundet waren, daß sie von allen, die sie kannten, statt mit ihren Eigennamen, vorzugsweise „die beiden Freunde" genannt wurden. Sie waren unverheiratet, jung, von gleichem Alter und gleichen Lebensgewohnheiten, und dies alles war hinreichender Grund, sie in gegenseitiger Freundschaft zu verbinden. Freilich war Anselmo mehr als Lotario geneigt, sich mit Liebschaften die Zeit zu vertreiben, während den letzteren die Freuden der Jagd anzogen. Doch wenn die Gelegenheit sich bot, ließ An-

selmo seine Neigungen beiseite, um denen Lotarios zu folgen, und ließ Lotario die seinigen ruhen, um denjenigen Anselmos nachzugehen. Und in dieser Weise stimmte beider Wille stets so überein, daß es keine wohlgeregelte Uhr geben konnte, die so ganz regelmäßig ging.

Anselmo war sterblich verliebt in ein vornehmes, schönes Fräulein aus derselben Stadt. Sie war die Tochter tugendsamer Eltern und selbst so tugendsam, daß er mit Gutheißung seines Freundes Lotario (ohne den er nie etwas tat) sich entschloß, bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten. Er machte sein Vorhaben zur Tat, und der die Werbung ausrichtete, war Lotario. Und der vollführte den Auftrag so zur Zufriedenheit seines Freundes, daß dieser sich in kurzer Zeit im Besitze der Geliebten sah, während auch Camila sich so glücklich fühlte, Anselmo zum Gemahl gewonnen zu haben, daß sie nicht müde ward, dem Himmel und Lotario zu danken, durch dessen Vermittlung ihr ein so hohes Gut geworden.

Die ersten Tage nach der Hochzeit (die ja immer freudevoll sind) fuhr Lotario fort, das Haus seines Freundes Anselmo zu besuchen, wobei er alles Mögliche aufbot, ihn mit Ehren, Festlichkeiten und heitern Genüssen zu erfreuen. Als aber die hochzeitlichen Tage vorüber waren und der Andrang der Besuche und der Glückwünsche abnahm, begann Lotario von seinen Gängen ins Haus Anselmos absichtlich abzusehen. Denn er dachte sich, wie dies jeder Einsichtsvolle denken muß, daß man in dem Hause eines verheirateten Freundes nicht in der nämlichen Weise aus- und eingehen und ständig verkehren dürfe, wie zur Zeit, da sie Junggesellen waren. Wenn auch allerdings die echte und wahre Freundschaft in keiner Beziehung verdächtig sein kann und darf, so ist trotzdem die Ehre des Ehemanns so empfindlich, daß man fast behaupten muß, sie könne an den eignen Brüdern Anstoß nehmen, wieviel mehr an Freunden.

Anſelmo bemerkte, daß Lotario in ſeinen Beſuchen nachließ, und beklagte ſich ſehr über ihn. Wenn er gewußt hätte, ſagte er zu Lotario, daß ſeine Heirat dem Freunde Anlaß geben würde nicht mehr, wie gewohnt, mit ihm umzugehen, ſo würde er dieſen Schritt nie getan haben. Und wenn ſie durch das innige Verhältnis, das zwiſchen ihnen beſtand, ſolange er unverehelicht war, einen ſo lieben Namen erworben hätten wie den der „beiden Freunde", ſo möchte er nicht zugeben, daß ohne eine andre Veranlaſſung als weil Lotario den Vorſichtigen ſpielen wolle, ein ſo rühmlicher und erfreulicher Name verloren gehe. Und ſonach bitte er ihn flehentlich, wenn anders es ſich zieme, einen ſolchen Ausdruck unter ihnen beiden zu gebrauchen, der Freund möge doch wieder in ſeinem Hauſe der Herr ſein und darin wie vormals aus- und eingehen. Dabei verſicherte er ihm, ſeine Gemahlin Camila habe kein andres Begehren noch andern Willen, als den er bei ihr wünſche, und da ſie in Erfahrung gebracht, wie ernſt und wahr ſie beide einander liebten, ſo ſei es ihr unerklärlich, daß Lotario ihr Haus ſo vermeide.

Auf all dieſes und auf viel andres, das Anſelmo beifügte, um ſeinen Freund zu überreden, daß er wieder, wie gewohnt, ſein Haus beſuche, antwortete Lotario ſo einſichtig, verſtändig und überlegt, daß Anſelmo mit der guten Abſicht ſeines Freundes einverſtanden war, und ſie kamen überein, daß Lotario zweimal in der Woche und an den Feſttagen kommen und mit ihnen ſpeiſen ſolle. Aber obſchon dies nun zwiſchen ihnen ausgemacht war, nahm ſich Lotario dennoch vor, hierin nicht mehr zu tun, als nach ſeinem Urteil für die Ehre ſeines Freundes ſich am beſten ziemen würde, da er deſſen guten Ruf höher ſchätzte als ſeinen eignen. Er ſagte und ſagte mit Recht, der Ehemann, dem der Himmel ein ſchönes Weib gewährt habe, müſſe ebenſo ſorgſam darauf achten, welche Freunde er in ſein Haus führe, als darauf, mit welchen Freundinnen ſeine Frau umgehe. Denn

was nicht auf den Plätzen der Stadt, noch in den Kirchen, noch bei öffentlichen Feierlichkeiten, noch Betfahrten besprochen und verabredet wird (und die Teilnahme an all diesem kann doch der Mann seiner Frau nicht immer versagen), das wird im Hause der Freundin oder Verwandten verabredet und gefördert, der man gerade am meisten traut. Lotario fügte bei, es sei eine Notwendigkeit für jeden Ehemann, einen Freund zu haben, der ihn auf jede etwaige Unvorsichtigkeit in ihrem Benehmen aufmerksam mache. Denn es komme häufig vor, daß bei der großen Liebe, die der Mann zu seinem Weibe hat, er sie nicht warnen will oder ihr, nur um sie nicht zu kränken, nicht sagt, daß sie dies und jenes tun oder unterlassen solle, weil solches Tun oder Unterlassen ihm zur Ehre oder zum Vorwurf gereichen müsse. Würde er aber vom Freunde darauf aufmerksam gemacht, so könnte er allem leicht abhelfen.

Aber wo findet sich ein so verständiger, ein so treuer, ein so wahrer Freund, wie ihn Lotario hier verlangt? Ich weiß es wahrlich nicht. Nur Lotario war ein solcher. Mit äußerster Aufmerksamkeit und Umsicht hatte er die Ehre seines Freundes stets im Auge und mühte sich, die Zahl der übereinkunftsmäßigen Tage, wo er Anselmos Haus besuchen sollte, zu vermindern, zu kürzen, davon abzumarkten, damit nicht der müßige Pöbel und die boshaften Augen umherlungernder Gaffer Mißfallen daran finden könnten, daß ein reicher Jüngling, ein Edelmann von guter Familie und von so trefflichen Eigenschaften, wie er bei sich selbst voraussetzte, im Hause einer so schönen Frau wie Camila verkehre. Denn wenn auch ihre Trefflichkeit und Tugend jeder verleumderischen Zunge einen Zügel anzulegen vermochte, so wollte er doch nicht, daß man in ihren und in seines Freundes guten Namen auch nur den geringsten Zweifel setze, und deshalb beschäftigte und verbrachte er die verabredeten Tage meistenteils mit andren Dingen, die er, wie er sagte, nicht um-

gehen oder unterlaſſen könne. So vergingen mit Beſchuldigungen auf der einen Seite, mit Entſchuldigungen auf der andern, gar manche Augenblicke und Stunden des Tages.

Es geſchah nun, daß eines Tages, wo die beiden ſich auf einem Felde außerhalb der Stadt ergingen, Anſelmo etwa folgendes zu Lotario ſagte: Du glaubteſt wohl, Freund Lotario, daß ich die Gnaden, die mir Gott erwieſen, indem er mich den Sohn ſolcher Eltern werden ließ, wie es die meinigen waren, und mir mit nicht karger Hand die Güter der Natur und des Glückes verlieh, nicht mit einer Dankbarkeit zu erkennen vermag, die dem Werte der empfangenen Wohltaten gleichkommt? — vorab der Wohltat, daß er dich mir zum Freunde und Camila zum angetrauten Weibe gab, zwei Pfänder des Glücks, die ich, wenn nicht in ſo hohem Grade wie ich muß, ſo doch in ſo hohem Grade wie ich kann, wertſchätze. Nun denn, mit dieſen vielen Vorzügen, welche doch alles in ſich begreifen, womit die Menſchen vergnügt zu leben pflegen und leben können, lebe ich als der mißmutigſte und grämlichſte Menſch auf der ganzen weiten Welt. Denn ſeit ich weiß nicht wieviel Tagen quält und drückt mich ein Wunſch, der ſo ſeltſam iſt, ſo ganz außerhalb der Gewohnheit andrer Leute liegt, daß ich mich über mich ſelbſt wundre und mich anklage und ſchelte, wenn ich allein mit mir bin, und mich bemühe, ihn vor meinen eigenen Gedanken zu verſchweigen und verbergen. Und es ſchien mir ſo unmöglich, dieſes Geheimnis bei mir zu behalten, als ob mir obläge, es mit Vorbedacht der ganzen Welt zu offenbaren. Aber da es endlich doch einmal heraus muß, ſo will ich es in das Archiv deiner Verſchwiegenheit legen, und unter deren Schutz und mit der Hilfe, die du als mein wahrer Freund in treuem Eifer mir leiſten wirſt, hoffe ich, daß ich mich bald von der Bedrängnis frei ſehe, in die mein Geheimnis mich gebracht hat, und daß durch dein Bemühen meine Heiterkeit bald den Grad erreichen wird,

welchen meine Mißstimmung jetzt durch meine Torheit erreicht hat.

In gespannte Erwartung versetzten Lotario die Worte Anselmos, und er wußte nicht, worauf eine so weitläufige Vorbereitung oder Einleitung hinausgehen sollte. Und wiewohl er im Geiste die Frage hin und her erwog, welch ein Wunsch es sein könne, der seinen Freund so sehr quäle, traf er immer sehr weit vom rechten Ziel. Um sich nun rasch der Pein zu entledigen, in welche seine gespannte Erwartung ihn versetzte, sprach er zu ihm: Du begehst gegen meine vielerprobte Freundschaft eine offenbare Beleidigung, wenn du Umschweife suchst, um mir deine verborgensten Gedanken zu sagen. Denn du weißt ganz sicher, daß du dir von mir entweder guten Rat für unser Verhalten gegeneinander oder die Mittel, um deine Gedanken zur Ausführung zu bringen, versprechen kannst.

So ist's in der Tat, erwiderte Anselmo. Und in diesem Vertrauen tu' ich dir zu wissen, Freund Lotario: der Wunsch, der mich quält, besteht darin, zu erfahren, ob meine Gattin Camila so tugendhaft und so vollkommen ist, wie ich glaube. Ich kann mich von dieser Tatsache nicht überzeugt halten, wenn ich sie nicht dergestalt erprobe, daß die Probe den Feingehalt ihrer Tugend so offenbare wie das Feuer den des Goldes. Denn ich bin der Meinung, o mein Freund, daß das Weib nur in solchem Verhältnis mehr oder weniger Tugend besitzt, als sie mehr oder weniger von Liebeswerbungen versucht wird, und daß nur diejenige stark ist, die sich nicht beugt vor den Versprechungen, Geschenken, Tränen und unaufhörlichen Aufdringlichkeiten der nachstellenden Liebhaber. Denn wofür hat man zu danken, daß ein Weib tugendhaft sei, wenn niemand sie auffordert schlecht zu sein? Was Wunder, daß die zurückhaltend und schüchtern ist, der man keine Gelegenheit gewährt, sich einem freien Lebenswandel hinzugeben? Oder diejenige, der es wohlbewußt ist,

sie besitze einen Mann, der bei der ersten leichtfertigen Handlung, bei der er sie überrascht, ihr sicher das Leben nehmen wird? Die also, welche aus Furcht oder aus Mangel an Gelegenheit tugendhaft ist, die werde ich nie so hoch halten wie die, welche aus Umwerbungen und Nachstellungen mit der Krone des Sieges hervorgeht. Wohlan denn, aus diesen Gründen und aus vielen andren, die ich dir darlegen könnte, um meine Meinung zu bekräftigen und als die richtige zu erweisen, wünsche ich, daß meine Gemahlin Camila durch diese Fährlichkeiten hindurchgehe und im Feuer der Liebeswerbungen und Nachstellungen auf ihren echten Gehalt untersucht und geprobt werde, und zwar von einem Manne, der Wert genug in sich hat, um seine Wünsche auf sie richten zu dürfen. Und wenn sie aus diesem Kampfe mit der Siegespalme hervorgeht — und ich glaube, sie wird es — dann erst werde ich mein Glück für ohnegleichen erachten; dann kann ich sagen, daß die Lücke meiner Wünsche gänzlich ausgefüllt ist; dann kann ich sagen, daß ich das starke Weib besitze, von welchem der Weise spricht: Wer kann sie finden? Und wenn der Erfolg gegen meine Erwartung ausfällt, so wird die Genugtuung, daß ich mit meiner Meinung das Richtige getroffen, mir helfen, ohne Kümmernis den Kummer zu ertragen, den mir eine so teuer erkaufte Erfahrung von Rechts wegen verursachen sollte. Und da es feststeht, daß nichts von allem, was du mir gegen mein Vorhaben sagen magst, die allergeringste Wirkung haben könnte, um mich von dessen Ausführung abzuhalten, so wünsche ich, mein Freund Lotario, daß du selbst dich zum Werkzeuge herleihest, um dies Werk meiner Laune auszuführen. Ich werde dir Gelegenheit verschaffen es zu tun, ohne daß es dir an irgend etwas gebrechen soll, was ich für notwendig erkenne, um ein sittsames, ehrenhaftes, zurückgezogen lebendes, von Eigennutz freies Weib mit Liebeswerbungen zu versuchen. Und gerade dir ein so bedenkliches

Unternehmen anzuvertrauen, dazu veranlaßt mich unter anderm die Erwägung, daß, wenn von dir Camila besiegt wird, der Sieg nicht bis zum Äußersten und Schlimmsten gehen wird, sondern daß nur das als geschehen gilt, was ehrenhafterweise geschehen mag. Sonach würde ich nur durch Wunsch und Absicht beleidigt werden, und meine Kränkung bleibt verborgen in deiner tugendsamen Verschwiegenheit, welche, wie ich wohl weiß, in allem, was mich betrifft, ewig sein wird wie das Schweigen des Todes. Willst du also, daß mir ein solches Leben werde, das ich Leben nennen kann, so mußt du auf der Stelle in diesen Liebeskampf eintreten und nicht auf lässige und träge Weise, sondern mit all dem Eifer und ernsten Bemühen, wie es mein Wunsch erheischt, und mit der Zuversicht und dem Vertrauen, das unsre Freundschaft mir einflößt und verbürgt.

Dies war es, was Anselmo zu Lotario sprach, und dieser hing so aufmerksam an des Freundes Rede, daß er, mit Ausnahme der paar Worte, die schon vorher erwähnt sind, die Lippen nicht öffnete, bis Anselmo geendet hatte. Wie er nun jenen erwartend stehen sah, schaute er ihn erst lange an, als betrachte er etwas noch nie Gesehenes, das ihn in Verwunderung und Bestürzung setze, und sprach dann zu ihm: Ich kann mir nicht einbilden, o mein Freund Anselmo, daß was du mir alles gesagt, etwas andres als Scherz war. Denn hätte ich geglaubt, daß du im Ernste sprächest, so hätte ich nicht zuzugeben, daß du so weit gegangen wärst. Ich hätte dir nicht zugehört und hätte damit deine lange Rede von vornherein abgeschnitten. Ich bin der zweifellosen Meinung, daß entweder du mich nicht kennst, oder ich dich nicht kenne; — doch nein, ich weiß, du bist Anselmo, und du weißt, ich bin Lotario. Das Schlimme ist, daß ich denke, du bist nicht der Anselmo, der du sonst immer warst, und du mußt dir gedacht haben, auch ich sei nicht der

Lotario, der ich sein sollte. Denn die Worte, die du mir gesagt hast, sind unmöglich von jenem Anselmo, meinem Freunde, und die Dinge, die du von mir verlangst, können nicht von jenem Lotario verlangt werden, den du kennst. Denn wahre Freunde sollen usque ad aras, wie ein Dichter sagte, ihre Freunde erproben und in Anspruch nehmen; das heißt, sie sollen ihre Freundschaft nicht in solchen Dingen in Anspruch nehmen, die gegen Gott sind. Wenn nun ein Heide so von der Freundschaft dachte, wie viel geziemender ist's, daß ein Christ so denke, der da weiß, daß man um keiner menschlichen Liebe willen die göttliche verlieren darf? Und wenn der Freund so weit übers Ziel schießen sollte, daß er die Rücksicht auf den Himmel beiseite setzte, um nur Rücksicht auf seinen Freund zu nehmen, so darf es wenigstens nicht um geringer und bedeutungsloser Dinge willen sein, sondern höchstens ob solcher, bei denen es Ehre und Leben seines Freundes gilt. Aber sage du mir nun, Anselmo: welches von diesen beiden steht jetzt bei dir in Gefahr, damit ich das Wagnis auf mich nehme, dir zu willfahren und etwas so Abscheuliches zu tun, wie du von mir verlangst? Keines von beiden, ohne Zweifel. Vielmehr verlangst du von mir, wie ich es verstehe, daß ich es mir zur Aufgabe machen und danach trachten soll, dir Ehre und Leben zu rauben und gleichzeitig auch mir beides zu rauben. Denn wenn ich trachten soll, dir die Ehre zu rauben, so ist's klar, daß ich dir das Leben raube, da der Mann ohne Ehre schlimmer daran ist als ein des Lebens beraubter. Und werde ich, wie du es verlangst, das Werkzeug so großen Unheils für dich, kommt es mit mir alsdann nicht dahin, daß ich keine Ehre mehr habe und folglich auch kein Leben? Höre, Freund Anselmo, und habe so viel Geduld, mir nicht eher zu antworten, bis ich dir vollständig dargelegt habe, was dein Wunsch von dir selbst verlangt. Es wird Zeit genug bleiben, daß du mir antwortest und ich dir zuhöre.

Mir recht, sprach Anselmo; sage, was dir beliebt.

Und Lotario fuhr mit diesen Worten fort: Es kommt mir vor, Anselmo, du zeigest jetzt dieselbe Denkweise wie stets die Mauren, denen man den Irrweg ihrer Sekte weder mit Anführungen aus der heiligen Schrift begreiflich machen kann noch mit Gründen, die auf Vernunftschlüssen beruhen oder sich auf Glaubensartikel stützen. Vielmehr muß man ihnen handgreifliche, verständliche, bündige, unzweifelhafte Beispiele beibringen nebst mathematischen Beweisen, die nicht zu leugnen sind, wie wenn man den Satz aufstellt: „Wenn wir von zwei gleichen Größen gleiche Größen hinwegnehmen, so sind die übrig bleibenden ebenfalls gleich." Und wenn sie dies in Worten nicht verstehen (wie sie es denn wirklich nicht verstehen), muß man sie es mit den Händen greifen lassen und es ihnen vor Augen stellen. Und mit all diesem kann dennoch keiner sie von den Wahrheiten unsres heiligen Glaubens überzeugen. Dieselbe Art und Weise werde ich bei dir anwenden müssen; denn das Verlangen, das in dir entstanden, geht so in der Irre und liegt so abseits von allem, was nur eine Spur vom Vernünftigen an sich hat, daß es mich bedünkt, die Zeit wäre verschwendet, die ich darauf verwenden würde, dir deine Einfalt (denn ich will ihr für jetzt keinen andern Namen geben) begreiflich zu machen. Ich hätte beinah Lust, dich in deinem Wahnsinn zu lassen, zur Strafe deines schlechten Vorhabens. Aber so hart zu verfahren, das läßt die Freundschaft nicht zu, die ich zu dir trage. Sie gestattet nicht, daß ich dich in so offenbarer Gefahr schweben lasse, dich zu Grunde zu richten. Und damit du dies deutlich erkennst, sage mir, Anselmo: Hast du mir nicht gesagt, ich soll eine in Zurückgezogenheit lebende Frau umwerben? eine sittsame übereden? einer uneigennützigen Anerbietungen machen? einer verständigen meine Liebesdienste widmen? Ja, du hast es mir gesagt. Wenn du also weißt, daß

du ein zurückgezogen lebendes, sittsames, uneigennütziges, verständiges Weib hast, was suchst du mehr? Und wenn du glaubst, daß sie aus all meinen Bestürmungen als Siegerin hervorgehen wird, wie sie dies ohne Zweifel tun wird, welche bessere Benennungen willst du ihr nachher beilegen, als die sie jetzt schon trägt? Oder was wird sie nachher mehr sein, als sie jetzt ist? Entweder hältst du sie nicht für was du sagst, oder du weißt nicht, was du begehrst. Wenn du sie nicht für das hältst, was du sagst, warum willst du sie auf die Probe stellen, wenn nicht deshalb, um alsdann mit ihr als einem schlechten Weibe so zu verfahren, wie es dir etwa in den Sinn kommen wird? Wenn sie aber so tugendhaft ist als du glaubst, so ist es ungereimt, mit der Wahrheit selbst eine Probe anstellen zu wollen. Denn nachdem sie angestellt ist, wird sie doch nur in der gleichen Wertschätzung verbleiben wie vorher. So ist denn hieraus notwendige Folgerung, daß Dinge zu unternehmen, aus denen eher Schaden als Nutzen entstehen kann, die Weise unverständiger und tollkühner Geister ist, zumal wenn sie an solche Dinge gehen, zu denen sie nicht gezwungen oder von außen her genötigt sind und die schon von weitem deutlich erkennen lassen, daß es offenbare Verrücktheit ist sie sich vorzunehmen. An schwierige Dinge wagt man sich Gott zu Ehren oder der Welt wegen oder beider zusammen. Die, welche man Gott zu Ehren unternimmt, sind jene, welche die Heiligen unternahmen, indem sie strebten, ein Leben der Engel in menschlichen Leibern zu führen. Die, welche um der Welt willen unternommen werden, sind die Handlungen jener Männer, welche durch die Unendlichkeit der Meere hinziehen, durch so große Mannigfaltigkeit der Himmelsstriche, so viel Fremdartigkeit der Völker, um zu erwerben was man Güter des Glücks benennt. Und die, welche man zugleich um Gottes und der Welt willen unternimmt, sind die Taten der tapfern Kriegsleute,

die, wenn sie kaum in der ihnen entgegenragenden Festungsmauer eine Lücke von so viel Umfang erblicken als die Rundung einer Geschützkugel brechen kann, sofort alle Furcht beiseite setzend, ohne zu überlegen noch die offenbare Gefahr zu beachten, die ihrer harrt, im Fluge getragen auf den Schwingen des Verlangens, für ihren Glauben, für ihr Vaterland und für ihren König zu kämpfen, sich unverzagt mitten in den tausendfach entgegendräuenden Tod stürzen. Das sind die Dinge, die man zu unternehmen pflegt, und Ehre, Ruhm und Vorteil ist es, sie zu unternehmen, wiewohl sie voller Widerwärtigkeiten und Gefahren sind. Aber was du, wie du sagst, unternehmen und ins Werk setzen willst, wird dir weder Gottes Glorie noch Güter des Glücks noch Ruhm bei den Menschen erwerben. Denn wenn es dir auch ganz nach deinem Wunsche gelingen sollte, so wirst du dich weder vergnügter noch reicher noch höher geehrt finden als du jetzt schon bist. Und wenn es dir nicht gelingt, wirst du dich in dem größten Elend sehen, das sich erdenken läßt, da dir alsdann der Gedanke nichts helfen wird, daß niemand von dem Unglücke weiß, das dir zugekommen, indem es, um dich zu quälen und zu grunde zu richten, genügt, daß du selbst es wissest. Und zur Bekräftigung dieser meiner Darlegung will ich dir eine Stanze anführen, die der berühmte Dichter Ludwig Tansillo am Ende des ersten Teils seiner „Tränen des heiligen Petrus“ geschrieben. Sie lautet so:

Es wächst der Schmerz, es wächst das Schambewußtsein
In Petrus, da der Hahn den Tag verkündigt;
Und stürmisch zieht die Scham in seine Brust ein,
Trotzdem er niemand sah, als er gesündigt.
Ein edles Herz muß sich der Schmach bewußt sein,
Weiß auch kein andrer, daß es sich versündigt;
Es schämt sich vor sich selbst ob dem Vergehen,
Wenn auch nur Himmel es und Erde sehen.

Mithin wirſt du nicht durch Geheimhalten deinem Schmerz entgehen; vielmehr wirſt du unaufhörlich zu weinen haben, wenn nicht Tränen aus den Augen, ſo doch blutige Tränen aus dem Herzen, wie ſie jener einfältige Doktor weinte, von dem unſer Dichter uns erzählt, der jene Probe mit dem Becher anſtellte, welche mit beſſerer Überlegung der verſtändige Rinaldo ablehnte vorzunehmen. Denn wenn dies auch nur poetiſche Erdichtung iſt, ſo ſind darin doch Geheimniſſe von tiefem Sinn verſchloſſen, die wohl wert ſind, beachtet und verſtanden und zur Richtſchnur genommen zu werden. Und dies um ſo mehr, als dasjenige, was ich dir nunmehr zu ſagen habe, dich völlig überführen wird, welch großen Mißgriff du zu tun vorhaſt. Sage mir, Anſelmo: Wenn der Himmel oder ein glücklicher Zufall dich zum Herrn und rechtmäßigen Beſitzer eines Diamanten vom reinſten Waſſer gemacht hätte, von deſſen Güte und Reinheit alle Juwelenhändler, die ihn ſähen, entzückt wären, und alle würden einſtimmig und einmütig erklären, daß er an Gewicht, Güte und reinſtem Waſſer alles erreiche, was die Natur eines ſolchen Steines vermag, und du ſelbſt glaubteſt auch ſo, ohne etwas zu wiſſen, das dagegen ſpräche; wäre es alsdann recht, daß dich die Luſt ankäme, dieſen Diamanten zu nehmen und ihn zwiſchen Amboß und Hammer zu legen und lediglich mit der Kraft des Armes und Daraufſchlagens zu erproben, ob er ſo hart und ſo rein iſt wie die Leute ſagen? Und gar erſt wenn du es endlich ausführteſt! Denn geſetzt den Fall, der Stein beſtünde eine ſo törichte Probe, ſo würde er darum nicht höheren Wert noch höheren Ruf gewinnen. Und wenn er bräche, was doch immerhin möglich iſt, wäre dann nicht alles verloren? Ja gewiß, und zudem würde der Beſitzer in der öffentlichen Schätzung ſo tief ſinken, daß alle ihn für einen einfältigen Toren hielten. Nun denke dir, Freund Anſelmo, daß Camila nach deiner wie nach fremder Schätzung ein Diamant von größter

Reinheit ist, und daß es verstandeswidrig ist, das Juwel der Möglichkeit des Zerbrechens auszusetzen. Denn wenn es auch in seiner Unversehrtheit bleibt, kann es zu keinem höheren Werte aufsteigen, als den es gegenwärtig hat; und wenn es zu schwach wäre und nicht Widerstand leistete, so erwäge jetzt schon, in welchem Zustand du ohne sie verbliebest, und wie du mit vollstem Grunde dich nur über dich selbst beschweren müßtest, weil du allein verschuldet hättest, daß sie zugrunde ginge und du mit. Bedenke nun, daß es kein Juwel auf Erden gibt, das so viel Wert hätte als ein keusches, ehrenhaftes Weib, und daß die ganze Ehre der Frauen in dem Ruf ihrer Tugend besteht, dessen sie bei der Welt genießen. Und da der Ruf deiner Gattin ein derartiger ist, daß er das Höchste an Trefflichkeit erreicht, wie du weißt, wozu willst du diese feststehende Tatsache in Zweifel ziehen? Bedenke, Freund, daß das Weib ein unvollkommenes Geschöpf ist, und daß man ihr keine Steine in den Weg legen soll, über denen sie straucheln und fallen kann, vielmehr sie ihr wegräumen und ihr den Anstoß aus dem Weg schaffen soll, damit sie ohne Beschwer und leichten Fußes hinschreiten könne, um die ihr noch fehlende Vollkommenheit zu erreichen, welche darin besteht, tugendhaft zu sein. Es berichten die Naturforscher, das Hermelin sei ein Tierchen mit schneeweißem Fell, und wenn die Jäger es jagen wollen, brauchen sie diesen Kunstgriff: da sie die Stellen kennen, wo es vorüberzukommen und wohin es zu laufen pflegt, so sperren sie diese mit Kot ab und schrecken es dann auf und treiben es zu der Stelle hin; und sowie das Hermelin an den kotigen Ort kommt, steht es still und läßt sich greifen und gefangen nehmen, damit es nur nicht durch den Schmutz laufen und seine Weiße verderben und besudeln muß, welche es höher schätzt als Freiheit und Leben. Das sittsame und keusche Weib ist ein Hermelin, und weißer und reiner als Schnee ist die Tugend der Sittsamkeit, und wer nicht will, daß

dieſe ihr verloren gehe, vielmehr ihr bewahrt und erhalten bleibe, der muß ein andres Verfahren einhalten als man bei dem Hermelin anwendet. Denn man darf nicht den Kot der Geſchenke und Liebesdienſte zudringlicher Bewerber vor ſie hinlegen, weil vielleicht, ja ſogar darf es nicht einmal vielleicht heißen, ſie von Natur nicht ſo viel Tugend und Stärke beſitzt, um mit eigener Kraft das ihr in den Weg Gelegte zu beſeitigen und darüber hinwegzuſchreiten. Daher muß man ihr jeden Anſtoß aus dem Wege räumen und ihr die Reinheit der Tugend und die Schönheit, welche im guten Rufe liegt, vor Augen ſtellen. So iſt auch das brave Weib wie ein Spiegel von glänzendem Kriſtall, der aber der Gefahr ausgeſetzt iſt, den Glanz zu verlieren und durch jeden Hauch, der ihn berührt, getrübt und verdunkelt zu werden. Das ſittſame Weib muß man behandeln wie eine Reliquie, die man verehrt, aber nicht berührt. Man muß ein tugendhaftes Weib ſo hüten und ſchätzen, wie man einen ſchönen Garten hütet und ſchätzt, der voller Blüten und Roſen ſteht und deſſen Beſitzer nicht geſtattet, daß man darin luſtwandle noch die Blumen betaſte. Es genügt, daß man von weitem und zwiſchen den Eiſenſtäben hindurch ihren Duft und ihre Schönheit genieße. Schließlich will ich dir Verſe ſagen, die mir eben ins Gedächtnis gekommen — ich habe ſie in einer neuen Komödie gehört — und die mir gerade auf den Gegenſtand, der uns beſchäftigt, zu paſſen ſcheinen. In der Komödie rät ein verſtändiger Alter einem andern, der eine Tochter hat, er ſolle ſie zurückgezogen halten, ſie überwachen und einſchließen, und unter andern Gründen führt er ihm die folgenden an:

Merkt, es iſt das Weib von Glas,
Drum verſucht beileibe nicht,
Ob es ganz bleibt oder bricht;
Möglich iſt ja dies wie das.

Leichter bricht es doch; drum wißt:
Klug ist's nicht, es drauf zu wagen,
Daß in Splitter geh' zerschlagen,
Was nicht mehr zu löten ist.

Drum will ich's ans Herz Euch legen,
Und bald könnt' es klar Euch werden:
Gibt es Danaën auf Erden,
Fehlt's auch nicht am goldnen Regen.

Alles, was ich dir bis hierher gesagt habe, Anselmo, sprach ich nur in betreff dessen, was dich selbst berührt. Jetzt gebührt es sich, auch einiges von dem zu hören, was für mich einen Wert hat, und sollte ich weitläufig sein, so vergib mir. Denn dies Labyrinth, in das du geraten, und aus dem ich, so willst du es, dich befreien soll, erheischt alles, was ich vorbringe. Du hältst mich für deinen Freund und willst mir die Ehre rauben, was gegen alle Freundschaft ist; und sogar begehrst du nicht nur dies, sondern du gehst darauf aus, daß ich auch dir sie raube. Daß du mir sie rauben willst, ist klar. Denn sobald Camila sieht, daß ich mich um sie bewerbe, wie du von mir verlangst, so hält sie mich zweifellos für einen Mann ohne Ehre und von schlechten Absichten, da ich etwas will und unternehme, was allem so ganz fremd ist, wozu mich das Bewußtsein meines eigenen Wertes und deine Freundschaft verpflichtet. Daß du willst, daß ich dir sie raube, daran ist auch kein Zweifel. Denn wenn Camila sieht, daß ich mich um sie bewerbe, muß sie glauben, ich habe bei ihr irgend einen leichtsinnigen Charakterzug gefunden, der mir die Dreistigkeit einflößte, ihr meine frevelhaften Wünsche zu offenbaren, und da sie sich hierdurch entehrt erachten muß, so trifft dich, weil du ein Teil von ihr selbst bist, ihre Unehre mit. Und hiervon kommt auch was allgemein gesagt wird, nämlich daß der Mann eines ehebrecherischen Weibes, — wenn er selbst auch nicht weiß und keinen Anlaß dazu ge-

geben hat, daß sein Weib anders ist als sie sein sollte, und wenn es nicht in seiner Macht stand noch an seiner Unachtsamkeit noch an mangelnder Vorsicht lag, sein Mißgeschick abzuwenden, — daß der Mann trotz alledem mit einem schmählichen und gemeinen Namen belegt wird. Und gewissermaßen betrachten ihn die, welche um die Schlechtigkeit seines Weibes wissen, mit Blicken der Geringschätzung, anstatt mit denen des Bedauerns, wie sie sollten, da ihnen doch bekannt ist, daß er nicht durch seine Schuld, sondern durch die Gelüste seiner sündigen Lebensgefährtin in dies Unglück geraten ist. Aber ich will dir den Grund sagen, weshalb der Mann eines verbrecherischen Weibes mit Recht entehrt ist, selbst im Fall er nicht weiß, daß sie schlecht ist, und daran weder Schuld trägt noch dazu geholfen noch Anlaß dazu gegeben hat. Und laß dir's nicht zu viel werden mich anzuhören, denn alles soll ja zu deinem Besten dienen. Als Gott unsern ersten Vater im irdischen Paradies erschuf, da ließ er, wie die Heilige Schrift sagt, einen tiefen Schlaf auf ihn fallen, und er entschlief. Und Gott nahm seiner Rippen eine aus der linken Seite und bauete aus der Rippe unsere Mutter Eva. Und als Adam erwachte und sie sah, sprach er: das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Und Gott sprach: um ihretwillen wird der Mann Vater und Mutter verlassen, und sie werden ein Fleisch sein. Und damals wurde das göttliche Sakrament der Ehe eingesetzt, mit solchen Banden, daß nur der Tod sie lösen kann. Und es hat dies wunderbare Sakrament so große Kraft und Wirksamkeit, daß es zwei verschiedene Personen zu einem und demselben Fleische macht. Und es bewirkt selbst noch mehr bei tugendhaften Eheleuten, denn wiewohl sie zwei Seelen haben, so haben sie doch nur einen Willen. Und daher kommt es, weil das Fleisch der Gattin eines ist mit dem des Gatten, daß die Flecken, die auf die Frau fallen, oder die Fehler, die sie sich zuschulden kommen läßt, das Fleisch

des Mannes mit treffen, obgleich er, wie gesagt, keinen Anlaß zu diesem Unglück gegeben hat. Denn so wie einen Schmerz am Fuße oder an irgend welchem Glied des menschlichen Leibes der ganze Leib empfindet, weil er in seiner Gesamtheit aus einem Fleische besteht, und wie der Kopf eine Verletzung an den Fußknöcheln empfindet, ohne daß er sie veranlaßt hätte, so nimmt der Mann teil an der Unehre des Weibes, weil er eins und dasselbe mit ihr ist. Und da alle Ehre und Unehre auf Erden mit Fleisch und Blut zusammenhängt und daraus entsteht und die eines schlechten Weibes von dieser Art ist, so muß notwendig den Ehemann ein Teil derselben treffen und er für entehrt erachtet werden, wenn er auch nichts davon weiß. Erwäge also, Anselmo, die Gefahr, in die du dich begibst, indem du die Gemütsruhe stören willst, in der deine tugendsame Gattin lebt. Erwäge, um welches eitlen törichten Vorwitzes willen du die Gefühle in Aufregung bringen willst, die bis jetzt im Busen deiner keuschen Gattin friedlich ruhen. Merke wohl, daß was du bei solchem Glücksspiel gewinnen kannst, wenig ist, und was du verlieren würdest, so viel, daß ich es auf sich beruhen lassen will, weil mir Worte fehlen, um es in seinem vollen Umfang zu schildern. Aber wenn alles, was ich gesagt, nicht genügend ist, um dich von deinem schlimmen Vorhaben abzubringen, so magst du ein andres Werkzeug deiner Unehre und Vernichtung suchen. Denn ich gedenke nicht als solches zu dienen, wenn ich auch darob deine Freundschaft verlieren sollte, der größte Verlust, den ich mir vorstellen kann.

Mit diesen Worten schwieg der tugendhafte und einsichtsvolle Lotario, und Anselmo stand so verstört und in Gedanken verloren, daß er ihm längere Zeit kein Wort zu erwidern vermochte. Endlich aber sprach er zu Lotario: Mit einer Aufmerksamkeit, die dir nicht entgangen ist, habe ich alles angehört, Freund Lotario, was du mir sagen wolltest, und an deinen

Worten, Beiſpielen und Gleichniſſen erkannte ich, welch große Einſicht du beſitzeſt und auf welch äußerſtem Punkte wahrer Freundſchaft du ſtehſt. Und ebenſo ſehe ich auch ein und bekenne, daß, wenn ich deiner Warnung nicht folge und auch bei der meinigen beharre, ich vor dem Guten fliehe und dem Böſen nacheile. Dies zugegeben, mußt du erwägen, daß ich jetzt an jener Krankheit leide, von der manche Frauen öfter befallen ſind, die da Gelüſte haben, Erde, Gips, Kohlen zu eſſen, ja andre, noch ärgere Dinge, die zu ekelhaft ſind, um ſie nur anzuſehen, geſchweige ſie zu eſſen. So iſt's denn notwendig, irgend einen Kunſtgriff anzuwenden, damit ich geneſe, und dies könnte mit Leichtigkeit ſo geſchehen, daß du wenigſtens anfingeſt, wenn auch nur lau und zum Schein, dich um Camilas Liebe zu bewerben. Sie wird ja doch nicht ſo ſchwach ſein, daß ihre Tugend gleich bei den erſten Angriffen zu Boden ſtürzt. Und mit dieſem bloßen Anfang werde ich mich befriedigt fühlen, und du wirſt erfüllt haben, was du unſerer Freundſchaft ſchuldig biſt, indem du mir dadurch nicht allein das Leben, ſondern auch die Sicherheit gibſt, daß meine Ehre ungeſchmälert bleibt. Und dies zu tun, biſt du ſchon allein aus einem Grund verpflichtet: da ich nämlich entſchloſſen bin, — und in der Tat ich bin es, — dieſe Probe vorzunehmen, ſo darfſt du nicht zugeben, daß ich meine Torheit einem Dritten offenbare, wobei ich ja die Ehre aufs Spiel ſetzen würde, während dein Beſtreben darauf geht, daß ich ſie nicht verlieren ſoll. Und wenn auch deine Ehre in Camilas Meinung, während der Zeit, wo du um ihre Gunſt wirbſt, nicht ſo hoch ſteht als ſich gebührt, ſo liegt wenig oder nichts daran, da du ja in kurzem, nachdem du bei ihr die ſtandhafte Lauterkeit erkannt haſt, die wir erhoffen, ihr die reine Wahrheit über unſern Anſchlag ſagen kannſt. Und damit wird dein guter Ruf bei ihr wieder gänzlich hergeſtellt ſein. Und da du ſo wenig dabei wagſt und durch ein ſolches Wagen mir ſo

große Befriedigung verschaffen kannst, so lehne es nicht ab, selbst wenn sich noch weit mehr Unzuträglichkeiten dir vor Augen stellten. Denn, wie ich bereits gesagt, schon damit, daß du der Sache nur einen Anfang gibst, werde ich sie für endgültig erledigt erachten.

Da Lotario den entschiedenen Willen Anselmos sah und nicht wußte, welche Beispiele er noch sonst ihm vorführen noch welche neuen Gründe er ihm angeben könnte, um ihn davon abzubringen, und da er dessen Drohung hörte, einem andern sein frevles Begehren zu offenbaren, so entschloß er sich, um ein größeres Übel zu verhüten, ihn zufriedenzustellen und zu tun, was er verlangte; jedoch mit dem Vorsatz und in der Absicht, den Handel auf einen solchen Weg zu leiten, daß ohne Camilas Gedanken zu beunruhigen, Anselmo zufriedengestellt würde. Er antwortete ihm daher, er solle sein Vorhaben keinem andern mitteilen; er, Lotario, nehme die ganze Geschichte auf sich und würde sie beginnen, sobald es Anselmo beliebe.

Dieser umarmte seinen Freund mit liebevoller Zärtlichkeit und dankte ihm für seine Bereitwilligkeit, als hätte er ihm die größte Wohltat erwiesen. Sie kamen miteinander überein, es solle gleich am folgenden Tage das Werk begonnen werden. Anselmo solle ihm Gelegenheit und Muße verschaffen, mit Camila unter vier Augen zu sprechen, und ihm Geld und Kleinode geben, um sie ihr anzubieten und zu schenken. Anselmo riet Lotario, ihr Ständchen zu bringen und Verse zu ihrem Preise zu schreiben, die er selbst dichten würde, wenn Lotario sich nicht die Mühe geben wolle, sie zu schreiben. Zu all diesem erklärte sich Lotario bereit, wiewohl in einer ganz andern Absicht als Anselmo dachte.

Mit dieser Verabredung kehrten sie nach Anselmos Hause zurück, wo sie Camila ihren Mann erwartend fanden, voll Angst und Besorgnis, weil er diesen Tag länger als gewöhnlich aus-

blieb. Lotario begab sich hierauf in sein Haus, und Anselmo blieb in dem seinigen, ebenso vergnügt als Lotario nachdenklich war, da er nicht wußte, welchen Anschlag er erdenken solle, um sich glücklich aus dem argen Handel zu ziehen. Aber noch an demselben Abend kam er darauf, welch ein Benehmen er einhalten könne, um Anselmo zu täuschen, ohne Camila zu nahe zu treten.

Des andern Tages kam er zu seinem Freunde zum Essen und ward von Camila wohl aufgenommen. Sie empfing und behandelte ihn stets mit der größten Freundschaft, weil sie sich der innigen Liebe ihres Mannes zu Lotario wohlbewußt war. Nachdem sie gespeist hatten und abgedeckt war, bat Anselmo seinen Freund, er möchte bei Camila bleiben, während er selbst sich zu einem unumgänglichen Geschäfte fortbegeben müsse; in anderthalb Stunden werde er zurückkehren. Camila bat ihn, sich doch nicht zu entfernen, und Lotario erbot sich, ihn zu begleiten, aber nichts konnte bei Anselmo verfangen. Vielmehr drang er angelegentlichst in Lotario, zu bleiben und ihn hier zu erwarten, da er mit ihm eine Sache von großer Wichtigkeit zu verhandeln habe. Er bat auch Camila, seinen Freund nicht allein zu lassen, bis er wiederkomme. Kurz, er wußte die Wichtigkeit (oder Nichtigkeit) seines Ausgangs so erfinderisch zu schildern, daß niemand die Verstellung hätte merken können.

Anselmo ging, und Camila und Lotario blieben allein am Tische sitzen, denn die übrigen Leute vom Hause waren alle zum Essen gegangen. Jetzt sah sich Lotario auf dem Turnierplatze, den sein Freund ihm ausgesucht hatte, vor sich den Feind, der schon allein mit seiner Schönheit ein ganzes Geschwader von wohlgerüsteten Rittern hätte besiegen können. Nun bedenkt, ob Lotario Ursache hatte, solchen Feind zu fürchten! Er tat indessen weiter nichts, als daß er den Ellenbogen auf den Arm des Sessels stützte, die flache Hand an die Wange legte

und Camila um Verzeihung ob der Unhöflichkeit bat, weil er ein wenig ausruhen möchte, bis Anselmo heimkehre. Camila antwortete ihm, er werde besser auf dem Sofa im Besuchzimmer ausruhen, als auf dem Sessel, und bat ihn hineinzugehen, um da zu schlafen; doch Lotario wollte nicht. Er blieb dort schlummernd, bis Anselmo zurückkam.

Als dieser Camila in ihrem Gemach und Lotario schlafend fand, glaubte er, weil er so lang ausgeblieben, hätten die beiden bereits hinreichende Zeit gehabt sich zu besprechen, ja sogar zu schlafen, und konnte die Stunde nicht erwarten, wo Lotario erwachte, um mit ihm wieder auszugehen und ihn über seinen Erfolg zu befragen. Alles geschah nach seinem Wunsch: Lotario erwachte, und sogleich verließen beide das Haus, und nun fragte ihn Anselmo nach dem Gewünschten. Lotario antwortete ihm, es habe ihm nicht gut geschienen, sich gleich das erste Mal ihr vollständig zu entdecken, und so habe er nichts weiter getan, als Camila ob ihrer Schönheit zu preisen und ihr zu sagen, daß in der ganzen Stadt von nichts anderem die Rede sei als von ihren Reizen und ihrem verständigen Wesen. Dies sei ihm als der beste Anfang erschienen, um allmählich ihr Wohlwollen zu gewinnen und sie geneigt zu machen, ihn auch ein andermal gern anzuhören. Solchergestalt habe er sich des Kunstgriffs bedient, den der Böse anwendet, wenn er jemand verführen will, der auf der Wache steht, um sich zu behüten. Der Teufel verwandelt sich alsdann in einen Engel des Lichts, da er doch der Engel der Finsternis ist, und während er dem Armen einen guten Anschein vorspiegelt, offenbart er zuletzt, wer er ist, und führt sein Vorhaben aus, falls seine Tücke nicht gleich von vornherein entdeckt wird.

Anselmo war mit all diesem höchst zufrieden und sagte, er würde ihm jeden Tag dieselbe Gelegenheit verschaffen, selbst ohne aus dem Hause zu gehen, denn er würde sich daheim mit

ſolchen Dingen beſchäftigen, daß Camila nicht hinter ſeine Schliche kommen könne.

Es geſchah nun, daß viele Tage vergingen, während Lotario, ohne mit Camila ein Wort zu reden, ſtets auf ſeines Freundes Fragen antwortete, er ſpreche mit ihr, könne ihr aber nie das geringſte Anzeichen entlocken, daß ſie ſich zu irgend etwas Unrechtem herbeilaſſen würde, noch auch nur die entfernteſte Andeutung eines Schattens von Hoffnung gebe. Im Gegenteil, ſagte er, drohe ſie ihm, es ihrem Gatten mitzuteilen, wenn er nicht von ſeinen böſen Gedanken abſtehe.

Sehr gut, ſprach Anſelmo. Bis jetzt hat Camila den Worten widerſtanden; wie ſie den Werken widerſteht, das müſſen wir jetzt notwendig erforſchen. Morgen gebe ich dir zweitauſend Goldtaler, um ſie ihr anzubieten, ja ſie ihr zu ſchenken, und eine gleiche Summe zum Ankauf von Juwelen, um ſie damit zu ködern. Denn die Frauen, ob ſie auch noch ſo keuſch ſind, haben ihre große Liebhaberei daran, beſonders wenn ſie ſchön ſind, ſchön gekleidet und in ſtattlichem Putz einherzugehen. Wenn ſie aber dieſer Verſuchung widerſteht, ſo will ich mich zufrieden geben und dich nicht weiter bemühen.

Lotario erwiderte, da er nun einmal den Anfang gemacht habe, ſo wolle er das Unternehmen zu Ende führen, obgleich er einſehe, daß er aus demſelben erſchöpft und beſiegt hervorgehen werde.

Am nächſten Tag erhielt er die viertauſend Goldtaler und mit ihnen viertauſend Verlegenheiten, denn er wußte nicht, was für neue Lügen er vorbringen ſolle. Aber endlich entſchloß er ſich, ihm zu ſagen, Camila ſei gegen Geſchenke und Verheißungen ebenſo probefeſt als gegen Worte, und es ſei zwecklos, ſich noch weiter abzumüden, weil die ganze Zeit vergeblich aufgewendet ſei.

Allein das Schickſal, das die Dinge anders lenken wollte, fügte es ſo, daß Anſelmo, nachdem er eines Tages Lotario und

Camila allein gelassen, wie er bisher zu tun pflegte, sich in ein Seitengemach einschloß und durchs Schlüsselloch sehen und hören wollte, was die beiden vornehmen würden. Und er entdeckte, daß Lotario während einer halben Stunde kein Wort mit Camila sprach und sicher auch keines mit ihr gesprochen hätte, wenn Anselmo ein Jahrhundert lang dort gehorcht hätte. Nun ward ihm klar, daß was sein Freund ihm von Camilas Antworten gesagt, alles Dichtung und Lüge war. Und um sich zu überzeugen, ob dem wirklich so sei, verließ er das Gemach, rief Lotario beiseite und fragte, was Neues vorgekommen und in welcher Stimmung Camila sei. Lotario entgegnete ihm, er gedenke in der Sache nichts weiter bei ihr zu tun; denn sie antworte so schroff und ärgerlich, daß er nicht das Herz habe, ihr nochmals etwas zu sagen.

Ha, Lotario, Lotario, sprach Anselmo, wie wenig entspricht dein Benehmen deiner Pflicht gegen mich und meinem großen Vertrauen zu dir! Jetzt habe ich dagestanden und durch die Öffnung dieses Schlüsselloches dich belauscht, habe bemerkt, daß du zu Camila nicht ein Wort gesagt hast, und bin dadurch zu der Erkenntnis gelangt, daß du ihr noch das erste Wort zu sagen hast. Und wenn es so ist, — und ohne Zweifel ist es so, — zu welchem Zwecke hintergehst du mich, oder warum willst du mir mit deiner List die Mittel entziehen, die ich finden könnte, um meine Absicht zu erreichen?

Mehr sprach Anselmo nicht. Aber was er gesagt, genügte, um Lotario in Beschämung und Bestürzung zu versetzen. Jetzt, als ob er seine Ehre für verpfändet hielte, weil er über einer Lüge betroffen worden, jetzt schwur er Anselmo zu, von diesem Augenblick an nehme er es auf sich, ihn zufriedenzustellen und ihm nichts vorzulügen, und der Freund würde dies ersehen, wenn er sein Tun sorgfältig ausspähen wolle. Doch sei es hierzu nicht einmal nötig, sich irgend Mühe zu geben, denn die Mühe,

die er aufwenden wolle, um seinen Wünschen nachzukommen, werde ihm jeden Argwohn benehmen.

Anselmo schenkte ihm Glauben; und um es ihm bequemer zu machen, so daß er mehr Sicherheit und weniger Störung hätte, beschloß er, sich auf acht Tage aus seinem Hause zu entfernen und das eines Freundes in einem Dorfe nicht weit von der Stadt zu besuchen. Er verabredete mit diesem Freunde, er solle ihn ernstlich und dringend zu sich berufen, um bei Camila einen Vorwand zu seiner Abreise zu haben.

Du unglücklicher, übelberatener Anselmo! Was tust du? Was planst du? Auf was gehst du aus? Erwäge, daß du gegen dich selbst handelst, indem du deine Entehrung planst und auf dein Verderben ausgehest. Tugendhaft ist deine Gemahlin Camila; in Ruhe und Frieden besitzest du sie; niemand stört deine Freuden; ihre Gedanken schweifen nicht über die Wände deines Hauses hinaus; du bist ihr Himmel auf Erden, der Zielpunkt ihrer Wünsche, der Gipfel ihrer Freuden, das Maß, an dem sie ihren Willen mißt, indem sie ihn in allem nach dem deinigen und dem des Himmels richtet. Wenn nun die Erzgrube ihrer Ehre, ihrer Schönheit, Sittsamkeit und Schüchternheit dir ohne irgend welche Mühsal allen Reichtum hingibt, den sie enthält und du nur erwünschen kannst, warum willst du die Erde noch tiefer aufgraben und neue Adern neuen und nie erschauten Reichtums aufsuchen und dich hierbei in die Gefahr bringen, daß sie ganz zusammenstürze? Denn am Ende hält sie sich doch nur auf den gebrechlichen Stützen ihrer schwachen Natur aufrecht. Bedenke: wer das Unmögliche sucht, dem geschieht nur recht, wenn das Mögliche ihm versagt wird, wie es besser ein Dichter ausdrückt, der da sagt:

Leben such' ich in dem Tod,
Heilung in des Siechtums Grause,
Ausgang in verschloss'ner Klause,

Freiheit in des Kerkers Not,
Treue, wo Verrat zu Hause.

Doch mein Glück, stets karg an Gaben,
Läßt selbst Hoffnung nie mich laben;
Und des Himmels Satzung lehrt:
Wer Unmögliches begehrt,
Soll das Mögliche nicht haben.

Am andern Tage begab sich Anselmo auf das Dorf, nachdem er Camila gesagt, während der Zeit seiner Abwesenheit werde Lotario kommen, um nach dem Hause zu sehen und mit ihr zu speisen; sie möge wohl darauf bedacht sein, den Freund wie ihn selbst zu behandeln. Camila war als eine verständige, sittsame Frau über den Befehl bekümmert, den ihr Gemahl ihr zurückließ, und entgegnete ihm, er möge bedenken, daß es nicht schicklich sei, wenn in seiner Abwesenheit ein anderer den Sitz an seinem Tisch einnehme; und wenn er es etwa deshalb tue, weil er ihr nicht zutraue, sein Haus regieren zu können, so möchte er doch diesmal die Probe machen und die Erfahrung ihn dann belehren, daß sie auch größeren Aufgaben gewachsen sei. Anselmo erwiderte ihr, es sei einmal sein Wunsch so und sie habe weiter nichts zu tun als mit gesenktem Kopfe ihm zu gehorchen. Camila erklärte, sie werde es tun, wenn auch gegen ihren Willen.

Anselmo reiste ab, und des andern Tags kam Lotario ins Haus und fand bei Camila eine liebevolle und sittsame Aufnahme. Doch betrat sie nie einen Ort, wo Lotario sie unter vier Augen hätte antreffen können. Sie zeigte sich immer von ihren Dienern und Dienerinnen umgeben, namentlich einer Zofe, die Leonela hieß und die sie sehr liebte, weil sie beide von Kind auf im Hause von Camilas Eltern zusammen erzogen waren, und als sie sich mit Anselmo verheiratete, nahm sie die Zofe mit.

Im Laufe der ersten drei Tage sprach Lotario gar nichts mit ihr, obschon er es gekonnt hätte, während man den Tisch abdeckte, und die Leute weggingen, um höchst eilig zu essen, wie es Camila angeordnet hatte. Sogar hatte Leonela den Befehl, früher als Camila zu essen und sich nie von ihrer Seite zu entfernen. Allein das Mädchen, das ihre Gedanken auf andre Gegenstände ihrer Wünsche gerichtet hatte und dieser Stunden und Gelegenheiten bedurfte, um sie auf die Befriedigung ihrer eignen Neigungen zu verwenden, befolgte nicht immer das Gebot ihrer Herrin, ließ vielmehr die beiden häufig allein, gerade als wäre dieses ihr befohlen worden. Indessen das sittsame Aussehen Camilas, der Ernst ihrer Züge, der würdige Anstand ihrer ganzen Persönlichkeit, das alles war mächtig genug, um Lotarios Zunge einen Zügel anzulegen. Jedoch das Gute, das die vielen trefflichen Eigenschaften Camilas bewirkten, indem sie Lotario zu schweigen nötigten, schlug beiden zu desto größerem Schaden aus. Denn wenn die Zunge auch still blieb, so redeten die Gedanken und hatten Muße, das Übermaß der Schönheit und Trefflichkeit, welche Camila zu eigen war, Zug um Zug mit Verehrung zu betrachten, mehr als genügend, um eine Bildsäule von Marmor in Liebe zu entflammen, geschweige ein Herz von Fleisch und Blut. So oft Lotario Zeit und Gelegenheit fand, sie zu sprechen, schaute er sie unverwandt an und erwog bei sich, wie liebenswert sie sei. Diese Erwägungen begannen allmählich einen Sturmlauf gegen die freundschaftliche Rücksicht, die er Anselmo schuldete, und tausendmal wollte er die Stadt verlassen und hingehen, wo Anselmo niemals ihn und er niemals Camila mehr zu Gesicht bekäme. Allein schon konnte er es nicht mehr. Der Genuß, den er an ihrem Anblick fand, verwehrte es ihm und hielt ihn zurück. Er tat sich Gewalt an und kämpfte mit sich, um die Wonne nicht zu empfinden und aus seinem Herzen zu reißen, die ihn antrieb, Camila stets anzuschauen.

Wenn er mit sich allein war, klagte er sich an ob seines Wahnsinns, er nannte sich einen schlechten Freund, ja einen schlechten Christen. Er stellte Betrachtungen an und Vergleichungen zwischen sich und Anselmo, und alle liefen darauf hinaus, daß er sich sagte, seine Untreue sei noch lange nicht so groß als Anselmos Verkehrtheit und blinde Zuversicht, und wenn er für das, was er zu tun gedenke, ebenso vor Gott Entschuldigung fände wie vor den Menschen, so würde er keine Strafe für seine Verschuldung fürchten.

Zuletzt kam es dahin, daß Camilas Schönheit und vortreffliche Eigenschaften, verbunden mit der Gelegenheit, die der törichte Ehemann ihm in die Hand gegeben, Lotarios Redlichkeit gänzlich darniederwarfen. Er beachtete nichts anderes mehr, als wozu seine Neigung ihn trieb, und nach drei Tagen der Abwesenheit Anselmos, während deren er in beständigem Kampfe war, um seinen eigenen Wünschen zu widerstehen, begann er, wie verstört und außer sich, um Camila mit solchen Liebesworten zu werben, daß sie ganz in Bestürzung geriet und nichts weiter tat, als daß sie sich von ihrem Sitz erhub und in ihr Gemach ging, ohne ihm ein Wort zu erwidern. Aber durch diese Kälte ward in Lotario die Hoffnung nicht entmutigt, die immer zugleich mit der Liebe entsteht; vielmehr ward ihm Camila um so werter.

Diese aber, nachdem sie in Lotario gefunden, was sie nie erwartet hätte, wußte nicht, was sie anfangen sollte. Und da es ihr weder sicher noch wohlgetan schien, ihm Gelegenheit und Raum zu einer zweiten Besprechung zu geben, so beschloß sie, noch an demselben Abend, — wie sie es denn auch ausführte, — einen ihrer Diener mit einem Briefe an Anselmo zu senden, worin sie ihm folgendes schrieb.

Vierunddreißigstes Kapitel,

worin die Novelle vom törichten Vorwitz fortgesetzt wird.

„Wie man so zu sagen pflegt, daß ein Heer ohne seinen Feldherrn und eine Burg ohne ihren Burgvogt einen schlechten Eindruck machen, so sage ich: ohne ihren Gatten macht eine jugendliche Ehefrau noch einen viel schlimmern Eindruck, wenn nicht die triftigsten Gründe dies verhindern. Ich finde mich in so übler Lage ohne Euch und so außer aller Möglichkeit, diese Abwesenheit zu ertragen, daß, wenn Ihr nicht schleunig kommt, ich gehen muß, um im Hause meiner Eltern zu leben, ob ich auch das Eure ohne Hüter lasse. Denn der Hüter, den Ihr mir zurückgelassen, falls er nämlich in dieser Eigenschaft bei bei uns geblieben, der, glaube ich, hat mehr sein eigenes Gelüsten im Auge als was Euch angeht. Und da ihr ein verständiger Mann seid, habe ich Euch nicht mehr zu sagen, und es wäre auch nicht einmal gut, wenn ich Euch mehr sagte."

Diesen Brief empfing Anselmo, und er ersah daraus, daß Lotario bereits das Unternehmen begonnen und daß Camila geantwortet haben mußte, wie er es wünschte, und über die Maßen vergnügt ob solcher Nachrichten, sandte er an Camila mündliche Antwort, sie möchte bezüglich ihrer Wohnung durchaus keine Änderung treffen, denn er werde in aller Kürze zurückkehren. Camila war erstaunt über Anselmos Antwort, die sie in größere Verlegenheit als zuvor setzte. Sie getraute sich nicht in ihrem Hause zu bleiben und noch weniger in das ihrer Eltern zu ziehen; denn beim Dableiben lief ihre Ehre Gefahr, und beim Wegziehen handelte sie gegen das Gebot ihres Gatten. Endlich entschloß sie sich zu dem, was gerade zum Schlimmsten für sie ausschlug, nämlich zu bleiben, mit dem Vorsatze, Lotarios Gegenwart nicht zu vermeiden, weil sie ihren

Dienern keinen Anlaß zum Gerede geben wollte. Und schon tat es ihr leid, ihrem Gatten den erwähnten Brief geschrieben zu haben, da sie befürchtete, er möchte etwa denken, Lotario habe irgend eine Leichtfertigkeit in ihrem Benehmen bemerkt, die ihn veranlaßt hätte, ihr gegenüber nicht die Achtung zu bewahren, die er ihr schuldete. Aber ihrer Tugend sich bewußt, verließ sie sich auf Gott und ihren redlichen Sinn und erachtete sich damit stark genug, um allem, was Lotario ihr sagen möchte, schweigend zu widerstehen, ohne ihrem Gatten weitere Mitteilung zu machen, um ihn nicht in Händel und Widerwärtigkeiten zu verwickeln. Ja, bereits sann sie auf ein Mittel, wie sie Lotario bei Anselmo entschuldigen könne, wenn dieser sie nach dem Anlaß fragen würde, der sie bewogen habe, ihm jenen Brief zu schreiben.

In diesen Gedanken, die freilich mehr ehrenhaft als verständig und zu ihrem Besten waren, saß sie des folgenden Tages da und hörte Lotario an, welcher diesmal so dringend wurde, daß Camilas Festigkeit zu wanken begann, und ihre Sittsamkeit hatte genug zu tun, um die Augen zu hüten, daß sie das zärtliche Mitleid nicht verrieten, welches Lotarios Worte und Tränen in ihrem Busen geweckt hatten. All dies bemerkte Lotario wohl, und alles versetzte ihn in heißere Glut. Nun aber bedünkte es ihn unerläßlich, solange noch Anselmos Abwesenheit ihm Zeit und Gelegenheit vergönne, die Belagerung dieser Feste mit größerem Nachdruck zu betreiben, und so eröffnete er mit Lobreden auf ihre Schönheit seinen Angriff auf ihre Eigenliebe. Denn es gibt nichts, was die umschanzten Türme weiblicher Eitelkeit rascher überwältigt und beseitigt, als diese Eitelkeit selbst, wenn sie sich auf die Sprache der Schmeichelei stützt. Kurz, Lotario untergrub mit aller Kunst und Unermüdlichkeit den Fels ihrer keuschen Tugend, mittels solcher Minierarbeiten, daß Camila, wäre sie auch ganz von

Erz gewesen, hätte fallen müssen. Er weinte, flehte, verhieß, schmeichelte, drängte beharrlich und log mit so heißem Gefühl, mit so viel Zeichen der Aufrichtigkeit, daß er Camilas Sittsamkeit zum Scheitern brachte und endlich einen Triumph errang, den er am wenigsten erhoffte und am meisten ersehnte. Es ergab sich Camila, Camila ergab sich: Aber was Wunder, da ja auch Lotarios Freundschaft nicht standhielt? Ein deutliches Beispiel, das uns zeigt, daß man die Leidenschaft der Liebe nur besiegen kann, wenn man vor ihr die Flucht ergreift, und daß niemand gegen einen so machtvollen Feind den Kampf wagen kann, dessen wenn auch nur menschliche Kräfte zu besiegen man göttlicher Kräfte bedarf.

Leonela allein erfuhr von der Schwäche ihrer Herrin, denn sie ihr zu verbergen war den Verrätern an der Freundschaft, dem neuen Liebespaar, nicht möglich. Lotario mochte Camila den Plan Anselmos nicht anvertrauen. Und daß jener selbst ihm die Gelegenheit verschafft habe so weit zu gelangen, mochte er ihr ebensowenig sagen, damit sie seine Liebe nicht geringer schätze und damit sie glaube, daß er nur aus zufälligem Anlaß und ohne überlegte Absicht, nicht aber mit Vorbedacht, sich um ihre Gunst beworben habe.

Nach wenigen Tagen kehrte Anselmo nach Hause zurück und ward nicht inne, was jetzt in demselben fehle, nämlich worauf er am wenigsten gehalten und was er doch am meisten geschätzt hatte. Er suchte sogleich Lotario auf und fand ihn in dessen Wohnung. Sie umarmten einander, und Anselmo verlangte von ihm Kunde, ob ihm Leben oder Tod beschieden sei.

Die Kunde, die ich dir geben kann, mein Freund Anselmo, sprach Lotario, ist die, daß du ein Weib hast, wert, als Beispiel und Krone aller tugendhaften Frauen hingestellt zu werden. Die Worte, die ich an sie gerichtet, waren in den Wind gesprochen; die Verheißungen wurden für nichts geachtet; die Ge-

schenke wurden nicht angenommen; ein paar erheuchelte Tränen, die ich vergoß, wurden ganz gehörig verspottet. Kurz, so wie Camila der Inbegriff aller Schönheit ist, so ist sie auch der Juwelenschrein, worin die Sittsamkeit verwahrt ist, worin die Liebenswürdigkeit und Keuschheit ruht, wie auch alle anderen Tugenden, die ein ehrenhaftes Weib preisenswert und glücklich machen können. Nimm dein Geld wieder, Freund, denn hier hab' ich es; ich hatte nicht nötig es anzurühren. Denn Camilas unnahbare Tugend läßt sich nicht von niedrigen Dingen wie Geschenken und Versprechungen besiegen. Sei zufrieden, Anselmo, und begehre nicht noch mehr Proben als die bisherigen anzustellen. Und da du trockenen Fußes durch das Meer der schweren Quälereien und argwöhnischen Zweifel gegangen, die man um der Frauen willen so oft erleidet, so wolle nicht abermals dich in die tiefe See neuer Widerwärtigkeiten wagen oder mit einem anderen Lotsen die Güte und Festigkeit des Schiffes erproben, das dir der Himmel zugeteilt hat, um an dessen Bord das Meer dieses Leben zu befahren. Sei du vielmehr überzeugt, daß du schon in sicherem Hafen bist, lege dich fest vor dem Anker besonnener Erwägung und bleibe ungestört da liegen, bis dir dereinst der Zoll abgefordert wird, von dessen Zahlung kein irdisches Adelsvorrecht sich jemals freimachen kann.

Anselmo war höchst vergnügt über Lotarios Worte und glaubte sie ihm so fest, als hätte ein Orakel sie ausgesprochen. Allein trotzdem bat er ihn, das Unternehmen nicht fallen zu lassen, wäre es auch nur aus Neugier und um der Unterhaltung willen; wiewohl er inskünftig nicht mehr so nachdrückliche Bemühungen aufzuwenden brauche. Er wünsche nur noch, daß er ihr unter dem Namen Chloris einige Verse zu ihrem Lobe schreibe. Er selbst werde ihr mitteilen, Lotario sei in eine Dame verliebt, der er den Namen Chloris beigelegt habe, um mit der achtungsvollen Rücksicht, die man ihrer Tugend schuldig sei, sie besingen

zu können. Und wenn Lotario sich nicht die Mühe geben wolle, die Verse zu schreiben, so würde er selbst sie dichten.

Das wird nicht erforderlich sein, sprach Lotario; denn so feindlich sind mir die Musen nicht, daß sie mich nicht etliche Stunden des Jahres besuchen sollten. Sag' du nur Camila, was du in betreff der Erdichtung einer Liebschaft von mir soeben erwähnt hast. Die Verse werde ich schon schreiben, und wenn nicht so vortrefflich, wie es der Gegenstand verdient, doch wenigstens so gut es mir irgend möglich ist.

Bei dieser Verabredung blieb es zwischen dem vorwitzigen und dem verräterischen Freunde. Und als Anselmo nach Hause zurückgekommen, fragte er Camila nach einem Umstand, in dessen Betreff sie schon sehr erstaunt war, daß er noch nicht darnach gefragt hatte: sie möchte ihm nämlich sagen, aus welcher Veranlassung sie ihm jenen Brief geschrieben habe.

Camila antwortete, es habe sie bedünkt, daß Lotario sie etwas freier ansähe als während Anselmos Anwesenheit im Hause. Aber sie sei schon ihres Irrtums gewahr worden und glaube, es sei lediglich eine Einbildung von ihr gewesen, weil Lotario es bereits vermeide, sie zu besuchen und mit ihr allein zu sein.

Anselmo entgegnete ihr, sie könne ganz sicher sein, daß ihr Verdacht unbegründet sei, denn er wisse, daß Lotario in ein vornehmes Fräulein der Stadt verliebt sei, welche er unter dem Namen Chloris feiere. Wenn er es aber auch nicht wäre, so sei bei der Redlichkeit Lotarios und der innigen Freundschaft zwischen ihnen beiden nichts zu befürchten.

Indessen wenn Camila nicht von Lotario in Kenntnis gesetzt worden, daß jenes Liebesverhältnis zu Chloris bloß erfunden sei, und daß er es seinem Freund Anselmo nur erzählt habe, um ein paar Augenblicke dem Lobe Camilas selbst widmen zu können, so wäre diese ohne Zweifel in das verzweiflungsvolle

Netz der Eifersucht gefallen. Sie war jedoch schon vorbereitet, und so kam sie ohne Kummer über den Schreck hinaus.

Am folgenden Tage, als alle drei bei Tische saßen, ersuchte Anselmo seinen Freund, ihnen einiges von dem vorzutragen, was er für seine geliebte Chloris gedichtet habe, zu deren Lob er, da Camila sie nicht kenne, gewiß alles vorbringen dürfe, was ihm beliebe.

Wenn Camila sie auch kennte, erwiderte Lotario, würde ich nichts verschweigen. Denn wenn ein Verliebter seine Dame als schön preist und sie als grausam tadelt, so tut er damit ihrem guten Rufe keinen Eintrag. Indessen, es sei dem wie ihm wolle; was ich sagen darf, ist, daß ich gestern auf Chloris' Undankbarkeit ein Sonett geschrieben habe, welches so lautet:

Sonett.

In stiller Ruh' der Nacht, wann mit Behagen
Am holden Schlaf die Sterblichen sich weiden,
Die arme Summe meiner reichen Leiden
Will ich dem Himmel dann und Chloris sagen.

Und wenn die Sonn', das Weltall zu durchjagen,
Eilt, aus des Ostens Rosentor zu scheiden,
Mit Qualen dann, die sich in Seufzer kleiden,
Erneu' ich meiner Sehnsucht alte Klagen.

Wenn dann die Sonne senkrecht ihre Strahlen
Zur Erde schickt von ihrem Sternenthrone,
So kommen Tränen schmerzlicher geflossen.

Und kehrt die Nacht, so kehren meine Qualen,
Und immer find' ich, meiner Treu' zum Lohne,
Den Himmel taub und Chloris' Ohr verschlossen.

Das Sonett gefiel Camila, aber noch mehr gefiel es Anselmo; denn er lobte es und behauptete, die Dame sei allzu grausam, die für so wahre Empfindungen kein Mitgefühl zeige.

Darauf bemerkte Camila: Sonach ſoll alles, was verliebte Dichter ſagen, wahr ſein?

Inſofern ſie Dichter ſind, reden ſie nicht wahr, entgegnete Lotario; aber inſofern ſie Verliebte ſind, bleiben ſie doch noch immer hinter der Wahrheit zurück.

Daran iſt nicht zu zweifeln, verſetzte Anſelmo, — alles nur, um die Wünſche Lotarios bei Camila zu unterſtützen und ihnen mehr Geltung zu verſchaffen. Camila aber hatte um ſo weniger acht auf Anſelmos Kunſtgriff, je mehr ihre Liebe bereits Lotario gehörte. Und ſonach, da ſie an allem ihre Freude hatte, was von Lotario herrührte, und zumal da ſie ſich überzeugt hielt, daß ſeine Wünſche und Verſe nur ſie zum Ziele hatten und daß ſie die wahre Chloris ſei, bat ſie ihn, wenn er noch ein Sonett oder andere Verſe auswendig wiſſe, möchte er ſie vortragen.

Allerdings weiß ich noch ein Sonett, entgegnete Lotario; aber ich glaube nicht, daß es ſo gut, oder richtiger geſagt, weniger ſchlecht als das erſte iſt. Und ihr werdet das ſofort beurteilen können, denn es lautet ſo:

Sonett.

Ich ſterb' — und glaubſt du nicht, daß es geſchehe,
Wird um ſo ſichrer Todes Band mich binden;
Und dir zu Füßen ſoll mein Leben ſchwinden,
Eh ich bereu' der Liebe göttlich Wehe.

Wenn ich in des Vergeſſens Reich mich ſehe,
Um ſterbend noch im Elend mich zu winden,
Reißt mir die Bruſt auf! Leicht wird es ſich finden,
Ob drin dein Antlitz als Altarbild ſtehe.

Dies Heiltum, ich verwahr' es für die Stunde
Der letzten Not, mit der dein ſtreng Gebaren
Und dein Verſchmähen meine Treue ſtrafen.

Weh dem, der unter düſterm Himmelsrunde,
Durch fremde Meere, durch des Wegs Gefahren,
Hinſchifft, wo kein Polarſtern winkt, kein Hafen!

Auch dies zweite Sonett lobte Anselmo, wie schon vorher das erste, und dergestalt fügte er Glied auf Glied zu der Kette, die seine Ehre umstrickte und in Bande schlug. Denn während Lotario ihm die Ehre am tiefsten verwundete, schmeichelte er ihm, daß sie am höchsten glänze, und so kam es, daß so viele Stufen Camila bis zum Mittelpunkt ihrer Unwürdigkeit hinabstieg, sie eben so viele in der Meinung ihres Gemahls hinaufstieg bis zum Gipfel der Tugend und des guten Rufs.

Unterdessen geschah es, daß Camila, als sie sich einmal, wie dies öfter vorkam, mit ihrer Zofe allein befand, zu ihr sprach: Ich bin beschämt, liebe Leonela, wenn ich bedenke, wie wenig ich es verstanden habe, mich in Achtung zu setzen, da ich mich nicht einmal so zu benehmen wußte, daß Lotario erst durch Aufwendung langer Zeit meinen vollen Besitz erkauft hätte, den ich ihm so übereilt aus eigenem Willen dahingab. Ich fürchte, er wird meine Übereilung oder vielmehr meinen Leichtsinn mißachten, ohne daß er einsieht, mit welcher Gewalt er mich bedrängte, um mir den Widerstand unmöglich zu machen.

Das darf meiner Gebieterin keinen Kummer machen, entgegnete Leonela. Denn es hat keine Bedeutung und ist kein Grund, die Hochachtung zu mindern, wenn man rasch gibt, was man geben will, falls die Gabe nur wirklich eine vortreffliche und an sich wert ist hochgeschätzt zu werden. Auch pflegt man zu sagen: wer gleich gibt, gibt doppelt.

Aber, versetzte Camila, man sagt auch: was wenig kostet, wird um so weniger geschätzt.

Dies Wort kann dir nicht gelten, erwiderte Leonela. Denn, wie ich sagen hörte, fliegt die Liebe das eine Mal, das andere Mal geht sie zu Fuß; bei dem einen läuft sie, bei dem anderen schleicht sie langsam; den einen macht sie kühl, den anderen setzt sie in Glut; dem einen schlägt sie Wunden, den anderen trifft sie zu Tode. In einem Augenblick beginnt sie die Laufbahn

ihrer Wünſche, und im nämlichen Augenblick hat ſie ſie ſchon durcheilt und beendet. Am Morgen eröffnet ſie die Belagerung einer Feſte, am Abend hat ſie ſie überwältigt, denn es gibt keine Gewalt, die der Liebe widerſteht. Und da einmal dem ſo iſt, worüber beunruhigſt du dich, was befürchteſt du, da es doch ganz ebenſo deinem Lotario ergangen ſein muß, als die Liebe die Abweſenheit unſers Herrn zum Werkzeug deiner Beſiegung erkor? Und es war unumgänglich, daß während dieſer Abweſenheit zu Ende geführt wurde, was die Liebe beſchloſſen hatte, und daß ihr nicht ſo lange die Zeit verlort, bis Anſelmo ſie gewann, damit er zurückkehren könnte und alsdann infolge ſeiner Anweſenheit das Werk unvollendet geblieben wäre. Denn die Liebe hat keinen beſſern Helfer, um ihre Anſchläge auszuführen, als die Gelegenheit. Der Gelegenheit bedient ſie ſich bei all ihrem Tun, beſonders zu Anfang. All dieſes weiß ich gründlich, mehr aus eigner Erfahrung als von Hörenſagen, und das werde ich dir ſchon einmal erzählen, Señora; denn auch ich bin von jugendlichem Fleiſch und Blut. Überdies, Señora Camila, haſt du dich ihm nicht ſo unverzüglich ergeben und übereignet, daß du nicht vorher in Lotarios Augen, Seufzern, Worten und Verheißungen und Geſchenken ſeine ganze Seele erkannt und in ihr und in ſeinen Tugenden erſehen hätteſt, wie würdig Lotario war, geliebt zu werden. Und wenn dies ſich nun ſo verhält, ſo dürfen ſolche ängſtliche, zimperliche Gedanken nicht auf deinen Geiſt einſtürmen; ſondern ſei verſichert, daß Lotario dich hochſchätzt, wie du ihn hochſchätzeſt, und lebe froh und zufrieden damit, daß, wenn du auch ins Liebesgarn gefallen biſt, der Mann, der dich feſthält, von hohem Wert und achtungswürdig iſt, und daß er nicht nur die vier S hat, welche, wie es heißt, jeder richtige Liebhaber zu eigen haben muß, ſondern auch das ganze Abc. Weißt du das nicht, ſo höre mir zu: du ſollſt ſehen, wie ich dies auswendig herſage. Lotario iſt

also, soviel ich ersehe und wie ich glaube: aufrichtig, bieder, Cavalier, dienstwillig, edel von Geburt, freigebig, großmütig, hochherzig, inbrünstig, jung, klug, liebevoll, mutig, nachsichtig, offenherzig, pflichtgetreu; das Q fehlt, weil es quer ist; reich; dann was die vier SS besagen, nämlich scharfsinnig, standhaft, sorgfältig, schweigsam, und das X paßt nicht auf ihn, es ist ein harter, altmodischer Buchstabe; das Y haben wir nicht, und das Z heißt: zornmütig, wenn es deine Ehre gilt.

Camila lachte über das Abc ihrer Zofe und erachtete sie für noch erfahrener in Liebessachen als sie sagte; und das gestand sie selber ein, indem sie Camila entdeckte, sie habe eine Liebschaft mit einem jungen Mann von gutem Hause aus derselben Stadt. Camila geriet darob in Bestürzung. Sie fürchtete, dies werde der Weg sein, auf dem ihre Ehre Gefahr laufen könne. Sie drang in sie mit Fragen, ob ihre Besprechungen weiter gingen als bloße Worte. Leonela antwortete ihr, ohne sich sonderlich zu schämen, vielmehr mit um so größerer Dreistigkeit, allerdings gingen sie weiter. Denn es ist feststehende Tatsache, daß die Verirrungen der Gebieterin den Dienerinnen das Schamgefühl benehmen, und daß diese, sowie sie die Frau straucheln sehen, sich nichts daraus machen, wenn sie selber hinken und die Frau es weiß.

Camila konnte nichts andres tun als das Mädchen bitten, von ihrem Liebesverhältnis dem Manne nichts zu sagen, den es als seinen Geliebten angab, und seine eignen Angelegenheiten geheim zu betreiben, damit sie nicht zu Anselmos noch Lotarios Kenntnis kämen.

Leonela gab ihr das Versprechen demgemäß zu handeln. Allein sie hielt es auf solche Weise, daß sie Camilas Besorgnis, ihren guten Ruf durch die Zofe einzubüßen, zur Gewißheit machte. Sobald nämlich die sittenlose und dreiste Leonela sah, daß das Betragen ihrer Herrin ein andres war als bisher ge-

wohnt, erfrechte sie sich, ihren Geliebten ins Haus zu bringen und darin zu hegen, indem sie sich darauf verließ, daß Camila, wenn sie ihn auch zu Gesicht bekäme, nicht wagen würde, ihn zu verraten. Denn diesen argen Nachteil unter andern ziehen die Sünden der Gebieterin nach sich, daß sie sich zur Sklavin ihrer eignen Dienerinnen macht und gezwungen ist, deren zuchtloses Betragen und Schändlichkeiten ihnen verbergen zu helfen. So geschah es mit Camila, welche, wiewohl sie einmal und vielmal sah, daß Leonela sich mit ihrem Geliebten in einem Zimmer ihres Hauses aufhielt, nicht nur nicht wagte sie zu schelten, sondern ihr Gelegenheit verschaffte, ihn zu verstecken und ihr alle Störungen aus dem Weg räumte, damit er nicht von ihrem Manne erblickt würde. Aber sie konnte solche Störungen nicht so völlig beseitigen, daß Lotario ihn nicht einmal bei Tagesanbruch herauskommen gesehen hätte.

Lotario erkannte den Mann nicht. Er glaubte zuerst, es müsse ein Gespenst sein. Aber als er sah, wie der Mann einherging, den Mantel um sich zog und sich sorgfältig und vorsichtig verhüllte, ließ er den kindischen Gedanken und verfiel auf einen andern, der ihnen allen zum Verderben gereicht hätte, wenn Camila nicht Abhilfe dafür geschafft hätte. Lotario fiel es nicht ein, daß dieser Mann, den er zu so ungewöhnlicher Stunde aus Anselmos Haus kommen gesehen, um Leonelas willen dasselbe betreten haben könnte. Ja, es kam ihm nicht in den Sinn, daß Leonela auf der Welt war. Er glaubte lediglich, daß Camila, gerade so wie sie ihm gegenüber nachgiebig und leichtsinnig gewesen, es auch für einen andern sei. Denn derartige Folgen zieht die Sünde des sündhaften Weibes nach sich, daß sie das Vertrauen auf ihr Ehrgefühl bei dem nämlichen Manne nicht mehr findet, dem sie sich, von Bitten gedrängt und überredet, hingegeben hat, und daß er nicht zweifelt, sie gebe sich noch bereitwilliger andern hin, und daß er jedem Verdachte,

der ihn darob befällt, unfehlbar Glauben schenkt. Und es mußte Lotario wirklich in diesem Augenblick allen gesunden Menschenverstand eingebüßt haben; es mußte aus seinem Geiste jeder vernünftige Gedanke gewichen sein, denn, ohne daß er einen solchen zu fassen vermochte, der zweckmäßig oder auch nur vernünftig gewesen — wäre ohne sich zu besinnen, ja, ehe noch Anselmo aufgestanden war, unfähig, sich zu zügeln und blind vor eifersüchtiger Wut, die ihm das Herz zernagte, sterbend vor Begierde, sich an Camila zu rächen, die ihn doch mit nichts beleidigt hatte, eilte er zu seinem Freunde und sprach zu ihm: Wisse, Anselmo, daß ich seit vielen Tagen schon mit mir gekämpft und mir Gewalt angetan habe, um dir nicht mitzuteilen, was ich nicht vermag noch recht finde, dir länger zu verbergen. Wisse, daß Camilas Standhaftigkeit bereits besiegt ist und sich allem hingibt, was ich mit ihr anfangen will. Und wenn ich gezögert habe, dir diese Tatsache zu offenbaren, so geschah es, um zu erforschen, ob es wirklich eine leichtfertige Begierde bei ihr war, oder ob sie es tat, um mich auf die Probe zu stellen und zu erfahren, ob der Liebeshandel mit ernstlicher Absicht unternommen sei, den ich auf deine Erlaubnis hin mit ihr begonnen. So glaubte ich auch, wenn sie die tugendhafte Frau wäre, die sie sein sollte und für welche wir beide sie hielten, sie würde dir bereits Kunde von meiner Liebeswerbung gegeben haben. Allein, da ich gesehen, daß sie zögert, erkenne ich, daß die Zusagen, die sie mir gegeben, ernstgemeint sind, nämlich sie wolle, wenn du wieder einmal von Hause entfernt bist, mich in der Kammer sprechen, wo deine Sachen aufbewahrt sind (und es verhielt sich wirklich so, daß Camila ihn dort zu sprechen pflegte). Ich will aber nicht, daß du übereilt auf Rache ausgehst, denn die Sünde ist noch nicht begangen, außer in Gedanken, und es könnte ja sein, daß von diesem Augenblick bis zu dem, wo der Gedanke zur Tat würde, er sich bei Camila änderte und an seiner Stelle

die Reue wach würde. Und ſonach, da du bisher ſtets in allem oder doch in vielem meinen Rat befolgt haſt, ſo befolge und beachte denjenigen, den ich dir jetzt eröffnen will, damit du ohne Täuſchung und mit peinlicher Überlegung mit dir einig wirſt, was das Zuträglichſte in der Sache iſt. Gib vor, du entfernteſt dich auf zwei oder drei Tage, wie du ſonſt manchmal zu tun pflegſt, und richte es ſo ein, daß du in deiner Gerätkammer verſteckt bleibſt. Die Teppiche, die dort hängen, und noch andre Sachen, hinter denen du dich verbergen kannſt, bieten dir alle Bequemlichkeit dazu. Dann wirſt du mit deinen eignen Augen und ich mit den meinigen ſehen, was Camila will. Und wenn es das Schlechte iſt, was man eher fürchten als erwarten muß, dann kannſt du in der Stille, mit Umſicht und Klugheit, der Strafrichter deiner Schmach ſein.

Betäubt, voll Staunen und Verwunderung, ſtand Anſelmo da bei Lotarios Worten, denn ſie überraſchten ihn zu einer Zeit, wo er ſie am wenigſten erwartete, weil er Camila bereits für die Siegerin über Lotarios verſtellte Angriffe hielt und bereits die Glorie des Sieges zu genießen begann. Er blieb geraume Zeit in Schweigen verſunken, ſtarrte auf den Boden, ohne die Wimpern zu bewegen, und endlich ſagte er: Du haſt gehandelt, Lotario, wie ich es von deiner Freundſchaft erwartete. Tue, was du willſt, und beobachte hierbei eine ſolche Verſchwiegenheit, wie ſie, du ſiehſt es wohl ein, in einem ſo unvermuteten Falle ſich gebührt.

Lotario verſprach es ihm, und als er Anſelmo verließ, reute ihn bereits alles, was er ihm geſagt hatte; er ſah ein, wie albern er gehandelt, da er ſich ja an Camila hätte rächen können, ohne einen ſo grauſamen und ſchimpflichen Weg zu wählen. Er verwünſchte ſeinen üblen Vorſatz, ſchmähte ſeinen leichtſinnigen Entſchluß und wußte nicht, welches Mittel er ergreifen ſollte, um das Geſchehene ungeſchehen zu machen, oder um der Sache

einen erträglichen Ausgang zu verschaffen. Endlich ward er mit sich eins, Camila alles mitzuteilen, und da die Gelegenheit hierzu nicht fehlte, so traf er Camila noch desselben Tages allein. Sobald sie sah, daß sie ungestört mit ihm sprechen konnte, sagte sie ihm: Wisset, Freund Lotario, daß ich einen Kummer im Herzen habe, der mir es so schwer drückt, daß mich bedünkt, es wolle in der Brust zerspringen, und es muß ein Wunder sein, wenn es das nicht tut, da Leonelas Unverschämtheit so weit gekommen ist, daß sie jede Nacht einen Liebhaber in unser Haus einläßt und bis zum Tage mit ihm zusammenbleibt. Und dies geschieht auf Kosten meines guten Rufes, da jeder, der den Mann etwa zu ganz ungewöhnlicher Stunde aus meinem Hause kommen sieht, freies Feld hat, darüber beliebig zu urteilen. Und was mich besonders quält, ist, daß ich sie weder bestrafen noch zanken kann. Denn der Umstand, daß sie die Vertraute unsres Verhältnisses ist, hat meinem Munde einen Zaum angelegt, daß ich das ihrige verschweigen muß, und ich fürchte, daß daraus ein Unheil für uns entstehen kann.

Bei den ersten Worten, die Camila sprach, glaubte Lotario, es sei dies eine List, um ihm mittels dieser Ableugnung einzureden, daß der Mann, den er weggehen sah, nicht ihr, sondern Leonela angehöre. Aber als er sah, wie sie weinte und tief bekümmert war und ihn um Hilfe bat, mußte er endlich der Wahrheit Glauben schenken, und mit dieser Überzeugung erreichte seine Beschämung und Reue über das Geschehene den äußersten Grad. Nichtsdestoweniger erwiderte er Camila, sie solle unbekümmert sein, er werde Vorkehrung treffen, der Frechheit Leonelas Einhalt zu tun. Dann erzählte er ihr, was er, hingerissen von der wahnsinnigen Wut der Eifersucht, Anselmo gesagt habe, und wie es ausgemacht worden, daß dieser sich in der Gerätkammer verbergen solle, um dorten klar zu ersehen, wie wenig Treue sie ihm bewahre. Er flehte Camila um Verzeihung an ob dieses

verrückten Streichs und erbat sich ihren Rat, um ihn wieder gut zu machen und aus einem so verwickelten Labyrinth, in welches sein Unbedacht ihn verlockt hatte, einen guten Ausgang zu gewinnen.

Camila war höchlich erschrocken, als sie Lotarios Erzählung vernahm, und mit großer Entrüstung und vielen und verständigen Worten schalt sie ihn und tadelte seinen argen Verdacht und den törichten frevelhaften Entschluß, den er gefaßt habe. Wie jedoch das Weib von Natur weit mehr als der Mann die Anlage hat, für das Gute wie das Böse schleunigst den Weg zu finden, während dieser Vorzug ihr gebricht, wenn sie mit bewußter Absicht überlegen will, so fand Camila gleich im Augenblick den Weg, um für eine scheinbar so rettungslose Lage Rettung zu schaffen. Sie sagte zu Lotario, er möge nur Anselmo veranlassen, sich am nächsten Tage an dem erwähnten Ort zu verstecken; denn gerade aus diesem Umstand, daß er sich verstecke, gedenke sie für sie beide das bequemste Mittel zu gewinnen, um künftighin sonder Angst und Schrecken sich miteinander vergnügen zu können. Und ohne ihm ihren Plan gänzlich zu offenbaren, bemerkte sie ihm nur, er solle wohl acht haben, wenn Anselmo versteckt sei, zu kommen, sobald Leonela ihn rufe, und auf alles, was sie ihm sagen würde, genau so antworten, wie wenn er nicht wüßte, daß Anselmo, ihn hörte.

Lotario drang in sie, ihm ihr Vorhaben vollständig mitzuteilen, damit er mit um so größerer Sicherheit und Vorsicht alles beobachte, was er für notwendig erkennen würde. Ich sage Euch, entgegnete Camila, es ist weiter nichts nötig als dies eine, mir zu antworten, wie ich Euch fragen werde.

Camila wollte ihm nämlich nicht vorher auseinandersetzen, was sie im Sinn hatte zu tun, weil sie besorgte, er möchte dem Entschlusse, der ihr so zweckmäßig erschien, nicht folgen wollen

und lieber einen andern erwählen oder aufsuchen, der unmöglich so gut sein könnte.

Hiermit entfernte sich Lotario. Anselmo verreiste am nächsten Tage unter dem Vorwand, seinen Freund in dem bewußten Dorfe zu besuchen, und kehrte zurück, um sich zu verstecken, was er mit größter Bequemlichkeit tun konnte, da sie ihm absichtlich von Camila und Leonela verschafft wurde. In seinem Versteck also, mit jener entsetzlichen Angst, die etwa derjenige empfinden mag, der da erwartet, mit seinen eigenen Augen zuzuschauen, wie man das Innerste seiner Ehre zerschneiden und zerlegen wird, sah er sich jetzt auf dem Punkte, das höchste Gut zu verlieren, das er in seiner geliebten Camila zu besitzen glaubte.

Sobald Camila und Leonela sicher und gewiß waren, daß Anselmo versteckt sei, traten sie in die Gerätkammer, und kaum hatte Camila den Fuß über die Schwelle gesetzt, als sie tief aufseufzte und sprach: Ach Leonela, meine Liebe, wäre es nicht besser, ehe ich in Ausführung bringe, was ich vor dir geheim halte, damit du es nicht zu hindern versuchst, wäre es nicht besser, du nähmest Anselmos Dolch, den ich von dir verlangt habe, und durchbohrtest mit ihm dieses entehrte Herz? Aber nein, du sollst es nicht, denn es wäre eine Ungerechtigkeit, daß ich die Strafe für fremde Schuld zahlen soll. Erst will ich wissen, was Lotarios freche und schamlose Augen an mir gesehen haben, das ihm Anlaß zu der Dreistigkeit geben konnte, mir einen so lasterhaften Wunsch offen darzulegen, wie er ihn zur Verunehrung seines Freundes und zu meiner Entwürdigung mir offenbart hat. Stelle dich ans Fenster dort, Leonela, und rufe ihn, denn ohne Zweifel muß er schon auf der Straße verweilen, um seine böse Absicht in Ausführung zu bringen. Aber vorher soll meine eigene Absicht zur Ausführung kommen, die so grausam als ehrenhaft ist.

Weh mir, teure Herrin, entgegnete die schlaue, schon eingeschulte Leonela; was willst du mit diesem Dolche? Willst du dir vielleicht das Leben nehmen oder es Lotario rauben? Was von beidem du tun wolltest, es würde deinem Ruf und Namen zum Verderben gereichen. Besser ist es, du verhehlst deine Kränkung und gewährst dem schlechten Menschen keinen Anlaß, jetzt ins Haus zu kommen und uns allein zu finden. Bedenke, Señora, wir sind schwache Weiber, und er ist ein Mann und entschlossenen Sinnes, und da er mit seinem bösen, blinden, leidenschaftlichen Vorsatz kommt, so wird vielleicht, eh du den deinigen ausführst, er etwas vollbringen, das schlimmer für dich wäre als das Leben einzubüßen. Schmach auf unsern gnädigen Herrn Anselmo, daß es ihm beliebte, diesem frechen Gesicht so viel Gewalt in seinem Hause einzuräumen! Und wenn du, Señora, ihn wirklich umbringst, wie ich glaube, daß du tun willst, was sollen wir mit ihm anfangen, wenn er umgebracht ist?

Was, meine Liebe? antwortete Camila. Wir lassen ihn liegen, damit Anselmo ihn begraben möge. Denn es ist nur gerecht, daß er zur Erholung die Mühe hat, seine eigene Schande unter die Erde zu bringen. Ruf' ihn, so tu' es denn endlich, denn solange ich zögere, für die Kränkung meiner Ehre die gebührende Rache an ihm zu nehmen, bedünkt es mich, ich verletze die Treue, die ich meinem Gatten schulde.

All dieses hörte Anselmo an, und bei jedem Worte, das Camila sprach, nahmen seine Gedanken eine neue Richtung. Als er aber hörte, sie sei entschlossen, Lotario zu töten, wollte er hervorstürzen und sich ihr zeigen, damit nichts derart geschehe. Allein es hielt ihn der Wunsch zurück, zu sehen, was das Endziel solch tapferen Benehmens und ehrenhaften Entschlusses sein würde, wobei er den Vorsatz festhielt, zur rechten Zeit hervorzutreten, um ihre Absichten zu hindern.

Mittlerweile wurde Camila von einer heftigen Ohnmacht befallen und warf sich auf ein Bett, das in der Kammer stand. Leonela begann bitterlich zu weinen und sprach: Weh mir Elenden, wenn ich so glückverlassen wäre, daß sie mir hier stürbe in meinen Armen, sie, die Blume aller Sittsamkeit auf Erden, die Krone der tugendsamen Frauen, das Vorbild aller Keuschheit! Und noch andres von ähnlichem Inhalt, so daß niemand sie gehört hätte, der sie nicht für die betrübteste, treueste Dienerin auf Erden und ihre Herrin für eine neue und arg bedrängte Penelope gehalten hätte. Es dauerte nicht lange, bis Camila aus ihrer Ohnmacht erwachte, und wie sie wieder zu sich kam, sprach sie: Warum gehst du nicht, Leonela, und rufst den treuen Freund seines Freundes, den treusten, den jemals die Sonne gesehen oder die Nacht verborgen hat? Mach' ein Ende, lauf, spute dich, geh hin, auf daß bei deinem Zögern die Glut meines Ingrimms sich nicht Luft mache und die gerechte Rache, die ich erhoffe, in Drohungen und Verwünschungen vorübergehe.

Ich gehe schon und rufe ihn, teure Herrin, versetzte Leonela. Aber du mußt mir zuerst diesen Dolch geben, damit du nicht, während ich fort bin, etwas tust, das alle, die dich von Herzen lieben, ihr Leben lang beweinen müßten.

Geh unbesorgt, Leonela, meine Gute, ich werde nichts derart tun. Denn mag ich auch nach deiner Meinung verwegen und einfältig sein, wenn ich meine Ehre schütze, so werde ich es doch nie in solchem Maße sein wie jene Lukrezia, von der man erzählt, sie habe sich das Leben genommen, ohne ein Unrecht begangen zu haben und ohne vorher den umzubringen, der die Schuld an ihrem Mißgeschick trug. Ich will sterben, wenn ich sterben soll; aber es soll nicht geschehen, ohne mir Rache und Genugtuung an dem verschafft zu haben, der mich veranlaßt hat, hierher zu kommen und über sein

Erdreiſten zu weinen, das ſich ſo ganz ohne meine Schuld hervorgewagt hat.

Leonela ließ ſich lange bitten, ehe ſie wegging, um Lotario zu rufen. Aber endlich ging ſie, und in der Zwiſchenzeit bis zu ihrer Rückkehr ging Camila auf und ab und ſagte, als ob ſie mit ſich ſelber ſpräche: So helfe mir Gott, wäre es nicht vernünftiger geweſen, ich hätte Lotario abgewieſen, wie ich es ſchon oft getan habe, als ihm den Anlaß zu geben, wie ich ihn ihm jetzt wirklich gebe, mich für ſchlecht und ſittenlos zu halten, wenn auch nur ſo lange Zeit, als ich brauche, ihn ſeines Irrtums zu überführen? Ja, es wäre beſſer geweſen, ohne Zweifel. Allein ich würde keine Rache und die Ehre meines Mannes keine Genugtuung erhalten, wenn er ſo unverdient ſtraflos und ſo ungehemmten Schrittes von dem Orte zurückkehrte, wohin ſein böſes Vorhaben ihn geführt. Zahlen ſoll der Verräter mit ſeinem Leben, was er mit ſo unzüchtiger Begier geplant hat. Erfahren ſoll die Welt, wenn es je zu ihrer Kunde dringt, daß Camila nicht nur ihrem Gatten Treue gehalten, ſondern ihn an dem Manne gerächt hat, der ſich erkühnte, ihn zu kränken. Aber bei alledem glaube ich, es wäre beſſer geweſen, Anſelmo hiervon in Kenntnis zu ſetzen. Indeſſen habe ich es ihm bereits in dem Briefe angedeutet, den ich ihm nach dem Dorfe ſchrieb, und ich vermute, wenn er nichts tut, um das Schlimme abzuwenden, auf das ich ihn damals aufmerkſam machte, ſo konnte dies nur daher kommen, daß er aus lauter Redlichkeit und Zutrauen nicht glauben wollte noch konnte, daß in der Bruſt eines ſo erprobten Freundes irgend ein Gedanke Raum haben könnte, der gegen ſeine Ehre gerichtet wäre. Ja, auch ich habe es nachher lange Zeit nicht geglaubt und würde es nimmer geglaubt haben, wenn ſeine Frechheit nicht ſo weit gegangen wäre, daß endlich all die Geſchenke, die er ohne Umſchweife darbot, und ſeine weitgehenden Verſprechungen und

seine unaufhörlichen Tränen mir es klar erwiesen. Aber wozu stelle ich jetzt diese Betrachtungen an? Bedarf es vielleicht zu einem beherzten Entschlusse, daß man erst darüber zu Rate gehe? Wahrlich nein. Fort denn mit den Verrätern! Zu mir her die Rache! Hereintreten soll der falsche Mann, er komme, er nahe sich, er sterbe, er sei vernichtet, und geschehe dann, was geschehen mag. Rein und keusch kam ich in dessen Gewalt, den der Himmel mir zu meinem andern Ich gab, und rein will ich von ihm scheiden, und im äußersten Fall scheide ich gebadet in meinem keuschen Blute und im unreinen Blute des falschesten Freundes, den je die Freundschaft auf der Welt gesehen.

Während sie dies sprach, lief sie im Zimmer auf und ab, mit gezücktem Dolch, mit unsichern großen Schritten, und gehabte sich so wütig, daß es aussah, als hätte sie den Verstand verloren, und als wäre sie kein zartes Weib, sondern ein rasender Bandit.

Anselmo, von den Teppichen verhüllt, hinter denen er sich versteckt hatte, sah alles das an und war über alles das hocherstaunt. Und schon bedünkte es ihm, was er gesehen und gehört, sei selbst einem noch größeren Verdacht gegenüber genügende Rechtfertigung, und schon wünschte er, es möchte die Probe, die hier bei Lotarios Erscheinen angestellt werden sollte, ganz ausfallen, da er fürchtete, es könne unversehens ein Unglück geschehen. Und schon war er im Begriffe, sich zu zeigen und hervorzutreten, um seine Gattin zu umarmen und aus allem Irrtum zu reißen. Da hielt er sich noch zurück, denn er sah, daß Leonela mit Lotario an der Hand zurückkam.

Sowie Camila ihn erblickte, zog sie mit dem Dolche einen langen Strich vor sich auf dem Fußboden, und sprach zu ihm: Lotario, habe acht auf meine Worte. Wenn du dich erkühnen solltest, diesen Strich, den du hier siehst, zu überschreiten oder nur ihm nahe zu kommen, werde ich im Augenblick, wo ich sehe,

daß du dies wagst, im nämlichen Augenblick mir die Brust mit diesem Dolch durchbohren, den ich in Händen trage. Aber ehe du mir hierauf mit einem Wort entgegnest, sollst du erst noch andre Worte von mir vernehmen; nachher magst du antworten, was dir gutdünkt. Zuerst verlange ich von dir, Lotario, mir zu sagen, ob du Anselmo, meinen Gatten kennst, und was du von ihm hältst; und zweitens verlange ich auch zu wissen, ob du mich kennst. Antworte mir darauf und sei nicht etwa verlegen und denke nicht lange nach, was du mir antworten sollst; denn es sind keine schwierigen Dinge, die ich frage.

Lotario war nicht so kurzsichtig, daß er nicht von dem ersten Augenblicke an, wo Camila ihm den Auftrag gab, er solle Anselmo veranlassen, sich zu verstecken, begriffen hätte, was sie zu tun gedenke. Und so ging er auf ihre Absichten so geschickt und so im rechten Augenblick ein, daß beide es fertig brachten, ihre Lügen für mehr als zweifellose Wahrheit gelten zu lassen. Daher antwortete er ihr folgendermaßen: Ich glaubte nicht, schöne Camila, daß du mich hierher beriefst, um mich nach Dingen zu fragen, die so ganz außerhalb der Absichten liegen, mit denen ich hierher komme. Wenn du es tust, um meine Hoffnung auf die verheißene Gunst weiter hinauszuschieben, so hättest du sie hinhalten können, als ich dir noch ferner stand; denn das ersehnte Glück wird uns um so mehr zur Pein, als die Hoffnung es zu besitzen uns näher gewesen. Doch damit du nicht sagst, daß ich auf deine Fragen nicht antworte, erkläre ich, daß ich deinen Gemahl Anselmo kenne, daß wir uns beide seit unsren frühsten Jahren kennen. Und was du ja ohnehin von unsrer Freundschaft weißt, das will ich dir nicht sagen, damit ich mich nicht selber zum Zeugen der Kränkung mache, die mich die Liebe ihm anzutun heißt, die Liebe, diese allgewaltige Entschuldigung für noch weit größere Verirrungen. Dich kenne ich und hege für dich dieselbe Achtung wie er. Denn wäre dem

nicht so, ich würde wahrlich für geringere Schätze der Seele und des Leibes, als du besitzest, nicht dem zuwiderhandeln, was ich meinem eignen Werte schuldig bin, nicht den heiligen Gesetzen wahrer Freundschaft zuwiderhandeln, die ich jetzt um eines so mächtigen Feindes willen, wie die Liebe ist, breche und gewaltsam verletze.

Wenn du das eingestehst, entgegnete Camila, du Todfeind alles dessen, was mit Recht geliebt zu werden verdient, mit welchem Gesichte wagst du vor der Frau zu erscheinen, welche, du weißt es, der Spiegel ist, aus dem das Bild des Mannes herausblickt, an dem du dich spiegeln solltest, damit du sähest, wie wenig er dir Veranlassung gibt, ihn zu kränken! Aber weh mir Unglücklichen! Schon seh' ich ein, warum du so wenig einsiehst, was du dir selber schuldest. Es muß wohl ein allzufreies Benehmen meinerseits gewesen sein, denn Mangel an Sittsamkeit mag ich es nicht nennen, da es nicht aus Überlegung und Vorsatz hervorgegangen, sondern aus irgend welcher Unbedachtsamkeit, wie sie die Frauen ahnungslos begehen, wenn sie meinen, sie hätten keine schüchterne Zurückhaltung nötig. Oder ist dem anders, so sage mir: Wann, du falscher Mensch, habe ich auf all dein Flehen je mit einem Wort oder Zeichen geantwortet, das in dir auch nur einen Schatten der Hoffnung erwecken konnte, daß ich deine ruchlosen Wünsche erfüllen würde? Wann wurden deine liebeglühenden Worte nicht von den meinigen mit Ernst und Strenge in ihr Nichts zurückgewiesen und verurteilt? Wann fanden deine großen Verheißungen, wann deine noch größeren Geschenke bei mir Glauben und Annahme? Aber da es mich bedünkt, es könne niemand lange Zeit in seinen Liebesbestrebungen verharren, wenn sie nicht durch eine Hoffnung aufrecht gehalten werden, will ich mir selbst die Schuld an deiner Zudringlichkeit beimessen, da ohne Zweifel irgend welche Unbedachtsamkeit meinerseits deine Bewerbungen so lange Zeit ge-

nährt hat, und so will ich es denn mich büßen lassen und mir die Strafe auferlegen, die deine Schuld verdient hat. Und damit du siehst, daß, wenn ich gegen mich so grausam bin, ich unmöglich anders gegen dich sein kann, habe ich dich kommen lassen, zum Zeugen des Opfers, das ich der gekränkten Ehre meines so ehrenwerten Gemahls zu bringen gedenke, den du mit vollstem Bedacht und jedem dir möglichen Bemühen schwer beleidigt hast, und den auch ich durch meinen Mangel an Zurückhaltung beleidigt habe, da ich die Gelegenheit nicht vermied (wenn ich sie vielleicht manchmal dir wirklich gegeben), wo deine bösen Absichten begünstigt und gebilligt scheinen konnten. Nochmals sage ich dir: meine Befürchtung, es habe eine Unbedachtsamkeit von mir so wahnwitzige Gedanken in dir hervorgerufen, ist es, was mich am meisten quält und was es mich am meisten drängt, mit meinen eigenen Händen zu bestrafen. Denn würde mich ein anderer Blutrichter strafen, so würde vielleicht meine Schuld mehr als jetzt ruchbar werden. Doch bevor ich dies vollbringe, will ich im Sterben töten und den mit mir hinüber nehmen, der mir den Wunsch nach der Rache, die ich erhoffe, bis aufs letzte befriedigen soll. Und im Jenseits, sei es, wo es sei, werde ich dann die Strafe erschauen, welche die unparteiische und nie sich beugende Gerechtigkeit dem Manne zuteilt, der mich in eine so verzweiflungsvolle Lage gebracht hat.

Indem sie dieses sprach, stürzte sie mit unglaublicher Gewalt und Raschheit auf Lotario zu, mit entblößtem Dolch, mit so glaubhaftem Anscheine der Absicht, ihm die Klinge in die Brust zu stoßen, daß er selbst beinahe im Zweifel war, ob diese Kundgebungen verstellt oder ernstgemeint seien. Denn er sah sich wirklich genötigt, Geschick und Stärke anzuwenden, um Camila an einem Dolchstoß gegen ihn zu hindern. So lebenstreu wußte sie diese schmachvolle Erfindung darzustellen, diesen seltsamen Betrug zu spielen, daß sie, um ihm die Farbe der Wahrheit zu

geben, ihn mit ihrem eigenen Blute röten wollte. Denn da sie sah, sie könnte mit ihrem Dolche Lotario nicht treffen, oder sich anstellte, als könnte sie es nicht, rief sie aus: Da mir das Schicksal mein so gerechtes Vorhaben nicht völlig zu Ende zu führen gestattet, so soll es dennoch nicht die Macht haben mir zu wehren, daß ich es wenigstens teilweise zur Ausführung bringe. Und hiermit rang sie aus aller Macht, ihre mit dem Dolch bewehrte Hand, die Lotario festhielt, frei zu machen. Sie entwand ihm die Waffe, richtete die Spitze auf eine Stelle, wo es leicht war, sie nicht tief eindringen zu lassen, stieß sich den Dolch oberhalb der Rippen in die linke Seite nahe an der Schulter, ließ ihn in der Wunde stecken und brach dann wie ohnmächtig zusammen.

Leonela und Lotario standen bestürzt und außer sich ob solchen Vorgangs und zweifelten auch dann noch an der Wirklichkeit des Geschehenen, als sie Camila auf den Boden hingestreckt und in ihrem Blute gebadet sahen.

Lotario eilte in größter Hast, voller Angst und atemlos herzu, um den Dolch herauszuziehen. Wie er aber die unbedeutende Wunde sah, erholte er sich von der Furcht, die er bis dahin gefühlt hatte, und geriet aufs neue in Verwunderung über die Klugheit und Verschlagenheit und das außerordentliche Geschick der schönen Camila. Um nun auch seinerseits zur Sache das beizutragen, was ihm vorzugsweise oblag, begann er eine lange schmerzliche Wehklage über dem daliegenden Körper Camilas, als ob sie wirklich hingeschieden wäre, und stieß zahlreiche Verwünschungen aus, nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen denjenigen, der Anlaß dazu gegeben, ihn in diese Lage zu bringen. Und da er wußte, daß sein Freund Anselmo ihn hörte, sagte er Dinge derart, daß jeder Zuhörer weit mehr Mitleid mit ihm als mit Camila fühlen mußte, selbst wenn er sie für tot gehalten hätte.

Leonela nahm sie in ihre Arme und legte sie aufs Bett, wobei sie ihn bat, jemand herbeizuholen, der sie insgeheim verbinden sollte. Sie bat ihn zugleich um seinen Rat und seine Meinung darüber, was man Anselmo über diese Wunde ihrer Herrin sagen solle, falls er etwa zurückkäme, ehe sie geheilt sei. Er antwortete, man möchte sagen, was man für gut finde, er sei nicht in der Möglichkeit, einen Rat zu geben, der da helfen könne. Nur das eine empfahl er ihr, sie möchte suchen, die Blutung zu stillen. Er aber wolle hingehen, wo kein Mensch ihn mehr zu Gesicht bekomme. Und mit Äußerungen tiefen Leides und Schmerzgefühls entfernte er sich aus dem Hause.

Sowie er sich aber allein und an einem Orte fand, wo niemand ihn sehen konnte, hörte er nicht auf, sich zu kreuzigen und zu segnen vor Verwunderung über Camilas Verschlagenheit und Leonelas so gänzlich sachgemäße Streiche. Er erwog, wie überzeugt Anselmo nun sein müsse, daß er eine zweite Porzia zur Gemahlin habe, und sehnte sich danach, mit ihm zusammenzutreffen, um die Lüge und ärgste Verstellung, die man sich je erdenken konnte, im gemeinsamen Gespräch hochzupreisen.

Leonela stillte derweilen, wie ihr gesagt worden, ihrer Herrin das Blut, dessen aber nicht mehr floß als hinreichend war, um den listigen Trug glaubwürdig zu machen. Sie wusch die Wunde mit etwas Wein aus, legte ihr einen Verband an, so gut es ging, und während des Verbindens tat sie Äußerungen, die, wenn auch nicht bereits andere vorhergegangen wären, genügt hätten, in Anselmo den Glauben zu befestigen, daß er in Camila ein hohes Vorbild aller Frauentugend besitze. Zu den Worten Leonelas kamen jetzt auch die Äußerungen Camilas, welche sich der Feigheit bezichtigte und des Mangels an Mut, der ihr gerade in dem Augenblicke gefehlt habe, wo sie seiner am meisten bedurfte, um sich das Leben zu nehmen, das ihr so sehr verhaßt sei. Sie bat das Mädchen um Rat, ob sie diesen ganzen

Vorfall ihrem geliebten Manne sagen solle oder nicht. Die Zofe meinte, sie solle es verschweigen; denn sonst würde sie ihn in die Notwendigkeit versetzen, sich an Lotario zu rächen, was er doch nicht ohne eigene große Gefahr tun könne, und eine brave Frau sei verpflichtet, ihrem Mann keine Veranlassung zu Streithändeln zu geben, vielmehr ihm jede solche aus dem Wege zu räumen, soweit ihr nur möglich.

Camila erwiderte, sie sei mit ihrer Meinung ganz einverstanden und würde sie befolgen. Aber auf jeden Fall sei es zweckmäßig zu überlegen, was man Anselmo über die Ursache der Wunde sagen solle, da es doch nicht fehlen könne, daß er sie sähe.

Leonela antwortete, sie verstünde sich nicht darauf, sei es auch im Scherze, zu lügen.

Und ich, meine Liebe, entgegnete Camila, wie soll ich mich darauf verstehen, die ich mich nicht getraue, eine Unwahrheit zu erfinden oder auch nur zu bezeugen, wenn selbst mein Leben davon abhinge? Wenn wir also nicht wissen, wie wir aus der Sache herauskommen, so wird es am besten sein, ihm die nackte Wahrheit zu gestehen, damit er uns nicht bei einer lügenhaften Darstellung ertappen kann.

Sei ohne Sorge, Señora, versetzte Leonela. Von heute bis morgen werde ich darüber nachdenken, was wir ihm sagen sollen, und vielleicht, da die Wunde sich gerade an dieser Stelle befindet, kannst du sie verbergen, daß er sie nicht zu sehen bekommt, und es kann der Himmel so gnädig sein, unsere Absichten zu begünstigen, die so gerecht und so tugendsam sind. Beruhige dich, teure Frau, und bemühe dich, deine Aufregung zu beschwichtigen, damit unser Herr dich nicht in so heftiger Gemütsbewegung findet. Und alles andere stelle du meiner und Gottes Fürsorge anheim, der immer gutem Vorhaben zu Hilfe kommt.

Mit höchster Aufmerksamkeit hatte Anselmo dagestanden und das Trauerspiel vom Untergang seiner Ehre angehört und

aufführen sehen; ein Trauerspiel, dessen Personen es mit so ungewöhnlichem und wirkungsvollem Gefühlsausdruck darzustellen wußten, daß es schien, sie hätten sich in die volle Wirklichkeit der Rollen verwandelt, die sie doch nur spielten. Er sehnte den Abend herbei und die Möglichkeit, sein Haus zu verlassen und seinen treuen Freund Lotario zu sprechen, um sich mit ihm Glück zu wünschen ob der köstlichen Perle, die er in der neugewonnenen Überzeugung von der Tugend seiner Gattin gefunden hatte. Frau und Zofe sorgten dafür, daß ihm bequeme Gelegenheit wurde, aus dem Hause zu kommen. Er ließ sie nicht unbenutzt und ging auf der Stelle, seinen Freund Lotario aufzusuchen; und als er ihn gefunden, da läßt sich wahrlich nicht beschreiben, wie vielmal er ihn umarmte, was alles er ihm über sein Glück sagte und wieviel Lob und Preis er auf Camila häufte.

Alles das hörte Lotario an, ohne daß es ihm möglich war, das geringste Anzeichen von sich zu geben, daß er sich darüber freue. Denn in seiner Erinnerung stellte sich ihm sogleich vor, wie betrogen Anselmo sei, und wie unverantwortlich dessen eigener Freund ihn gekränkt habe. Und wiewohl Anselmo bemerkte, daß Lotario keine Freude bezeugte, glaubte er, der Grund sei nur, weil der Freund Camila verwundet zurückgelassen habe und die Schuld daran trage. Und daher sagte er ihm unter anderem, er möge sich über den Vorfall mit Camila keine Sorge machen; denn die Wunde müsse ohne Zweifel unbedeutend sein, da sich die Frauenzimmer verabredet hätten, sie vor ihm geheim zu halten, und demnach nichts zu fürchten sei. Sonach möchte Lotario von nun an lediglich in freudigem Genuß und heiterem Sinne mit ihm leben, da er durch Lotarios Bemühen und Beistand sich zum höchsten Glück erhoben sehe, das er sich jemals wünschen konnte; und er verlange, sie sollten sich inskünftige mit nichts anderem unterhalten, als zum Lobe Camilas Verse

zu dichten, die seine Gattin im Angedenken der kommenden Jahrhunderte verewigen sollten.

Lotario pries seinen schönen Vorsatz und versprach, zur Aufführung eines so herrlichen Baues das Seinige beizutragen. Hiermit blieb denn Anselmo der am besten betrogene Ehemann, der auf Erden zu finden war. An seiner eignen Hand brachte er nun den Ruin seines guten Namens in sein Haus zurück, im Glauben, er bringe das Werkzeug seiner Verherrlichung. Camila empfing ihn dem Anscheine nach mit finsterem Gesicht, aber mit lachender Seele.

Diese Betrügerei hielt eine Zeitlang vor, bis nach Verfluß weniger Monate das Glück sein Rad drehte, das bis dahin mit so vieler Kunst verhehlte Verbrechen an den Tag kam und Anselmos törichter Vorwitz ihn das Leben kostete.

Fünfunddreißigstes Kapitel,

welches von dem erschrecklichen und ungeheuerlichen Kampf handelt, den Don Quijote gegen Schläuche roten Weines bestand und wo ferner die Novelle vom törichten Vorwitz beendet wird.

Es blieb wenig mehr von der Novelle zu lesen übrig, als aus der Kammer, wo Don Quijote ruhte, Sancho Panza in vollster Bestürzung herauskam und laut schrie: Kommt, ihr Herren, eilig herbei und helft meinem Herrn, der in den hitzigsten und hartnäckigsten Kampf verstrickt ist, den meine Augen je gesehen. So wahr Gott lebt, er hat dem Riesen, dem Feinde der Prinzessin Mikomikona, einen Schwerthieb versetzt, der ihm den Kopf dicht am Rumpf abgehauen hat, als wär's eine Rübe!

Was sagst du, guter Freund? sprach der Pfarrer, hörte auf und ließ den Rest von der Novelle ungelesen. Bist du bei Sinnen, Sancho? Wie zum Teufel ist möglich, was du sagst, da der Riese zweitausend Meilen von hier entfernt ist?

Indem hörten ſie einen gewaltigen Lärm in der Kammer und hörten Don Quijote ſchreien: Halt, Räuber, Wegelagerer, Schurke, hier halt' ich dich feſt, und dein krummer Pallaſch ſoll dir nicht helfen!

Dabei war es, als führte er mächtige Schwerthiebe gegen die Wände, und Sancho ſprach: Ihr habt nicht nötig ſtillzuhalten und zu horchen, ſondern ihr müßt zu ihm und das Handgemenge auseinander treiben oder meinem Herrn beiſtehen, obzwar dies nicht mehr vonnöten ſein wird. Denn ohne Zweifel iſt der Rieſe ſchon tot und gibt jetzt Gott Rechenſchaft für ſein bisheriges Laſterleben. Ich ſah ja das Blut auf den Boden fließen und den Kopf abgeſäbelt ſeitwärts liegen, der iſt ſo lang und breit wie ein großer Weinſchlauch.

Ich will des Todes ſein, ſprach jetzo der Schenkwirt, wenn der Herr Quijote oder der Herr Gottſeibeiuns nicht mit ſeinem Schwert auf einen der Schläuche roten Weines eingehauen hat, die am Kopfende ſeines Lagers gefüllt ſtehen, und der ausgelaufene Wein war es gewiß, der dem guten Kerl da wie Blut vorkam.

Mit dieſen Worten ging er in die Kammer, und alle ihm nach, und ſie fanden Don Quijote im ſeltſamſten Aufzug von der Welt. Er ſtand im Hemde da, und dieſes war nicht ſo völlig, daß es ihm von vorn die Schenkel gänzlich bedeckt hätte, während es hinten noch ſechs Finger breit kürzer war. Die Beine waren ſehr lang und hager und mit Haaren bedeckt und keineswegs ſauber. Auf dem Kopfe hatte er ein rotes, ſchmieriges Käppchen, das dem Wirt gehörte. Um den linken Arm hatte er jene Bettdecke gewickelt, gegen welche Sancho beſonderen Groll trug (und er wußte bei ſich ganz genau, warum), und in der Rechten hielt er das entblößte Schwert, hieb damit nach allen Seiten hin und verführte ſolche Reden, als wäre er wirklich im Kampf mit einem Rieſen begriffen. Und das Beſte dabei war, daß ſeine Augen nicht offen waren, denn er war noch im Schlafe

und träumte nur, er sei im Gefecht mit dem Riesen. Seine Einbildung von dem Abenteuer, das er im Begriff war zu glücklichem Ziele zu führen, war so mächtig angespannt, daß sie ihn träumen ließ, er sei im Königreich Mikomikón angekommen und stehe bereits im Kampf mit seinem Feinde. Er hatte so viel Schwerthiebe auf die Schläuche geführt, im Glauben, er führe sie auf den Riesen, daß das ganze Gemach voll Weines stand. Als der Wirt das erschaute, faßte er solchen Ingrimm, daß er sich auf Don Quijote stürzte und ihm mit geballter Faust zahllose Püffe versetzte, die, wenn Cardenio und der Pfarrer den Ritter nicht von ihm weggerissen, alsbald dem Krieg mit dem Riesen ein Ende gemacht hätten. Und trotz alledem wurde der arme Ritter nicht wach, bis der Barbier einen großen Kessel mit kaltem Wasser aus dem Brunnen herbeibrachte und ihn dem Ritter mit einem Guß über den ganzen Körper schüttete. Davon endlich erwachte Don Quijote, doch nicht zu so vollem Bewußtsein, daß er inne geworden wäre, in welchem Aufzuge er dastand.

Dorotea, die sah, wie kurz und leicht bekleidet er war, wollte nicht eintreten, um dem Gefecht ihres Kämpen mit ihrem Widersacher zuzuschauen. Sancho suchte auf dem ganzen Boden herum nach dem Kopfe des Riesen, und da er ihn nicht fand, sagte er: Ich sehe schon, was nur immer an dies Haus anrührt, sind lauter Zaubergeschichten. Neulich, an der nämlichen Stelle, wo ich jetzo stehe, haben sie mir eine Menge Maulschellen und Faustschläge versetzt, ohne daß ich wußte, wer, und ich konnte meine Lebtage keinen Täter erblicken. Und jetzt ist der Kopf hier nirgends zu finden, den ich doch mit meinen allereigensten Augen abhauen gesehen, und das Blut lief aus dem Körper heraus wie aus einem Springbrunnen.

Von was für Blut, was für Springbrunnen redest du, du Widersacher Gottes und seiner Heiligen? rief der Wirt. Siehst

du nicht, Spitzbube, daß das Blut und der Brunnen nichts andres ist als diese Schläuche, die da durchlöchert liegen, und der rote Wein, der hier in der Kammer schwimmt? Wofür ich dessen Seele in der Hölle schwimmen sehen möchte, der sie zerlöchert hat!

Ich weiß von nichts, entgegnete Sancho, ich weiß nur, daß ich am Ende so ins Pech gerate, daß mir, weil ich den Kopf nicht finde, meine Grafschaft wie Salz im Wasser vergehen wird.

So war es mit Sancho im Wachen ärger als mit seinem Herrn im Schlafe. In solcher Geistesverwirrung hielten ihn die Versprechungen seines Herrn befangen.

Der Wirt war ganz in Verzweiflung ob der Gelassenheit des Dieners und der Übeltaten des Herrn und tat einen Eidschwur, diesmal solle es nicht gehen wie das letztemal, wo sie ihm ohne Zahlung davongelaufen, und jetzo sollten dem Don Quijote die Vorrechte seiner Ritterschaft nicht darüber hinweg helfen, die alte und die neue Rechnung zu bezahlen, ja, alles bis auf die etwaigen Kosten für die Zapfen, die man in die zerlöcherten Schläuche einsetzen müsse. Der Pfarrer hielt Don Quijote mit beiden Händen fest, und dieser beugte, in der Überzeugung, er habe das Abenteuer bereits zu Ende geführt und befinde sich vor der Prinzessin Mikomikona, die Knie vor dem Pfarrer und sprach: Wohl mag Eure Hoheit, erhabene und weitberufene Herrin, von heute an in Sicherheit davor leben, daß dies bösartige Geschöpf Hochdenenselben Böses zufüge; und auch ich bin hinfüro des Wortes quitt, so ich Euch gegeben, sintemal ich selbiges mit Gottes Hilfe und durch die Gunst jener Herrin, durch die ich lebe und atme, so völlig erfüllt habe.

Hab' ich's nicht gesagt? sprach Sancho, als er das hörte; ja freilich, denn ich war nicht betrunken. Seht mir nun, ob mein Herr den Riesen nicht schon eingesalzen hat! Ich hab' nun mein Schäfchen im Trocknen, mit meiner Grafschaft ist's in der Ordnung!

Wer hätte nicht lachen müssen über die Narretei von Herrn und Diener! Und sie lachten alle, nur nicht der Wirt, der des Teufels werden wollte. Indessen gaben sich der Barbier, Cardenio und der Pfarrer soviel Mühe, daß sie zuletzt, freilich mit nicht geringer Anstrengung, Don Quijote ins Bett brachten, und dieser schlief sogleich wieder ein, unter Zeichen übergroßer Erschöpfung.

Sie ließen ihn denn schlafen und gingen hinaus ans Tor der Schenke, um Sancho Panza zu trösten, daß er den Kopf des Riesen nicht gefunden. Jedoch hatten sie noch weit mehr zu tun, um den Wirt zu besänftigen, der über das plötzliche Hinscheiden seiner Schläuche in Verzweiflung war. Die Wirtin aber schrie und jammerte: Ja, zur Unglückszeit und zur unseligsten Stunde ist dieser fahrende Ritter in mein Haus gekommen! Hätte ich ihn doch nie mit Augen gesehen, ihn, der mich so teuer zu stehen kommt! Das letztemal machte er sich auf und davon mit den Kosten für einen Tag Essen, Bett, Stroh und Futter für ihn und für seinen Schildknappen und einen Gaul und einen Esel und sagte, er sei ein abenteuernder Ritter (und möge Gott ihn in lauter abenteuerlichem Pech sieden lassen, ihn und alle Abenteurer, die es auf Erden gibt!), und deshalb sei er nicht verbunden was zu zahlen, denn so stehe es geschrieben im Zolltarif der fahrenden Ritter. Und seinetwegen ist jüngsthin der andre Herr gekommen und hat mir meinen Schwanz mit fortgenommen und hat ihn mir mit mehr als zwei Pfennigen Minderwert zurückgebracht, die Haare ganz ausgerauft, daß er nicht mehr dazu zu gebrauchen ist, wozu ihn mein Mann haben will. Und zum Schluß und Ende von allem werden mir meine Schläuche zerrissen und mein Wein mir ausgegossen. O, wenn ich doch sein Blut vergossen sähe! Aber man soll nicht glauben, bei den Gebeinen meines Vaters und meiner Mutter Seligkeit, daß es mir nicht Pfennig

für Pfennig bezahlt werden soll, oder ich müßte nicht heißen, wie ich heiße, und wäre nicht meines Vaters Tochter!

Diese Äußerungen und andere solcher Art tat die Wirtin in großer Wut, und ihre wackere Magd Maritornes half ihr dabei. Die Tochter schwieg und lächelte zuweilen. Der Pfarrer wußte alles zu beschwichtigen, indem er versprach, ihren Verlust ihr so gut als ihm nur möglich zu ersetzen, sowohl den sie an den Schläuchen als am Wein und insbesondere durch die Beschädigung des Schwanzes erlitten hatten, von dem sie soviel Aufhebens machten.

Dorotea tröstete Sancho Panza mit der Erklärung, wann und sowie es sich offenkundig zeige, daß in Wahrheit sein Herr den Riesen geköpft habe, so verheiße sie ihm, sobald sie sich im friedlichen Besitz ihres Königreichs sehe, ihm die beste Grafschaft zu geben, die in selbigem zu finden sei. Damit tröstete sich Sancho und versicherte der Prinzessin, sie dürfte es für gewiß halten, daß er den Kopf des Riesen gesehen, und zum weiteren Merkzeichen hätte selbiger einen Bart, der ihm bis zum Gürtel ging. Und wenn er nicht zum Vorschein komme, so sei es darum, weil alles, was sich in diesem Haus ereigne, mit Zauberei zugehe, wie er selbst es neulich erfahren habe, als er hier übernachtete.

Dorotea erwiderte, sie glaube allerdings, daß dem so sei, und er solle nur unbesorgt sein. Alles werde gut gehen, alles werde nach Wunsch geschehen.

Nachdem sie alle sich beruhigt, wollte der Pfarrer die Novelle zu Ende lesen, da er sah, daß nur noch wenig übrig geblieben. Cardenio, Dorotea und alle andern baten ihn, sie zu beenden. Und er fuhr, sowohl deshalb, weil er allen gern Angenehmes erwies, als auch um des Vergnügens willen, das es ihm selber machte sie zu lesen, mit der Erzählung fort, welche also lautete:

Zunächst ging es so, daß Anselmo in seiner frohen Überzeugung von Camilas Tugend ein zufriedenes und sorgenfreies Leben führte und Camila mit berechneter Absicht Lotario ein finsteres Gesicht zeigte, damit Anselmo an das Gegenteil der Gesinnung glauben solle, die sie für den Freund empfand. Damit ihr Benehmen noch glaubwürdiger erschiene, bat Lotario ihn um Erlaubnis, sein Haus nicht mehr zu besuchen, da sich doch deutlich zeige, daß Camila von seinem Anblick peinlich berührt werde. Aber der betrogene Anselmo sagte ihm, er dürfe nie und durchaus nicht so etwas tun. Und auf solche Weise wurde in tausendfacher Weise Anselmo der Werkmeister seiner Schande, im Glauben, er sei der Schmied seines Glückes.

Mittlerweile war auch Leonelas Behagen, eine Berechtigung zu ihrem Liebeshandel zu besitzen, soweit gediehen, daß sie ohne alle Rücksicht ihrem Vergnügen zügellos nachjagte, darauf bauend, daß ihre Herrin sie schirmte, ja sogar ihr Rat gab, wie sie ohne Besorgnis ihre Gelüste befriedigen könnte. Endlich aber hörte Anselmo eines Nachts Schritte in Leonelas Gemach, und als er hinein wollte, um zu sehen, von wem sie herrührten, ward er gewahr, daß die Tür vor ihm zugehalten wurde, was ihn um so begieriger machte, sie zu öffnen. Er wandte soviel Kraft an, daß er sie aufstieß, und kam gerade zur rechten Zeit hinein, um zu sehen, daß ein Mann durchs Fenster auf die Straße sprang. Er eilte rasch davon, um ihn noch zu erreichen oder ihn zu erkennen, aber er vermochte weder das eine noch das andre auszuführen; denn Leonela umfaßte ihn mit den Armen und sprach zu ihm: Beruhige dich, mein Gebieter, rege dich nicht auf; eile dem Manne nicht nach, der von hier hinausgesprungen, die Sache geht mich allein an, ja, so sehr, daß es mein eigner Bräutigam ist.

Anselmo wollte es ihr nicht glauben, sondern zog den Dolch zu und drohte Leonela erstechen, indem er sie ermahnte, ihm die

Wahrheit zu sagen; wo nicht, so würde er sie umbringen. Sie, in ihrer Angst, ohne zu wissen, was sie sagte, sprach zu ihm: Töte mich nicht, Señor, ich werde dir Dinge von größerer Wichtigkeit sagen, als du dir vorstellen kannst.

Sag' sie auf der Stelle, entgegnete Anselmo; wenn nicht, bist du des Todes.

Im Augenblick ist es unmöglich, antwortete Leonela, so verstört bin ich. Laß mich bis morgen, dann erfährst du von mir, was dich in Erstaunen setzen wird. Und sei dessen gewiß, jener, der aus dem Fenster hier gesprungen, ist ein Jüngling aus dieser Stadt, der mir die Hand darauf gegeben, mein Gemahl zu werden.

Damit beruhigte sich Anselmo, und er war willig, die Frist abzuwarten, um die sie ihn gebeten, denn er dachte nicht daran, daß er etwas hören würde, das Camila zum Nachteil gereichte, weil er sich von ihrer Tugend überzeugt und deren sicher hielt. So verließ er denn das Gemach und ließ Leonela darin eingeschlossen zurück, wobei er ihr sagte, sie werde nicht herauskommen, bis sie ihm bekenne, was sie ihm zu sagen habe.

Sogleich suchte er Camila auf, um ihr zu sagen — wie er es auch tat — was ihm alles mit ihrer Zofe begegnet sei, und daß sie ihm das Wort darauf gegeben, ihm große und wichtige Dinge zu sagen. Ob Camila in Bestürzung geriet oder nicht, das braucht wohl nicht gesagt zu werden. Die Angst, die sie empfand, war so überwältigend (denn sie glaubte wirklich, und es war wohl zu glauben, das Mädchen werde Anselmo alles sagen, was es von ihrer Untreue wußte), daß sie nicht den Mut hatte abzuwarten, ob sich ihr Verdacht als unbegründet zeigen werde oder nicht. Und noch in der nämlichen Nacht, als sie glaubte, Anselmo liege jetzt im Schlafe, suchte sie die besten Kleinodien, die sie hatte, und einiges Geld zusammen, und ohne von jemand bemerkt zu werden, verließ sie ihr Haus und eilte zu dem

Lotarios, erzählte ihm alles, was vorging, und bat ihn, sie in Sicherheit zu bringen oder sich mit ihr zusammen an einen Ort zu begeben, wo sie vor Anselmo geschützt wären.

Die Bestürzung, in welche Camila ihren Lotario versetzte, war derart, daß er ihr kein Wort zu erwidern vermochte und noch weniger wußte er einen Entschluß zu fassen, was er tun sollte. Zuletzt fiel ihm ein, Camila in ein Kloster zu bringen, in welchem eine seiner Schwestern Priorin war. Camila willigte darein, und mit solcher Eile, wie sie der Fall erheischte, brachte Lotario sie ins Kloster und ließ sie dort, während auch er sich augenblicklich aus der Stadt entfernte, ohne jemand davon in Kenntnis zu setzen. Als es tagte, stand Anselmo auf, ohne zu bemerken, daß Camila von seiner Seite verschwunden war, und begierig zu erfahren, was Leonela ihm mitteilen wollte, ging er nach dem Zimmer, wo er sie eingeschlossen hatte. Er öffnete es und trat ein, fand aber Leonela nicht darin. Er fand nur Bettlaken ans Fenster geknüpft, ein Zeichen und Beweis, daß sie sich hier herabgelassen und geflüchtet hatte. In großer Betrübnis kehrte er sogleich zurück, um es Camila zu sagen, und da er sie weder im Bette noch im ganzen Hause fand, war er starr vor Entsetzen. Er fragte die Diener des Hauses nach ihr, aber niemand konnte ihm die verlangte Auskunft geben. Wie er nach Camila suchend umherging, fügte es sich zufällig, daß er ihre Kasten offen stehen sah und entdeckte, daß ihre meisten Kleinode daraus fehlten. Und hiermit wurde ihm sein Unglück erst vollends klar, und er sah ein, daß Leonela nicht die Schuld an seinem Mißgeschick trug. Und so wie er ging und stand, ohne sich erst vollständig anzukleiden, in Trübsinn und tiefem Nachdenken, eilte er, seinem Freunde Lotario Bericht von seinem Unglück zu geben. Aber als er ihn nicht fand und dessen Diener ihm sagten, er sei diese Nacht aus dem Hause verschwunden und habe all sein vorrätiges Geld mitgenommen, da meinte

er den Verstand zu verlieren. Und damit das Maß voll wurde, traf er bei der Rückkehr nach seiner Wohnung niemand von all seinen Dienern und Dienerinnen an, sondern fand das Haus öde und verlassen. Er wußte nicht, was er denken, sagen oder tun sollte, und nach und nach wurde es ihm ganz wirr im Kopfe. Er betrachtete sich und erblickte sich in einem Augenblick ohne Weib, ohne Freund, ohne Diener. Er erachtete sich verlassen vom Himmel über ihm und, ärger als alles, der Ehre beraubt, da er deren Verlust in Camilas Flucht erkennen mußte.

Nach einer geraumen Weile beschloß er endlich, sich auf das Dorf hinaus zu seinem Freunde zu begeben, wo er sich damals aufgehalten hatte, als er selbst den Anlaß dazu gab, daß dies ganze Unheil geplant und verwirklicht wurde. Er verschloß die Türen seines Hauses, stieg zu Pferd und begab sich beklommenen Mutes auf den Weg. Kaum aber hatte er die Hälfte davon zurückgelegt, als er, von seinen eigenen Gedanken übermannt, sich genötigt sah, abzusteigen und sein Pferd mit den Zügeln an einen Baum zu binden, an dessen Stamm er unter wehmütigen, schmerzvollen Seufzern niedersank. Hier verweilte er, bis beinahe die Nacht hereinbrach. Um diese Stunde sah er einen Mann zu Pferd aus der Stadt kommen. Er grüßte ihn und fragte ihn, welche Neuigkeiten es in Florenz gebe. Der Städter antwortete ihm: Die seltsamste, die man seit langer Zeit dort vernommen. Denn man erzählt öffentlich, daß Lotario, jener vertraute Freund Anselmos des Reichen, der in San Giovanni wohnte, diese Nacht Camila entführt hat, die Frau Anselmos, der ebenfalls nirgends zu finden ist. All dieses hat eine Dienerin Camilas ausgesagt, welche der Stadtvorsteher heute nacht angetroffen hat, wie sie sich an einem Bettlaken aus den Fenstern von Anselmos Hause herabließ. Ich weiß in der Tat nicht genau, wie sich der Handel zutrug; ich weiß nur, daß die ganze Stadt sich ob dieses Vorgangs wundert, weil man eine derartige

Handlungsweise bei der innigen und vertrauten Freundschaft zwischen den beiden nicht erwarten konnte, die so groß gewesen sein soll, daß man sie nur die beiden Freunde nannte.

Weiß man vielleicht, fragte Anselmo, welchen Weg Lotario und Camila eingeschlagen haben?

Nicht im geringsten, antwortete der Städter, wiewohl der Stadtvorsteher alle Sorgfalt aufgewendet hat, um ihnen nachzuspüren.

Geht mit Gott, sprach Anselmo.

Er geleite Euch, erwiderte der Städter und ritt davon.

Bei so schmerzlichen Nachrichten fehlte wenig, daß Anselmo auf den Punkt gekommen wäre, wo es nicht nur mit seinem Verstand, sondern auch mit seinem Leben zu Ende gehen mußte. Er erhob sich, so gut er es vermochte, und gelangte zum Hause seines Freundes, der von seinem Unglück noch nichts wußte. Aber wie er ihn bleich, abgehärmt und mit eingefallenen Wangen ankommen sah, merkte er wohl, daß Anselmo von schwerem Leide niedergedrückt sei. Anselmo bat, man möchte ihn zu Bett bringen und ihm Schreibzeug geben. Es geschah also. Man ließ ihn im Bette und allein, denn so verlangte er es, und er bat auch, man möchte die Türe schließen. Wie er sich nun allein sah, begann die Vorstellung seines Unglücks ihn so zu bestürmen und zu übermannen, daß er klar erkannte, es gehe mit seinem Leben zu Ende. Und so traf er Anstalt, eine Nachricht von der Ursache seines so eigentümlichen Todes zu hinterlassen. Er fing zu schreiben an. Aber bevor er mit der Aufzeichnung alles dessen, was er im Sinne hatte, zu Ende gekommen, ging ihm der Atem aus, und er ließ sein Leben unter der Wucht des Schmerzes, den ihm sein törichter Vorwitz bereitet hatte.

Als der Herr des Hauses bemerkte, daß es schon spät war und Anselmo nicht rief, entschloß er sich einzutreten, um zu sehen, ob sein Unwohlsein schlimmer geworden, und er fand ihn

ausgeſtreckt liegen, mit dem Geſicht nach unten gekehrt, die Hälfte des Körpers im Bette und die andre Hälfte auf dem Schreibtiſche, auf welchem er mit dem beſchriebenen und offnen Papiere lag; er hielt die Feder noch in der Hand. Der Hauswirt näherte ſich ihm, nachdem er ihm erſt zugerufen, und da er ihn an der Hand faßte, keine Antwort erhielt und ihn erſtarrt fand, ward er inne, daß Anſelmo tot war. Er ſtaunte und betrübte ſich ungemein, rief die Leute vom Haus herbei, damit ſie das Mißgeſchick ſähen, das Anſelmo zugeſtoßen, und las dann das Papier, deſſen Schrift er als von Anſelmos eigner Hand herrührend erkannte und welches folgende Worte enthielt:

„Ein törichtes und vorwitziges Begehren hat mir das Leben geraubt. Wenn die Nachricht von meinem Tode zu Camilas Ohren gelangen ſollte, ſo möge ſie erfahren, daß ich ihr verzeihe; denn ſie war nicht verpflichtet, Wunder zu tun, und ich hatte nicht nötig zu verlangen, daß ſie ſolche tue. Und da ich ſelbſt der Werkmeiſter meiner Schande war, ſo iſt kein Grund …“

Bis hierher hatte Anſelmo geſchrieben; woraus ſich erkennen ließ, daß an dieſer Stelle ſein Leben endete, ehe er den Satz enden konnte. Den nächſten Tag gab ſein Freund den Verwandten Anſelmos Kunde von ſeinem Tode. Sie wußten ſchon ſein Mißgeſchick und kannten auch das Kloſter, wo Camila bereits nahe daran war, ihren Gemahl auf jener Reiſe, die keinem erlaſſen wird, zu begleiten, nicht aus Schmerz über die Nachricht vom Tode ihres Gatten, ſondern über diejenige, die ihr in betreff ihres abweſenden Freundes zukam. Man erzählt, daß ſie, obſchon ſie nun Witwe war, das Kloſter nicht verlaſſen, aber noch weniger das Gelübde als Nonne ablegen wollte, bis ihr, nicht viele Tage nachher, die Nachricht wurde, daß Lotario in einer Schlacht gefallen, welche Monſieur de Lautrec dem „Großen Feldhauptmann“ Gonzalo Fernández de Córdoba im Königreich Neapel geliefert. Dorthin hatte ſich der zu ſpät be-

reuende Freund gewendet. Als Camila dies erfuhr, legte sie das Gelübde ab und hauchte kurz darauf unter der strengen Hand des Kummers und Trübsinnes ihr Leben aus. Dies war das Ende, das allen wurde, ein Ende, wie es aus einem so wahnwitzen Anfang kommen mußte.

Die Novelle gefällt mir wohl, sprach der Pfarrer; aber ich kann nicht glauben, daß es eine wahre Geschichte ist. Und wenn sie erdichtet ist, so hat der Verfasser schlecht erdichtet, denn man kann sich nicht vorstellen, daß ein Ehemann so töricht sein kann, eine so kostspielige Probe wie Anselmo anstellen zu wollen. Wenn der Fall zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten vorgekommen wäre, so könnte man ihn zugeben; aber zwischen Mann und Frau hat er etwas Unmögliches in sich. Was aber die Art und Weise betrifft, wie er erzählt wird, so bin ich damit gar nicht unzufrieden.

Sechsunddreißigstes Kapitel,

welches von andern merkwürdigen Begebnissen handelt, so sich in der Schenke begaben.

Während man hierbei war, rief der Wirt, der an der Türe der Schenke stand: Da kommen Leute, es ist ein prächtiger Trupp Gäste; wenn die hier einkehren, dann bekommen wir ein Gaudium!

Was für Leute sind es? fragte Cardenio.

Vier Herren, antwortete der Wirt. Sie sitzen zu Pferde mit kurzgeschnalltem Bügel, mit Speeren und Tartschen, und alle mit schwarzen Schleiern vor dem Gesicht, und mit ihnen kommt eine weißgekleidete Dame daher auf einem Saumsattel, ihr Gesicht ebenfalls verdeckt, und noch zwei Diener zu Fuß.

Sind sie sehr nahe? fragte der Pfarrer.

So nahe, daß sie schon ankommen, antwortete der Wirt.

Als Dorotea das hörte, verschleierte sie ihr Gesicht, und Cardenio begab sich in Don Quijotes Gemach. Und beinahe hätten sie dazu keine Zeit mehr gehabt, als die vom Wirt genannten Personen schon allesamt in die Schenke einzogen. Die vier Reiter, vornehm an Aussehen und Benehmen, stiegen ab und hoben die Dame vom Saumsattel. Einer von ihnen nahm sie in die Arme und setzte sie auf einen Stuhl, der am Eingang des Zimmers stand, wo sich Cardenio verborgen hatte. Während dieser ganzen Zeit hatten weder die Dame noch die Herren die Gesichtshüllen abgelegt noch ein Wort gesprochen. Nur stieß die Dame beim Niederlassen auf den Stuhl einen tiefen Seufzer aus und ließ wie krank und erschöpft die Arme sinken. Die Diener, die zu Fuß gekommen waren, führten die Pferde in den Stall.

Der Pfarrer, der dies all bemerkte, war begierig zu erfahren, wer die Leute in solchem Aufzug seien, die sich so schweigend verhielten, ging den Dienern nach und befragte einen von ihnen um die Auskunft, die ihm am Herzen lag. Der aber antwortete ihm: So wahr mir Gott helfe, Señor, ich bin nicht imstande Euch zu sagen, was für Leute es sind; ich weiß nur, daß sie wie sehr vornehme Leute auftreten, insonderheit jener, der zu der Dame, die Ihr gesehen habt, hinging und sie in die Arme nahm. Und das kommt mir deshalb so vor, weil die übrigen alle ihm mit Ehrerbietung begegnen, und weil nichts andres geschieht als was er anordnet und befiehlt.

Und wer ist die Dame? fragte der Pfarrer.

Das kann ich ebensowenig sagen, antwortete der Diener, denn auf dem ganzen Wege habe ich ihr Gesicht nicht erblickt; ächzen allerdings habe ich sie öfters gehört und so tiefe Seufzer ausstoßen, als ob sie mit jedem die Seele aushauchen wollte. Es ist aber nicht zu verwundern, daß wir nicht mehr als das

Gesagte wissen, denn es ist erst zwei Tage her, seit mein Kamerad und ich sie begleiten. Wir trafen sie nämlich unterwegs, und da ersuchten und beredeten sie uns, mit ihnen bis nach Andalusien zu gehen, und erboten sich, uns sehr gut zu bezahlen.

Und habt Ihr einen von ihnen mit Namen nennen hören? fragte der Pfarrer.

Gewiß nicht, antwortete der Diener. Sie gehen alle so schweigsam ihres Weges, daß es ein Wunder ist; man hört bei ihnen nichts als das Seufzen und Schluchzen der armen Dame, daß es uns zum Mitleid bewegt; und wir halten es für zweifellos, daß sie, wohin sie reisen mag, nur gezwungen mitreist, und soviel man aus ihrer Kleidung schließen kann, ist sie eine Nonne oder im Begriff, es zu werden, was das Wahrscheinlichere ist. Und vielleicht weil sie das Klosterleben nicht aus eigener Neigung führt, ist sie so traurig wie der Augenschein zeigt.

Das kann alles sein, sagte der Pfarrer, ließ sie stehen und kehrte zu Dorotea zurück. Diese hatte die Verhüllte seufzen hören, und von angeborenem Mitgefühl bewegt, näherte sie sich ihr und sprach: Was für ein Leiden fühlt Ihr, mein Fräulein? Bedenkt, ob es eins von denen ist, in deren Heilung wir Frauen Übung und Erfahrung besitzen; denn ich meinerseits erbiete Euch aufrichtige Bereitwilligkeit, Euch dienlich zu sein.

Auf all dieses blieb die betrübte Dame stumm, und wiewohl Dorotea ihr Erbieten dringender wiederholte, verharrte sie fortwährend in ihrem Stillschweigen, bis der verlarvte Herr, von welchem der Diener gesagt, daß die andern ihm gehorchten, herzutrat und zu Dorotea sprach: Quält Euch nicht damit, Señora, diesem Weibe irgend etwas anzubieten, denn sie hat die Gewohnheit, nichts, was man für sie tut, dankbar aufzunehmen. Bemühet Euch auch nicht, eine Antwort von ihr zu erlangen, wenn Ihr nicht eine Lüge aus ihrem Munde hören wollet.

Niemals habe ich eine ſolche geſagt, ſprach jetzt die Dame, die bis dahin im Schweigen verharrt hatte; im Gegenteil, weil ich ſo wahrheitsliebend und allen lügenhaften Anſchlägen fremd bin, ſehe ich mich jetzt in ſo großem Unglück. Und zu deſſen Zeugen will ich Euch ſelbſt nehmen, da gerade meine reine Wahrheitsliebe Euch zum falſchen Lügner gemacht hat.

Dieſe Worte vernahm Cardenio deutlich und genau, da er ſich ſo nahe bei der Dame befand, daß nur die Türe von Don Quijotes Kammer zwiſchen beiden war. Und ſo wie er ſie hörte, ſchrie er laut und rief: So helfe mir Gott! Was hör' ich? Welche Stimme dringt mir ins Ohr?

Bei dieſem Ausruf wandte die Dame den Kopf in jähem Schrecken, und da ſie nicht ſah, wer da gerufen, ſtand ſie auf und wollte in die Kammer hinein. Doch wie der fremde Herr dies ſah, hielt er ſie zurück und ließ ſie keinen Schritt von der Stelle tun. In der Verwirrung und Aufregung fiel der Schleier von Taft, mit dem ſie das Geſicht verdeckt hatte, und es zeigte ſich eine unvergleichliche Schönheit, ein Antlitz von wunderbarem Reiz, obſchon bleich und angſtvoll, da ſie die Augen überall, wohin ihr Blick reichte, mit ſolcher Haſt umherrollen ließ, daß ſie wie von Sinnen ſchien. Dieſe ſchmerzlichen Gebärden, deren Veranlaſſung niemand wußte, erregten tiefes Mitleid in Dorotea, wie in allen, die den Blick auf ſie gerichtet hatten. Der fremde Herr hatte ſie feſt an den Schultern gefaßt, und da er hinreichend damit zu tun hatte, ſie zu halten, ſo konnte er nicht dazu kommen, ſeine herabgleitende Larve wieder hinaufzuſchieben; ſie fiel ihm ganz und gar vom Geſicht. Als nun Dorotea, welche die Dame mit den Armen umſchlungen hatte, die Augen erhob, ſah ſie, daß der Mann, der die Dame gleichfalls umſchloſſen hielt, ihr Gemahl Don Fernando war. Und kaum hatte ſie ihn erkannt, als ſie aus dem innerſten Herzen ein langes, ſchmerzliches „Ach!" ausſtieß und in Ohn-

macht rückwärts niedersank. Und hätte nicht der Barbier nahe dabei gestanden und sie in seinen Armen aufgefangen, so wäre sie zu Boden gestürzt. Der Pfarrer eilte sogleich herbei und nahm ihr den Schleier ab, um ihr Wasser ins Gesicht zu spritzen; und sowie er sie entschleierte, wurde sie von Don Fernando erkannt, denn er war es, der die andre Dame umfaßt hielt. Er blieb wie leblos bei dem Anblick, doch ohne deshalb Luscinda loszulassen; ja, Luscinda war es, die sich mühte, sich seinen Armen zu entwinden. Sie hatte Cardenio an seinem Aufschrei erkannt, und er nicht minder sie. So hatte auch Cardenio Doroteas „Ach!“ gehört, das sie ausstieß, als sie ohnmächtig hinfiel. Er glaubte, es sei seine Luscinda, stürzte angstvoll aus der Kammer, und das erste, was er sah, war Don Fernando, der Luscinda in den Armen hielt. Don Fernando erkannte ebenfalls Cardenio auf der Stelle, und alle drei, Luscinda, Cardenio und Dorotea, blieben stumm und starr, fast ohne zu wissen, was ihnen begegnet war.

Alle schwiegen und alle blickten staunend aufeinander, Dorotea auf Don Fernando, Don Fernando auf Cardenio, Cardenio auf Luscinda, und Luscinda auf Cardenio. Aber wer zuerst das Stillschweigen brach, war Luscinda, die zu Don Fernando folgendermaßen sprach: Lasset mich, Señor Don Fernando, um der Rücksicht willen, die Ihr Eurem eignen Selbstgefühl schuldig seid, wenn Ihr es um keiner andern Rücksicht willen tun wollt; laßt mich an die Mauer mich lehnen, deren Efeu ich bin, laßt mich hin zu der Stütze, von der mich Eure Zudringlichkeiten, Eure Drohungen, Eure Versprechungen, Eure Geschenke nicht wegzureißen vermochten! Seht und merkt Euch, wie der Himmel auf ungewöhnlichen und unserm Blicke verborgenen Pfaden mir meinen wahren Gemahl vor die Augen geführt hat. Auch wißt Ihr aus tausendfachen kostspieligen Erfahrungen, daß der Tod allein imstande wäre, ihn aus meinem

Gedächtnis auszumerzen. So mögen denn dieſe Enttäuſchungen, die Euch geworden, bewirken, daß Ihr, wenn Ihr Euch zu nichts anderm aufraffen könnt, die Neigung in Groll und die Liebe in Zornwut verwandelt, und in dieſem Groll nehmt mir das Leben, und wenn ich es vor den Augen meines lieben Gatten ende, ſo erachte ich es für gut und pflichtgemäß verwendet. Vielleicht wird ihn mein Tod von der Treue überzeugen, die ich ihm bis zum letzten Augenblick meines Daſeins bewahrt habe.

Inzwiſchen war Dorotea wieder zu ſich gekommen, hatte Luſcindas Äußerungen alle angehört und aus denſelben erſehen, wer die Dame war. Wie ſie nun bemerkte, daß Don Fernando noch immer Luſcinda nicht aus ſeinen Armen ließ und auf deren Worte nichts erwiderte, nahm ſie alle Kraft zuſammen, erhob ſich, eilte zu ihm hin, warf ſich auf die Knie vor ihm nieder und begann, einen Strom reizender und ſchmerzvoller Tränen vergießend, ſo zu ihm: Wenn nicht etwa, o mein Gebieter, die Strahlen dieſer Sonne, die du jetzt verfinſtert in deinen Armen hältſt, die Strahlen deiner Augen verdunkeln und löſchen, wirſt du bereits bemerkt haben, daß das Weib, das zu deinen Füßen knieend liegt, die unſelige Dorotea iſt, ſie, die vom Glück verlaſſen iſt, bis du es anders willſt. Ich bin jenes demütige Landmädchen, das du aus Güte oder Neigung zu der Höhe erheben wollteſt, daß ſie ſich die deinige nennen durfte. Ich bin jene, die, von den Schranken der Sittſamkeit umhegt, ein zufriedenes Leben lebte, bis ſie auf die Stimme deiner ungeſtümen Bewerbung und deiner dem Anſcheine nach redlichen und liebevollen Geſinnung hin die Pforten ihrer mädchenhaften Scheu auftat und dir die Schlüſſel ihrer Freiheit übergab: eine Gabe, für die du ſo ſchlechten Dank erwieſen, wie es ſich klar daraus ergibt, daß ich gezwungen bin, mich an dem Ort zu befinden, wo du mich findeſt, und dich unter ſolchen Umſtänden wiederzuſehen, wie ich dich hier ſehe. Aber bei alledem möchte ich nicht, daß

dir in den Sinn käme, ich sei etwa in ehrlosem Lebenswandel hierher geraten, da mich doch nichts hergeführt hat als ein Lebenswandel voll Qualen, voll Schmerz darüber, daß ich mich von dir vergessen sah. Du, du hast gewollt, daß ich die Deine wurde, und du hast es mit solchem Ernste gewollt, daß du, wenn du auch nunmehr wolltest, ich wäre es nicht, unmöglich aufhören kannst der Meinige zu sein. Bedenke, mein Gebieter, für den hohen Reiz und Adel, um dessen willen du mich verlassen hast, kann dir die Liebe sondergleichen, die ich dir widme, einen Ersatz bieten. Du kannst der schönen Luscinda nicht angehören, weil du mir angehörst, und sie kann nicht die Deine sein, weil sie Cardenios Gattin ist. Und es wird dir leichter fallen, wenn du es wohl erwägst, daß du deinem Willen gebietest, die zu lieben, die dich anbetet, als daß du jene, die dich verabscheut, vermögen kannst, dich wahrhaft zu lieben. Du, du hast meine Unerfahrenheit umgarnt, du hast mein reines Gemüt mit Bitten bedrängt; mein Stand war dir nicht unbekannt; du weißt wohl, unter welchen Bedingungen ich mich deinem Willen ergab; es bleibt dir weder Grund noch Ausflucht, um dich für hintergangen zu erklären. Und wenn dem so ist, — und es ist so! — und wenn du ein ebenso guter Christ als Edelmann bist, warum gehst du so krumme Wege und zögerst, mich auch am Ende glücklich zu machen, wie du mich am Anfang glücklich gemacht hast? Und liebst du mich nicht als das, was ich bin, als deine wirkliche und rechtmäßige Gemahlin, dann darfst du mich wenigstens als deine Sklavin lieben und bei dir aufnehmen. Wenn ich in deiner Gewalt bin, will ich mich selig und beglückt erachten. Gib nicht zu, wenn du mich verstoßest und schutzlos lässest, daß alsdann die Leute auf der Straße zusammenstehen und meine Ehre mit böser Nachrede verfolgen. Bereite nicht meinen greisen Eltern ein so trauriges Alter, denn die redlichen Dienste, die sie den deinigen als treue Untertanen geleistet, ver-

dienen nicht solchen Lohn. Und wenn es dich bedünkt, du würdest dein Blut durch Vermischung mit dem meinigen verunehren, so erwäge, daß es selten oder nie einen Adel gibt, dem nicht das nämliche geschehen wäre, und daß ein Adel, der sich von den Frauen herleiten ließe, bei erlauchten Geschlechtern nicht in Betracht gezogen wird; zumal der wahre Adel nur in der Tugend besteht. Und wenn diese dir fehlt, weil du mir verweigerst, was du mir nach allem Rechte schuldest, dann habe ich die Vorzüge des Adels in weit höherem Maße als du. Endlich, Señor, und das ist das letzte, was ich dir sage: Ob du nun willst oder nicht willst, ich bin deine Gemahlin. Dessen Zeugen sind deine Worte, die nicht lügen werden und nicht lügen dürfen, wenn du wirklich das an dir hochachtest, um dessen willen du mich mißachtest. Zeuge wird deines Namens Unterschrift sein, die du mir gegeben, und Zeuge der Himmel, den du selbst zum Zeugen deiner Versprechungen aufgerufen. Und wenn all diese Zeugnisse fehlen sollten, so wird doch dein Gewissen nicht verfehlen, inmitten deiner Freuden schweigend zu reden. Es wird für diese Wahrheiten, die ich dir gesagt, in die Schranken treten und deine besten Genüsse und Wonnen dir zerstören.

Diese und ähnliche Worte mehr sprach die betrübte Dorotea mit so viel Schmerzgefühl und mit so viel Tränen, daß alle Anwesenden, selbst die Begleiter Don Fernandos, mit ihr weinen mußten. Don Fernando hörte sie an, ohne ihr ein Wort zu erwidern, bis sie zu reden aufhörte und so zu seufzen und zu schluchzen begann, daß das Herz wohl von Erz sein mußte, das nicht von den Äußerungen so tiefen Schmerzes gerührt worden wäre. Luscinda stand da und schaute sie an, ob ihres Kummers so voll Mitleid wie voll Verwunderung ob ihres Verstandes und ihrer Schönheit. Und wiewohl sie gern auf sie zugegangen wäre, um ihr einige tröstende Worte zu sagen, so ließen Don Fernandos Arme sie nicht los, die sie noch immer festhielten.

Aber endlich öffnete er, in Verwirrung und Aufregung, nachdem er geraume Zeit und mit gespannter Aufmerksamkeit Doroteen ins Gesicht gesehen, die Arme, ließ Luscinda frei und sprach: Du hast gesiegt, schöne Dorotea, du hast gesiegt; niemand kann das Herz haben, so viele zusammenwirkende Wahrheiten abzuleugnen.

Luscinda, noch schwach von der Ohnmacht, die sie befallen hatte, war im Begriff zu Boden zu sinken, sowie Don Fernando sie frei ließ. Allein Cardenio, der in der Nähe geblieben und sich hinter Don Fernando gestellt hatte, damit dieser ihn nicht erkenne, setzte nun alle Besorgnis beiseite, wagte es auf alle Gefahr hin, ihr zu Hilfe zu kommen, um sie aufrecht zu erhalten, faßte sie in seine Arme und sprach: Wenn der barmherzige Himmel es will und für genehm hält, daß du endlich Erholung und Ruhe findest, du, meine getreue, beständige, schöne Gebieterin, so wirst du sie nirgends, glaube ich, gesicherter finden als in diesen Armen, die dich jetzt empfangen und dich schon in früheren Tagen umfangen haben, als das Schicksal mir es noch gewährte, dich die Meine nennen zu dürfen.

Bei diesen Worten richtete Luscinda ihre Augen auf Cardenio. Zuerst hatte sie ihn an der Stimme zu erkennen geglaubt, jetzt überzeugte sie sich durch den Anblick, daß er es sei, und fast ganz von Sinnen und ohne irgendwelche Rücksicht des Anstands zu beachten, schlang sie ihm die Arme um den Hals, lehnte ihr Gesicht an das seine und sprach zu ihm: Ja, Ihr, Señor, Ihr seid der wahre Herr dieses Herzens, das in Euren Banden liegt, ob auch das feindliche Schicksal es noch sehr verwehren will, und ob man auch noch sehr dies Leben bedrohe, das nur aus Eurem seine Kraft erhält.

Ein überraschendes Schauspiel war dies für Don Fernando und für alle Umstehenden, die ob eines so unerhörten Ereignisses voller Verwunderung dastanden. Dorotea kam es vor, als sei

alle Farbe aus Don Fernandos Antlitz gewichen und als mache er Miene, an Cardenio Rache zu nehmen, denn sie sah, wie er die Hand bewegte, um sie ans Schwert zu legen. Doch kaum war ihr dieser Gedanke gekommen, so schlang sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Arme um seine Knie, küßte sie und drückte ihn so fest an sich, daß sie ihm keine Bewegung gestattete, und ohne einen Augenblick ihren Tränen Einhalt zu tun, sprach sie zu ihm: Was gedenkst du nun zu tun, du meine einzige Zuflucht, im Drange dieses so unerwarteten Zusammentreffens? Du hast zu deinen Füßen deine Gattin; die aber, die du zur Gattin begehrst, sie ist in den Armen ihres Gemahls. Erwäge, ob es dir wohl ansteht, oder ob es dir nur möglich sein wird ungeschehen zu machen, was durch des Himmels Fügung geschehen ist, oder ob es dir nicht geziemt, diejenige zu gleicher Höhe mit dir zu erheben, die, alle Hindernisse beiseite setzend, bewährt in ihrer Treue und Beständigkeit, vor deinen Augen die ihrigen in liebevollen Tränen badet und damit Gesicht und Brust ihres Gemahls benetzt. So wahr Gott unser Gott ist, bitte ich dich, und so wahr du ein Edelmann bist, flehe ich dich an, es möge diese offenkundige Enttäuschung nicht nur deinen Groll nicht stärker entfachen, sondern ihn so völlig beschwichtigen, daß du in Ruhe und Frieden diesem Liebespaar gestattest, ohne Störung deinerseits Ruhe und Frieden zu genießen, solange es der Himmel ihnen vergönnen will. Dadurch wirst du zeigen, wie großsinnig dein erlauchtes, edles Gemüt ist; dadurch wird die Welt ersehen, daß die Vernunft über dich mehr Gewalt hat als die Begier.

Während Dorotea so sprach, hielt Cardenio noch immer Luscinda in den Armen, ohne jedoch Don Fernando aus den Augen zu lassen, fest entschlossen, wenn er ihn irgend welche gefährliche Bewegung machen sähe, mit Verteidigung und Angriff so nachdrücklich als möglich gegen jeden vorzugehen, der

sich ihm feindlich erweise, und sollte es ihn selbst auch das Leben kosten. Aber in diesem Augenblick schlugen sich Don Fernandos Freunde ins Mittel, ebenso der Pfarrer und der Barbier, die bei allem zugegen gewesen, und selbst der gute Kerl von Sancho fehlte nicht dabei, und alle umringten Don Fernando und baten ihn, er möchte sich doch endlich herbeilassen, auf Doroteas Tränen Rücksicht zu nehmen. Und da doch, wie sie für sicher hielten, alles wahr sei, was sie vorgebracht habe, so möchte er nicht zugeben, daß sie sich um ihre so ganz gerechten Hoffnungen betrogen sähe. Er möchte erwägen, daß sie sich nicht zufällig, wie es den Anschein habe, sondern durch besondere Fügung des Himmels alle an einem Ort zusammengefunden, wo es gewiß keiner erwartet hätte. Auch möchte er wohl bedenken, sagte der Pfarrer, daß der Tod allein Luscinda von Cardenio scheiden könne, und daß sie, wenn selbst die Schneide eines Schwertes sie trennen sollte, ihren Tod für höchstes Glück erachten würden. In Fällen, wo nichts zu ändern stehe, sei es die höchste Weisheit, mit Bezähmung des eignen Willens und Selbstüberwindung ein edles Herz zu zeigen. Er möchte sonach zugeben, daß mit seiner eignen Zustimmung die beiden das Glück genössen, das ihnen der Himmel vergönnt habe. Auch möchte er die Blicke auf Doroteas Schönheit richten, und da würde er sehen, daß es wenige oder keine Reize gäbe, die den ihrigen gleichzukommen, viel weniger sie zu übertreffen vermöchten; zudem verbinde sie mit ihrer Schönheit demütigen Sinn und unbegrenzte Liebe zu ihm. Vor allem aber möchte er wohl beachten, daß, wenn er sich rühme ein Edelmann und ein Christ zu sein, er nicht anders könne, als ihr das gegebene Wort zu erfüllen, und wenn er es erfülle, so werde er seine Pflicht gegen Gott erfüllen und den Beifall aller Verständigen erlangen, die da wohl wissen und erkennen, daß die Schönheit, auch wenn sie sich bei einem

Mädchen von geringem Stande findet, das Vorrecht besitzt, falls sie nur mit Sittsamkeit gepaart ist, sich zu jeder Höhe erheben und mit jeder gleichstellen zu können, ohne daß die Ehre dessen darunter litte, der sie emporhebt und auf gleiche Stufe mit sich selbst stellt. Und wenn den allmächtigen Geboten der Neigung gehorcht wird, so kann, wofern nur nichts Sündliches hinzukommt, der keinen Tadel verdienen, der ihnen Folge leistet.

Nun fügten sie alle zu diesen Gründen noch andere und so überzeugende hinzu, daß Don Fernandos starkes Herz, da es in der Tat von edlem Blute erfüllt war, weich wurde und sich von der Wahrheit überwinden ließ, die er nicht leugnen konnte, selbst wenn er es gewollt hätte. Und zum Beweis, daß er dem erteilten guten Rate sich gefügt und völlig ergeben habe, beugte er sich nieder, umarmte Dorotea und sprach zu ihr: Erhebet Euch, meine Gebieterin, denn es gebührt sich nicht, daß die zu meinen Füßen kniee, die ich im Herzen trage. Und wenn ich bis jetzt keine Beweise für das gegeben habe, was ich sage, so geschah es vielleicht nach dem Gebote des Himmels, damit ich recht ersehen soll, mit welcher Treue Ihr mich liebt, und darum Euch so hoch schätzen lerne als Ihr es verdient. Was ich von Euch erbitte, ist, daß Ihr mein hartes Benehmen und meine Vernachlässigung mir nicht zum Vorwurfe macht. Denn die nämliche Ursache, die nämliche Gewalt, die mich jetzo vermochte, Euch als die Meinige anzuerkennen, die nämliche hatte mich vorher dahin gebracht, daß ich der Eurige nicht mehr sein wollte. Und um zu erkennen, wie wahr dies ist, wendet Euch dorthin und schaut der jetzt glücklichen Luscinda in die Augen, und in ihnen werdet Ihr die Entschuldigung finden für all meine Verirrungen. Und da Luscinda gefunden und erlangt hat, was sie ersehnte, und ich in Euch gefunden habe, was mich beglückt, so möge sie gesichert und zufrieden lange beseligte

Jahre mit ihrem Cardenio leben, und ich will den Himmel bitten, daß er sie mich mit meiner Dorotea verleben lasse.

Und mit diesen Worten umarmte er sie aufs neue und preßte sein Antlitz an das ihrige, so bewegt von inniger Herzensempfindung, daß er sich große Gewalt antun mußte, um nicht mit hervorbrechenden Tränen zweifellose Beweise seiner Liebe und Reue zu geben. Doch Luscindas und Cardenios Tränen wollten sich nicht in solcher Weise zurückhalten lassen, und ebenso die fast aller andern Anwesenden, die nun begannen, ihrer so viele zu vergießen, die einen über ihr eignes, die andern über fremdes Glück, daß es nicht anders aussah, als hätte sie alle ein schweres und trauriges Ereignis betroffen. Sancho weinte, wiewohl er nachher sagte, er weine nur, weil er gesehen, daß Dorotea nicht, wie er geglaubt, die Königin Mikomikona sei, von der er so viele Gnaden erhoffte.

Zu der Rührung gesellte sich bei allen das Staunen und hielt eine Zeitlang an. Dann warfen sich Cardenio und Luscinda vor Don Fernando auf die Knie und dankten ihm für die Güte, die er ihnen erwiesen, mit so wohlbemessenen Worten, daß Don Fernando nicht wußte, was er ihnen antworten sollte. Und so hub er sie vom Boden auf und umarmte sie mit Zeichen größter Freundschaft und höchstem Anstand. Dann bat er Dorotea, ihm zu sagen, wie sie an diesen Ort gekommen, der so fern von dem ihrigen sei. Mit kurzen und verständigen Worten berichtete sie alles, was sie vorher Cardenio erzählt hatte, und Don Fernando und seine Begleiter fanden so viel Gefallen daran, daß sie der Erzählung eine weit längere Dauer gewünscht hätten, mit so großer Anmut wußte Dorotea ihre Unglücksfälle zu schildern.

Sobald sie geendet hatte, erzählte Don Fernando, was ihm in der Stadt seit der Zeit begegnet war, als er in Luscindas Busen den Brief fand, wo sie erklärte, Cardenios Gattin zu

sein und die seinige nicht werden zu können. Er sagte, er habe sie töten wollen und hätte es auch sicher getan, wenn ihn ihre Eltern nicht zurückgehalten hätten. So sei er denn aus ihrem Hause in Groll und Erbitterung fortgeeilt, entschlossen, bei besserer Gelegenheit Rache zu nehmen. Am folgenden Tage habe er erfahren, daß Luscinda aus dem Haus ihrer Eltern verschwunden sei, ohne daß jemand wußte, wohin sie gekommen; zuletzt jedoch habe er nach Verfluß einiger Monate erfahren, sie befinde sich in einem Kloster und sei willens, ihr ganzes Leben, wenn sie es nicht an Cardenios Seite verbringen könne, darin zu bleiben. Sobald er dies vernommen, habe er diese drei Edelleute zu seiner Begleitung erlesen und sich an Lusindas Aufenthaltsort begeben; jedoch habe er nicht versucht sie zu sprechen, weil er besorgte, sobald man wisse, daß er sich dort befinde, werde man im Kloster strengere Wachsamkeit üben. So habe er abgewartet, bis eines Tages die Klosterpforte offen stand, habe zwei von seinen Begleitern zur Bewachung der Türe gelassen und sei mit dem dritten ins Kloster gedrungen, um Luscinda zu suchen. Sie hätten sie im Kreuzgang im Gespräch mit einer Nonne gefunden und sie im Nu fortgeschleppt, ohne ihr einen Augenblick Besinnung zu lassen, und seien mit ihr zu einer Ortschaft gelangt, wo sie sich mit allem versorgten, was erforderlich war, um sie weiter mitzunehmen. Dies alles hätten sie mit vollster Sicherheit ausführen können, weil das Kloster im freien Felde, eine gute Strecke von der Stadt entfernt lag. Er erzählte dann, sobald Luscinda sich in seiner Gewalt gesehen, habe sie alle Besinnung verloren, und als sie wieder zu sich gekommen, habe sie nichts als geweint und geseufzt und kein Wort gesprochen. So seien sie im Geleite des Stillschweigens und Weinens zu dieser Schenke gekommen, die für ihn gerade so war, als sei er in den Himmel gekommen, wo alles Mißgeschick der Erde schwindet und zu Ende geht.

Siebenunddreißigstes Kapitel,

worin die Geschichte der weitberufenen Prinzessin Mikomikona fortgesetzt wird, nebst andern ergötzlichen Abenteuern.

Alledem hörte Sancho zu, mit nicht geringem Schmerz seiner Seele, da er sah, daß ihm die Hoffnungen auf seine herrschaftliche Würde verschwanden und in Rauch aufgingen, und daß die holde Prinzessin Mikomikona sich vor seinen Augen in Dorotea und der Riese in Don Fernando verwandelt hatte, während sein Herr in tiefem Schlafe lag, unbekümmert um alles, was vorgegangen.

Dorotea hielt sich immer noch nicht für sicher, ob das Glück, das ihr geworden, nur ein erträumtes sei. Cardenio war in ähnliche Gedanken verloren, und diejenigen Luscindas bewegten sich in derselben Richtung. Don Fernando dankte dem Himmel, daß er ihm solche Gnade verliehen und ihn aus dem wirren Irrsal gerissen, wo er so nahe daran war, Ehre und Seligkeit einzubüßen. Kurz, alle in der Schenke Anwesenden waren ob des guten Ausgangs vergnügt und erfreut, den so verwickelte und verzweifelte Angelegenheiten genommen hatten. Der Pfarrer wußte als ein verständiger Mann alles ins rechte Geleise zu bringen und erfreute jeden einzelnen mit seinem Glückwunsch zu dem nun erlangten Glücke. Wer aber am meisten frohlockte und das größte Vergnügen empfand, das war die Wirtin, ob des Versprechens, das Cardenio und der Pfarrer ihr gegeben, ihr allen Schaden mit Zinsen zu vergüten, den sie aus Veranlassung Don Quijotes erlitten.

Sancho allein, wie schon gesagt, war der Niedergeschlagene, der Unglückliche, der Betrübte, und so trat er mit schwermütiger Miene zu seinem Herrn hinein, der soeben erwacht war, und sprach zu ihm: Wohl kann Euer Gnaden, Herr Trauergestalt,

so lange schlafen, als Ihr wollt, ohne daß Ihr Euch darum zu kümmern braucht, irgend welchen Riesen totzuschlagen oder der Prinzessin ihr Reich wiederzugeben, denn alles ist schon fertig und abgetan.

Das glaub' ich wohl, erwiderte Don Quijote; denn ich habe mit dem Riesen den ungeheuerlichsten und gewaltigsten Kampf bestanden, den ich all meine Lebtage je mehr zu bestehen gedenke; und mit einem Hieb in der Terz, paff! schlug ich ihm den Kopf herab zu Boden, und des Blutes, das ihm entströmte, war so viel, daß es auf der Erde umherfloß, als wären es Bäche Wassers.

Als wären es Bäche Rotweins, könntet Ihr viel richtiger sagen, entgegnete Sancho. Ich will Euer Gnaden nämlich zu wissen tun, im Fall Ihr es noch nicht wißt, der erschlagene Riese ist ein durchlöcherter Schlauch, und das Blut hundert Maß Rotweins, die er in seinem Bauch enthielt; und mit dem abgehauenen Kopf ist es so wahr als mit meiner Mutter, der Hure, und der Gottseibeiuns soll die ganze Geschichte holen!

Was sagst du Narr? versetzte Don Quijote. Bist du bei Sinnen?

Euer Gnaden braucht nur aufzustehen, sprach Sancho, und da werdet Ihr sehen, was für einen schönen Handel Ihr angerichtet habt, und was wir zu zahlen bekommen, und wie die Königin sich in ein ganz bürgerliches Frauenzimmer verwandelt hat und Dorotea heißt, nebst andern Begebnissen, die Euch, wenn sie Euch klar werden, gewiß in Verwunderung setzen werden.

Über nichts von alledem würde ich mich wundern, entgegnete Don Quijote. Denn wenn du dich recht entsinnst, habe ich, als wir das vorige Mal hier waren, dir schon gesagt, daß alles, was hier vorging, lauter Spiegelfechterei von Zauberern war, und es wäre nichts Besonderes, wenn jetzt ganz das nämliche sich zugetragen hätte.

Das würde ich alles glauben, erwiderte Sancho, wenn auch das Wippen, das ich auszustehen hatte, nur eine Spiegelfechterei solcher Art gewesen wäre. Aber das war's nicht, sondern ich wurde wirklich und wahrhaft gewippt, und ich sah, wie der Wirt, der noch heute hier vorhanden ist, die Bettdecke an einem Ende hielt und mich gen Himmel schleuderte und dabei ungeheure Heiterkeit und Ausgelassenheit und ebensoviel Kraft im Lachen als im Wippen zeigte. Und wo es vorkommt, daß die Personen einander wieder erkennen, da meine ich, obschon ich nur ein einfältiger Kerl und armer Sünder bin, daß da keine Zauberei dabei ist, hingegen viel Prügel und viel Pech.

Nun wohl, Gott wird es schon bessern, sagte Don Quijote. Gib mir meine Kleider und laß mich dort hinaus, denn ich will mir die Begebnisse und Verwandlungen ansehen, von denen du sagst.

Sancho reichte ihm die Kleider; und während er sich anzog, erzählte der Pfarrer Don Fernando und den übrigen Don Quijotes Torheiten, und welche List sie angewendet, um ihn von dem Armutsfelsen fortzubringen, auf welchem er deshalb sich zu weilen einbildete, weil ihn seine Herrin verschmäht habe. Auch erzählte er ihnen die Abenteuer fast alle, die ihm Sancho berichtet hatte, worüber sie nicht wenig staunten und lachten; denn sie meinten, wie auch alle andern Leute meinten, es sei dies die seltsamste Art von Verrücktheit, die in einem zerrütteten Gehirn Platz finden könne. Der Pfarrer sagte dann weiter: da jetzt die glückliche Wendung in Frau Doroteas Schicksalen seinen früheren Plan weiter zu führen hindere, sei es nötig, einen andern auszudenken und zu erfinden, um den Ritter nach seiner Heimat zu bringen.

Cardenio erbot sich, das Begonnene fortzusetzen, Luscinda könne die Rolle Doroteas übernehmen und darstellen.

Nein, sprach Don Fernando, so soll es nicht sein, ich wünsche, daß Dorotea ihre Erfindung durchführt; falls das

Dorf dieſes trefflichen Ritters nicht zu weit von hier iſt, ſo ſoll es mich freuen, wenn für ſeine Heilung geſorgt wird.

Es iſt nicht weiter als zwei Tagereiſen von hier.

Wohl, wenn es deren auch noch mehr wären, ſo würde ich den Weg gerne daran wagen, ein ſo gutes Werk zu vollbringen.

In dieſem Augenblicke trat Don Quijote heraus, mit all ſeinen Rüſtungsſtücken bewehrt, auf dem Haupte den Helm des Mambrin (wiewohl er voller Beulen war), ſeinen Rundſchild am Arme, geſtützt auf ſeinen Schaft oder Spieß. Don Fernando und die andern verwunderten ſich höchlich über das ſeltſame Ausſehen Don Quijotes, wie ſie ſein Angeſicht eine halbe Meile lang, dürr und blaßgelb, das Ungehörige ſeiner zuſammengewürfelten Waffen und ſeine gemeſſene Haltung erſchauten, und ſie ſtanden ſchweigend da, in Erwartung deſſen, was er reden würde. Und er ſprach mit großer Würde und Gelaſſenheit, ſeine Augen auf Dorotea geheftet:

Mir iſt, huldſelige Dame, von dieſem meinem Schildknappen berichtet worden, daß Eure Hoheit zu nichte geworden und Euer erhabenes Weſen zerronnen iſt, ſintemal Ihr aus einer Königin und hohen Herrin, die Ihr ſonſt zu ſein pflegtet, Euch umgewandelt habt in ein bürgerlich Mägdlein. Iſt ſolches etwa geſchehen aus Gebot Eures Herrn Vaters, des Königs und Schwarzkünſtlers, ſo er ſich deſſen beſorgt haben mag, ich würde Euch den erforderlichen und ſchuldigen Beiſtand nicht leiſten, darauf vermelde ich Euch, daß er ſeine Meſſe nicht zur Hälfte zu leſen verſtand noch verſteht, auch in den Rittergeſchichten nicht recht zu Hauſe war. Denn ſo er ſelbige ebenſo achtſam und anhaltend geleſen und durchgegangen hätte, wie ich ſie durchgegangen und geleſen habe, ſo hätte er auf jedem Blatt gefunden, wie andre Ritter, von geringerem Ruhm als der meinige, weit ſchwierigere Aufgaben gelöſet, nachdem es nicht gar ſchwierig iſt, ſolch ein Rieſenkerlchen totzuſchlagen, ſo

vermessen es sich gebärden mag. Wahrlich, es ist nicht viele Stunden her, daß ich mich ihm gegenübersah, und .... Ich will schweigen, auf daß man mir nicht sage, daß ich gelogen; jedoch die Zeit, die Offenbarerin aller Dinge auf Erden, wird es statt meiner sagen, wann wir uns dessen am allerwenigsten versehen mögen.

Ihr habt Euch zwei Schläuchen gegenüber gesehen, und nicht einem Riesen! schrie hier der Wirt. Don Fernando befahl ihm zu schweigen und Don Quijotes Rede unter keiner Bedingung zu unterbrechen; und dieser fuhr folgendermaßen fort: Mit einem Wort, ich sage, erhabene und nunmehr Eures Erbes entäußerte Fürstin, wenn aus dem Grunde, den ich bezeichnet habe, Euer Vater diese Wandlung an Eurer Person vorgenommen hat, so sollt Ihr ihm keinerlei Glauben schenken; denn es gibt keine Fährlichkeit auf Erden, durch welche sich einen Weg zu bahnen dies mein Schwert nicht vermöchte, mit welchem ich das Haupt Eures Feindes in den Staub dieses Landes zu legen gedenke, auf daß ich die Krone Eures Landes in wenigen Tagen um Euer Haupt lege.

Don Quijote sprach nicht weiter und erwartete die Antwort der Prinzessin. Da diese bereits die Absicht Don Fernandos kannte, daß mit der Täuschung des Ritters fortzufahren sei, bis man ihn in seine Heimat zurückbringe, so antwortete sie ihm mit auserlesener Anmut und Würde: Wer immer Euch gesagt, mannhafter Ritter von der traurigen Gestalt, daß ich mich meiner früheren Wesenheit entäußert und selbige verwandelt habe, der hat Euch nicht das Richtige gesagt; denn diese, die ich gestern war, bin ich noch heute. Wahr ist, daß etwelche Änderungen bei mir durch gewisse Glücksfälle veranlaßt wurden, die mir das höchste Heil zuwege brachten, das ich nur wünschen konnte; aber ich habe deshalb nicht aufgehört, die zu sein, die ich vorher war, und dieselbe Absicht zu hegen, die ich immer ge-

hegt, kraft der unbeſiegbaren Kraft Eures kraftvollen Armes mein Recht zu erlangen. So möge denn, Herre mein, Euer Edelſinn dem Vater, der mich erzeugt hat, die entzogene Ehre zurückerſtatten und ihn für einen verſtändigen und einſichtigen Mann erachten, ſintemal er vermittelſt ſeines Wiſſens einen ſo leichten und richtigen Weg gefunden, meinem Mißgeſchick abzuhelfen. Denn ich glaube, wenn es nicht auf Eure Veranlaſſung geſchehen wäre, ſo hätte ich nie das Glück erlangt, das ich nun beſitze. Und hierin ſage ich die volle Wahrheit, wie deſſen die meiſten der hier anweſenden Herren beweiskräftige Zeugen ſind. Was nun erübrigt, iſt, daß wir uns morgen auf den Weg machen, da heute doch nur eine kurze Ausfahrt möglich wäre, und was den noch übrigen Teil des guten Erfolges betrifft, den ich erhoffe, ſo werde ich das Gott und der Tapferkeit Eures Herzens anheimſtellen.

So ſprach die kluge Dorotea, und als Don Quijote ſolches vernahm, wendete er ſich zu Sancho und ſprach zu ihm mit Gebärden mächtigen Ingrimms: Jetzt ſage ich dir aber, du Hund von einem Sancho, daß du der größte Schurke in ganz Spanien biſt. Sag' mir, du Spitzbube, du Gaudieb, haſt du mir nicht eben erſt geſagt, dieſe Prinzeſſin habe ſich in ein Mägdlein Namens Dorotea verwandelt, und mit dem Kopfe, den ich mir bewußt bin, einem Rieſen abgeſchlagen zu haben, ſei es gerade ſo wahr wie mit deiner Mutter, der Hure, nebſt anderm Unſinn, der mich in die größte Beſtürzung verſetzt hat, in der ich all meine Lebtage geweſen? Ich ſchwör's bei .... (und hierbei ſchaute er gen Himmel und preßte die Zähne zuſammen), ich habe Luſt, dich ſo zuſammenzudreſchen, daß alle lügenhaften Schildknappen, die es inskünftige auf Erden geben mag, für immer gewitzigt ſein ſollen!

Sänftigt Euer Gemüte, Herre mein, erwiderte Sancho. Es könnte ja ſein, daß ich, ſoviel die Verwandlung der gnädigen

Prinzessin Mikomikona angeht, mich geirrt hätte. Aber soviel den Kopf des Riesen oder mindestens die Durchlöcherung der Schläuche angeht und daß das Blut Rotwein gewesen, darin irre ich mich nicht, so wahr ein Gott lebt! Denn die Schläuche liegen dort zerstochen am Kopfende Eures Bettes, und der Rotwein hat die Kammer zu einem See gemacht. Und glaubt Ihr's nicht, so werdet Ihr es schon sehen, wann es ans Eiersieden geht, ich meine, wann Seine Wohlgeboren der Herr Wirt hier für allen angerichteten Schaden seinen Ersatz verlangen wird. Über das andre all, daß die Frau Königin wieder so ist wie sie war, da freue ich mich aus Herzensgrund, denn an der Waldstreu hab' ich meinen Anteil wie jeder Bürgersohn.

Jetzt sag' ich dir, Sancho, sprach Don Quijote, du bist ein Einfaltspinsel. Vergib mir, und damit gut.

Damit gut, sagte Don Fernando, es soll nicht mehr davon die Rede sein. Und da die gnädige Prinzessin befiehlt morgen zu reisen, weil es heute schon spät ist, so soll es also geschehen. Diese Nacht können wir in freundschaftlicher Unterhaltung zubringen, bis zum anbrechenden Tage, wo wir alle den Herrn Don Quijote begleiten werden, weil wir Zeugen der mannhaften, unerhörten Großtaten sein wollen, die er verrichten wird im Verlauf dieses großen Unternehmens, zu dem er sich verpflichtet hat.

Ich bin's, dem es obliegt, Euch zu Diensten zu sein und Euch zu begleiten, entgegnete Don Quijote, und ich erkenne mit lebhaftem Dank die Gunst, die man mir erweist, und die gute Meinung, die man von mir hat; und ich werde trachten, daß diese sich als wahr erweise, oder es soll mich das Leben kosten, ja noch mehr, wenn es mich mehr kosten kann.

Mancherlei Höflichkeiten, manche freundliche Anerbietungen wurden zwischen Don Quijote und Don Fernando ausgetauscht; aber ein Fremder, der in die Schenke trat, brachte plötzlich alles zum Schweigen. Man sah an seiner Tracht, daß er ein Christ

war, der eben erſt aus mauriſchen Landen freigekommen; denn er ging in einer Jacke von blauem Tuch mit kurzen Schößen, halben Ärmeln und ohne Kragen; die Beinkleider waren ebenfalls blau, doch aus Linnen, und die Mütze von derſelben Farbe; er trug dattelfarbige Halbſtiefel und einen mauriſchen Krummſäbel an einem Wehrgehänge, das ihm quer über die Bruſt ging. Gleich hinter ihm kam auf einem Reiteſel ein nach mauriſcher Art gekleidetes Weib, das Geſicht verdeckt, ein Tuch hing ihr am Kopf herab. Sie trug ein Häubchen von Goldſtoff und war in einen Mantel gekleidet, der ſie von den Schultern bis zu den Füßen umhüllte. Der Mann war von kräftiger und gefälliger Geſtalt, im Alter von etwas über die Vierzig, ziemlich gebräunten Geſichts mit langem Knebelbart, den Kinnbart ſorgfältig zugeſtutzt; kurz, er zeigte eine ſolche Haltung, daß man ihn, wäre er beſſer gekleidet geweſen, für einen Mann von Stand und gutem Hauſe erachtet hätte. Beim Eintreten verlangte er ein Zimmer und zeigte ſich verdrießlich, als man ihm ſagte, es gebe keines in der Schenke. Er näherte ſich der Dame, die nach der Tracht eine Maurin ſchien, und hob ſie in ſeinen Armen herunter.

Von der ungewöhnlichen und ihren Augen gänzlich fremden Tracht angezogen, umringten Luſcinda, Dorotea, die Wirtin, ihre Tochter und Maritornes die Maurin, und da Dorotea, ſtets gefällig, höflich und beſonnen, bemerkte, daß ſie wie ihr Führer über das Fehlen eines Zimmers mißgeſtimmt war, ſprach ſie zu ihr: Nehmt Euch, Señora, dieſen Mangel an der erforderlichen Bequemlichkeit nicht allzuſehr zu Herzen; denn daß ſich keine vorfindet, iſt in Schenken herkömmlich. Aber deſſenungeachtet, wenn Ihr Luſt habt, mit uns beiden zuſammen zu bleiben, — wobei ſie auf Luſcinda wies, — ſo mögt Ihr vielleicht im Verlauf Eurer Reiſe ſchon manchmal eine nicht ſo freundliche Aufnahme gefunden haben.

Die Verschleierte gab darauf keine Antwort, sondern stand nur von ihrem Sitze auf, legte beide Hände kreuzweise über die Brust, neigte das Haupt und verbeugte sich, zum Zeichen, daß sie es mit Dank annehme. Aus ihrem Stillschweigen schlossen sie, die Fremde müsse eine Maurin sein und wisse sich nicht in der Christensprache auszudrücken.

Indem trat der befreite Maurensklave herzu, der sich bis dahin mit anderm beschäftigt hatte, und als er sah, daß alle die in seiner Begleitung gekommene Dame umringten, und daß diese zu allem, was sie ihr sagten, stillschwieg, sprach er: Meine Damen, dies Fräulein versteht meine Sprache kaum, sie kennt auch keine andre als die in ihrem Land bräuchliche, und darum wird sie auf alle Fragen nicht geantwortet haben und wird auch nicht antworten.

Sie ist nichts andres gefragt worden, erwiderte Luscinda, als daß wir ihr für diese Nacht unsre Gesellschaft und einen Teil des Raumes angeboten haben, wo wir uns einrichten werden; und da wollen wir ihr so viel Bequemlichkeit, als des Orts Gelegenheit verstattet, zuteil werden lassen, und es geschieht dies aus gutem Herzen, das es zur Pflicht macht, Fremden hilfreich zu sein, die dessen bedürfen, insbesondere, wenn es gilt, einer Frau Dienste zu leisten.

Für sie und für mich, versetzte der befreite Sklave, küsse ich Euch die Hände, Señora, und ich weiß, die anerbotene Gunst ganz besonders und in so hohem Grade als sich gebührt, zu würdigen; denn bei solcher Gelegenheit und von solchen Personen erwiesen, wie Euer Aussehen verrät, erkennt man gar wohl, daß sie hoch anzuschlagen ist.

Sagt mir, Señor, versetzte Dorotea, ist diese Dame eine Christin oder Maurin? Denn ihre Tracht und ihr Stillschweigen lassen uns vermuten, sie sei, was wir nicht wünschen möchten.

Sie ist eine Maurin von Tracht und Person, aber im Herzen höchst eifrige Christin, denn sie hat den innigsten Wunsch es zu werden.

Also ist sie nicht getauft? versetzte Luscinda.

Es hat sich keine Gelegenheit dazu ergeben, antwortete der Maurensklave, seit sie Algier, ihre Vaterstadt und Heimat verließ; und bis jetzt hat sie sich noch nicht in einer nahen Todesgefahr befunden, die genötigt hätte, sie eilig zu taufen, ohne daß sie erst alle Bräuche kennen gelernt hätte, die unsre Mutter, die heilige Kirche, vorschreibt. Aber Gott wird es gewähren, daß sie bald getauft wird, und zwar mit den standesgemäßen Formen, wie es ihr Rang erheischt, der ein viel höherer ist, als ihre Kleidung und die meinige vermuten läßt.

Diese Worte erweckten in allen Hörern den Wunsch zu erfahren, wer die Maurin sei, und wer der befreite Sklave. Aber keiner wollte sie jetzt darnach fragen, da man einsah, daß der Augenblick geeigneter sei, ihnen Erholung zu bieten, als sie nach ihren Erlebnissen auszuforschen. Dorotea nahm die Fremde bei der Hand, führte sie zu einem Sitze neben sich und bat sie, das verhüllende Tuch abzunehmen. Sie blickte den Maurensklaven an, als wenn sie ihn fragte, was man mit ihr spreche und was sie tun solle. Er sagte ihr in arabischer Sprache, man ersuche sie, ihre Verhüllung zu beseitigen, und sie solle es tun. Sie nahm das Tuch ab und enthüllte ein so reizendes Gesicht, daß Dorotea sie für schöner als Luscinda, und Luscinda sie für schöner als Dorotea hielt, und alle Umstehenden urteilten, wenn irgend ein Antlitz sich mit dem der beiden vergleichen lasse, so sei es das der Maurin; ja, mehr als einer erkannte ihr den Vorzug in mancher Hinsicht zu. Und wie denn die Schönheit des Vorrechts und Zaubers genießt, die Gemüter freundlich zu stimmen und die Neigungen anzuziehen, so waren alle sogleich von dem

Wunsche ergriffen, der schönen Maurin Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen.

Don Fernando fragte den Sklaven, wie die Maurin heiße; er antwortete: Lela Zoraida. Und wie sie dies hörte, begriff sie sofort, was man ihn gefragt habe, und rief in großer Hast, ärgerlich und dabei voller Anmut: Nicht, nicht Zoraida; Maria, Maria; womit sie zu verstehen geben wollte, daß sie Maria und nicht Zoraida heiße. Diese Worte und das tiefe Gefühl, mit denen die Maurin sie sprach, entlockten einigen unter den Zuhörern mehr als eine Träne, besonders unter den Frauen, die von Natur weich und voll Mitgefühls sind. Luscinda umarmte sie mit herzlicher Liebe und sagte ihr: Ja, ja, Maria, Maria; worauf die Maurin erwiderte: Ja, ja, Maria; Zoraida macange, was nicht bedeutet.

Unterdessen kam die Nacht heran, und auf Anordnung von Don Fernandos Begleitern hatte der Wirt allen Fleiß und Eifer aufgeboten, um ihnen ein Nachtessen, so gut er es vermochte, zu bereiten. Als nun die Stunde gekommen, setzten sich alle an eine lange Tafel, wie sie im Speisezimmer fürs Gesinde zu stehen pflegt, denn in der Schenke gab es weder einen runden Tisch noch einen mit vier gleichen Seiten. Den Ehrenplatz obenan erhielt, obwohl er es zuerst ablehnte, Don Quijote, welcher sodann verlangte, es solle die Prinzessin Mikomikona ihm zur Seite sitzen, da er ihr Schützer sei; nebenan setzten sich Luscinda und Zoraida, ihnen gegenüber Don Fernando und Cardenio, hierauf der Sklave und die andern Edelleute und den Damen zur Seite der Pfarrer und der Barbier. Und so speisten sie in fröhlicher Stimmung, die noch erhöht wurde, als sie bemerkten, daß Don Quijote sein Essen unterbrach und, aufs neue von jenem Geiste angeregt, der ihn damals, da er mit den Ziegenhirten speiste, zu so großer Redseligkeit antrieb, folgendermaßen zu sprechen anhub:

In Wahrheit, wenn man es recht erwägt, meine Herren und Damen, große und unerhörte Dinge erſchauen die, ſo ſich zum Orden der fahrenden Ritterſchaft bekennen. Und ſollte hieran ein Zweifel ſein, ſo ſage man: wen von allen Lebenden gäb' es auf Erden, der, wenn er jetzt zur Pforte dieſer Burg einträte und uns ſo zu Tiſch hier ſitzen ſähe, uns für das halten und erkennen würde, was wir ſind? Wer vermöchte zu ſagen, daß dieſes Fräulein, das mir zur Seite ſitzt, die große Königin iſt, wie wir alle wiſſen, und daß ich jener Ritter von der traurigen Geſtalt bin, der dort außen weitum im Munde des Ruhms lebt? Jetzt kann kein Zweifel mehr ſein, daß dieſe Waffenkunſt und dieſer Beruf jede Kunſt und jeden Beruf übertrifft, die von den Menſchen erfunden worden, und er muß in der Achtung der Welt um ſo höher ſtehen, je größeren Fährlichkeiten er ausgeſetzt iſt. Fort aus meinen Augen mit denen, ſo da behaupten möchten, daß die Wiſſenſchaften den Vorrang vor den Waffen haben! Denen werde ich ſagen, und mögen ſie ſein, wer ſie wollen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie reden. Denn der Grund, den ſolche angeben, und überhaupt, worauf ſie am meiſten Gewicht legen, iſt, daß die Arbeiten des Geiſtes höher ſtehen als die des Körpers, und daß das Waffenwerk nur mit dem Körper betrieben wird, als ob deſſen Ausübung ein Geſchäft von Taglöhnern wäre, für welches nichts weiter nötig iſt als tüchtige Kraft; oder als ob in dem, was wir, die wir uns dieſem Berufe widmen, das Waffenwerk nennen, nicht die Taten des Heldenmutes inbegriffen wären, welche zu ihrer Vollbringung nicht wenig geiſtiges Verſtändnis erheiſchen, oder als ob die Aufgabe des Kriegers, deſſen Amt es iſt, ein Heer zu führen oder eine belagerte Stadt zu verteidigen, nicht erheiſchte, ebenſowohl mit dem Geiſt zu arbeiten als mit dem Körper. Oder denkt einer anders, ſo ſehe er zu, ob es mit den körperlichen Kräften zu erreichen iſt, daß man die Abſichten des Feindes, die Pläne, die

Kriegslisten, die Schwierigkeiten erfahre oder auch nur errate, und jede Gefahr, die zu befürchten ist, im voraus abwende; nein, alles dies sind Handlungen des Verstandes, an denen der Körper keinerlei Teil hat. Da es also feststeht, daß das Waffenwerk Geist erfordert wie die Wissenschaft, so wollen wir nun untersuchen, wessen Geist, der des Gelehrten oder der des Kriegers, mehr zu arbeiten hat, und dies wird sich aus dem Zweck und Ziel erkennen lassen, worauf jeder der beiden ausgeht; denn es ist diejenige Absicht höher zu schätzen, die sich das edlere Ziel gesteckt hat. Es ist Zweck und Ziel der Wissenschaften — und ich rede hier nicht von der Religionswissenschaft, die zum Zielpunkte hat, die Seelen den Weg des Himmels zu führen, denn mit einem Endzweck, der so unendlich ist wie dieser, kann sich kein anderer vergleichen — ich rede von den menschlichen Wissenschaften, deren Zweck es ist, die austeilende Gerechtigkeit überall obenan zu stellen, jedem das Seinige zu geben, dafür bemüht zu sein und zu bewirken, daß die guten Gesetze beobachtet werden: gewiß ein Zweck, der edel und erhaben und hohen Lobes wert ist, aber nicht eines so hohen, wie es der Zweck verdient, den die Waffen verfolgen, die zu ihrem Gegenstand und letzten Ziel den Frieden haben, das größte Gut, so die Menschen in diesem Leben sich wünschen können. Und die erste gute Botschaft, welche die Welt empfing und die Menschen empfingen, war daher jene, so die Engel in der Nacht verkündigten, die unser Tag wurde, da sie sangen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Und der Gruß, den der beste Meister im Himmel und auf Erden die von ihm Berufenen und Begnadeten lehrte, war, daß er ihnen anbefahl, wenn sie in ein Haus einträten, zu sagen: Friede sei mit diesem Hause. Und zu andern Malen sprach er öfters zu ihnen: Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch, Friede sei mit euch. Und fürwahr als Kleinod und Kostbarkeit von solcher Hand ist

iſt dies uns gegeben und hinterlaſſen, ein Kleinod, ohne welches weder im Himmel noch auf Erden ein wahres Glück vorhanden ſein kann. Dieſer Friede iſt der wahre Endzweck des Krieges, denn es iſt dasſelbe, ob man Krieg oder Waffenwerk ſagt. Nachdem wir nun dies feſtgeſtellt, daß das Endziel des Krieges der Friede iſt, und daß er damit dem Zwecke der Wiſſenſchaften den Vorrang abgewinnt, ſo kommen wir jetzt zu den körperlichen Anſtrengungen des Gelehrten und deſſen, der ſich dem Waffenwerk ergibt, und unterſuchen, welche größer ſind.

In ſo vernünftiger Art und mit ſo angemeſſenen Ausdrücken verfolgte Don Quijote den Gegenſtand ſeiner Rede, daß notwendig keiner von all ſeinen Zuhörern ihn jetzt für einen Narren halten durfte; vielmehr, da die meiſten von ihnen Edelleute waren, die dem Waffenhandwerk verwandt ſind, hörten ſie ihm gerne zu, und er fuhr mit folgenden Worten fort: Ich ſage nunmehr, daß die Beſchwerden des Studierenden dieſe ſind: vor allem Armut. Nicht als ob ſie alle arm wären, ſondern weil ich hier gleich den allerſchlimmſten Fall ſetzen will, der denkbar iſt. Und wenn ich geſagt habe, daß er Armut erleidet, ſo dünkt es mich, ich brauche von ſeinem Mißgeſchick nicht ein Mehreres zu ſagen, denn wer arm iſt, beſitzt eben gar nichts Gutes. Dieſe Armut fühlt er nach all ihren Seiten, bald in Hunger, bald in Kälte, bald in Blöße der Glieder, bald in all dieſem zugleich; aber trotz alledem iſt ſie nicht ſo arg, daß er gar nichts zu eſſen bekäme, wenn es auch etwas ſpäter geſchieht als zur gewöhnlichen Stunde, wenn es auch nur von dem Abhub der Reichen geſchieht. Es iſt eben das größte Elend der Studierenden, was ſie unter ſich „zur Suppe gehen“ heißen. Auch fehlt es ihnen nicht an einem, wenn auch ihnen nicht zugehörigen Kohlenbecken oder Kamin, das, falls es ihre kalten Glieder nicht wärmt, doch wenigſtens ihnen das Frieren erträglicher macht. Und endlich ſchlafen ſie nachts ganz vortreff-

lich unter einer Decke. Ich will mich nicht auf noch andre Kleinigkeiten einlassen, als zum Beispiel, daß sie Mangel an Hemden, hingegen keinen Überfluß an Schuhen haben, und einen Rock dünn bis zur Durchsichtigkeit, an dem die Wolle schier abgeschabt ist, und daß sie sich mit besonderer Gier den Magen vollpfropfen, wenn ihnen ein günstiges Geschick einmal einen Schmaus beschert. Auf diesem rauhen und holperigen Wege, den ich geschildert, hier strauchelnd, dort fallend, da sich aufraffend, hier aufs neue hinfallend, erreichen sie die Stufe, die sie ersehnen, und ist sie erreicht, so haben wir dann viele gesehen, die, nachdem sie durch diese Syrten und durch diese Scyllen und Charybden hindurchgeschifft, wie im Fluge eines günstigen Geschickes dahingetragen — ich sage, wir haben sie gesehen von einem hohen Sitze herab die Welt befehligen und regieren, ihren Hunger in Sättigung umgewandelt, ihren Frost in behagliche Kühlung, ihre Blöße in Prachtgewänder, ihren Schlaf auf der Binsenmatte in süßes Ruhen auf Batist und Damast — der wohlverdiente Lohn ihrer Tugend. Aber wenn wir ihre Mühsale denen des Kriegers im Felde gegenüberstellen und vergleichen, so bleiben sie in jedem Punkte weit hinter diesen zurück, wie ich jetzt darlegen werde.

Achtunddreißigstes Kapitel,

welches von der merkwürdigen Rede handelt, die Don Quijote über die Waffen und die Wissenschaften hält.

Don Quijote fuhr folgendermaßen fort: Da wir bei dem Studenten mit der Armut und der Art und Weise, wie sie sich fühlbar macht, angefangen haben, so wollen wir jetzt untersuchen, ob der Soldat reicher ist, und wir werden ersehen, daß es im

Reiche der Armut ſelbſt keinen Ärmeren gibt. Denn er muß ſich lediglich an ſeinen elenden Sold halten, der ſpät oder niemals eintrifft, oder an das, was er unter beträchtlicher Gefährdung ſeines Lebens und ſeines Gewiſſens mit eignen Händen erbeutet. Und zuweilen iſt ſeine Entblößung ſo groß, daß ein zerhauener Lederkoller ihm als Paraderock und als Hemd dienen muß, und mitten im Winter, auf freiem Felde, kann er ſich meiſtens vom Ungemach der Witterung nur durch den Hauch ſeines Mundes erholen, der aber, da er aus leerem Inneren kommt, gegen alle Geſetze der Natur, ich halte das für erwieſen, kalt aus dem Gaumen kommen muß. Nun wartet einmal ab, wie er die Nacht abwartet, um ſich von all dieſen Unbequemlichkeiten in dem Bette zu erholen, das ſeiner wartet, und welches, wenn nicht etwa durch ſeine eigne Schuld, niemals an dem Fehler leiden wird zu eng zu ſein. Denn er kann ſich ungehindert auf dem Erdboden ſoviel Fuß abmeſſen als er will, und ſich darauf nach Herzensluſt herumwälzen, ohne zu fürchten, daß ihm die Bettlaken in Wirrwarr geraten. Nun komme nach alledem der Tag und die Stunde, die Ehren ſeines Standes zu gewinnen, es komme der Tag der Schlacht; und da ſetzt man ihm alsbald einen Doktorhut aus Scharpie auf, um eine Schußwunde zu verbinden, die ihm etwa durch die Schläfen gegangen, oder ihm Arm oder Bein verſtümmelt hat. Und im Falle dies nicht eintrifft, ſondern des Himmels Erbarmen ihn bei Geſundheit und Leben erhält, ſo kann es doch immer geſchehen, daß er in der nämlichen Armut verbleibt, in der er ſich vorher ſtets befunden, und daß notwendig noch ein und das andre Treffen, eine und die andre Schlacht erfolgen und er aus allen als Sieger hervorgehen muß, um einigermaßen in ſeinen Verhältniſſen voranzukommen; allein ſolche Wunder ſieht man gar ſelten. Indeſſen ſagt mir, meine Herren, wenn ihr darüber nachgedacht habt: wieviel geringer iſt die Zahl derer, die durch den Krieg

Belohnung und Beförderung erhalten haben, als derer, die im Krieg umgekommen sind? Sicherlich werdet ihr mir antworten, daß zwischen ihnen ein Vergleich unstatthaft ist, und daß man die Zahl der Toten nicht zum voraus berechnen kann, während die der Belohnten, die am Leben bleiben, leicht mit drei Ziffern zu schreiben ist.

Der Fall ist umgekehrt bei den Gelehrten, denn mit ihrem Gehalt, ich möchte nicht beifügen mit ihren geheimen Sporteln, haben sie alle genug zum Leben. Wenngleich also die Mühsal des Soldaten größer ist, so ist der Lohn weit geringer. Allerdings kann man hierauf entgegnen, daß es leichter ist, zweitausend Gelehrte als dreißigtausend Soldaten zu belohnen; denn jene belohnt man durch Verleihung von Ämtern, die notwendig Leuten ihres Berufs zuteil werden müssen, und diese können ihren Lohn nur aus dem Vermögen ihres Dienstherrn empfangen. Aber gerade diese Unmöglichkeit verstärkt meine Gründe um so mehr.

Lassen wir jedoch dieses beiseite, denn es ist ein Labyrinth, aus dem der Ausgang sehr schwer zu finden ist; kommen wir vielmehr zu dem Vorrang der Waffen vor den Wissenschaften zurück; ein Gegenstand, der bis jetzt noch zu untersuchen bleibt, derart sind die Gründe, die von jeder der beiden Seiten angeführt werden. Und außer denjenigen, die ich schon vorgebracht, sagen die Wissenschaften, ohne sie könne das Waffenwerk nicht bestehen, denn auch der Krieg hat seine Gesetze und ist denselben unterworfen, die Gesetze aber fallen unter die Herrschaft der Wissenschaften und der Gelehrten. Darauf antworten die Waffen, ohne sie können die Gesetze nicht bestehen, weil mit den Waffen die Republiken sich verteidigen und die Königreiche sich erhalten, die Städte geschützt, die Straßen gesichert und die Meere von Seeräubern gesäubert werden. Und kurz, wenn die Waffen es nicht verhinderten, so wären die Republiken, die Königreiche, die

Monarchien, die Städte, die Straßen zur See und zu Lande, der Grauſamkeit und Zerrüttung preisgegeben, die der Krieg mit ſich bringt, ſolange er dauert und volle Freiheit hat, ſeine Vorrechte und ſeine Gewalt zu gebrauchen.

Ferner iſt es eine anerkannte Wahrheit, daß was mehr koſtet, auch höher geſchätzt wird und werden muß. Daß jemand es dahin bringt, in den Wiſſenſchaften eine hervorragende Stellung einzunehmen, koſtet ihn Zeit, Nachtwachen, Hunger, Blöße, Schwindel im Kopf, Verdauungsbeſchwerden im Magen und noch andres, was damit zuſammenhängt, und was ich zum Teil ſchon erwähnt habe; aber daß jemand es durch ſeine Führung dahinbringt, ein guter Soldat zu werden, das koſtet ihn ganz dasſelbe wie den Studierenden, aber in einem ſo viel höheren Grade, daß gar keine Vergleichung ſtatthaft iſt, denn er ſteht jeden Augenblick in Gefahr, ſein Leben einzubüßen. Und welche Beſorgnis vor Not und Armut kann den Studierenden befallen und bedrängen, die der des Soldaten gleichkäme, wenn er in einer Feſtung eingeſchloſſen und, in einem Ravelin oder Cavalier auf Poſten oder Wache ſtehend, merkt, daß die Feinde nach der Stelle hin, wo er ſich befindet, einen Minengang anlegen, während er ſich unter keinerlei Umſtänden von dort entfernen oder vor der Gefahr fliehen darf, die ihn ſo nahe bedroht! Das einzige, was er tun kann, iſt, ſeinem Hauptmann von dem Vorgang Nachricht zu geben, damit er durch eine Gegenmine das Unheil abwende, und ſelber in Furcht und Hoffnung ſtill zu halten, bis er unverſehens zu den Wolken ohne Flügel emporfliegt und dann willenlos in die Tiefe hinunterſtürzt. Und falls dieſes eine geringe Gefahr ſcheint, ſo wollen wir ſehen, ob jene ihr gleichkommt oder ſie überbietet, wenn zwei Galeeren inmitten der weiten See mit dem Vorderbug aufeinanderſtoßen. Wenn da die Schiffe aneinanderhängen und ineinander verſtrickt ſind, bleibt dem Soldaten nicht mehr Raum,

als ihm eine zwei Fuß breite Planke am Schiffsschnabel gewährt. Und trotz alledem, obschon er sieht, daß er so viele dräuende Werkzeuge des Todes vor sich hat, als Geschützrohre von feindlicher Seite her auf ihn gerichtet sind, die von seinem Leibe nicht um eines Speeres Länge abstehen; und obschon er sieht, daß beim ersten Fehltritt seiner Füße er hingehen würde, den tiefen Schoß Neptuns heimzusuchen: trotz alledem stellt er sich, mit unverzagtem Herzen, angetrieben von dem Ehrgefühl, das ihn beseelt, zum Zielpunkt dieses gewaltigen Geschützfeuers hin und setzt alle Mühe daran, auf so enger Steige auf das feindliche Schiff hinüberzusteigen. Und was am meisten in Staunen setzen muß: kaum ist einer dort gefallen, wo er bis zum Ende aller Tage nicht mehr aufzustehen vermag, so nimmt ein andrer genau seinen Platz ein, und stürzt auch dieser ins Meer, das auf ihn als seinen Feind lauert, so folgt ihm ein andrer und noch ein andrer, ohne nur dem Sterbenden zum Sterben Zeit zu lassen: der größte Heldenmut fürwahr, die größte Verwegenheit, die nur denkbar ist in den entscheidenden Augenblicken des Kriegsgeschicks.

Heil jenem gesegneten Zeitalter, das die gräßliche Wut jener satanischen Werkzeuge der Geschützkunst noch nicht kannte! Ihrem Erfinder, dessen bin ich überzeugt, wird jetzt in der Hölle der Lohn seiner teuflischen Erfindung, mittels deren er es zuwege brachte, daß ein ehrloser, feiger Arm einem mannhaften Ritter das Leben rauben kann, und daß, ohne zu wissen, wie und woher, inmitten der Tapferkeit und Tatenlust, die den Busen der Helden entzündet und beseelt, eine verirrte Kugel daherkommt, die da — abgeschossen von einem, der vielleicht, als er die verfluchte Maschine abfeuerte, vor dem Aufblitzen sich selber entsetzte und entfloh, — in einem Augenblick das Denken und Leben eines Mannes abschneidet und vernichtet, der dessen noch lange Jahrzehnte hindurch zu genießen verdient hätte.

Und wenn ich alſo dieſes bedenke, ſo möchte ich beinahe ſagen, es tut mir in der Seele weh, dieſen Beruf eines fahrenden Ritters ergriffen zu haben, in einem ſo greulichen Zeitalter wie dieſes, in dem wir jetzo leben. Denn obſchon bei mir keine Gefahr Furcht erweckt, ſo erweckt es mir immerhin ein Grauſen zu denken, daß vielleicht Pulver und Blei mir die Gelegenheit rauben ſollen, durch die Tapferkeit meines Armes und meines Schwertes Schärfe mich in ſämtlichen bis jetzt entdeckten Teilen des Erdenrunds berühmt und allbekannt zu machen. Aber möge es der Himmel fügen, wie es ihm gefällt; jedenfalls werde ich mir, wenn ich mein Vorhaben ſiegreich zu Ende führe, um ſo mehr Achtung erringen, je mehr ich mich größeren Gefahren ausſetze als die fahrenden Ritter vergangner Zeiten ſich ausgeſetzt haben.

Dieſe lange und breite Rede hielt Don Quijote, während die andern ſpeiſten, und vergaß dabei das Mahl ſo völlig, daß er ſich keinen Biſſen zu beißen gönnte; wiewohl ihn Sancho Panza ein paarmal zum Eſſen ermahnt hatte, da ſich nachher ſchon Zeit finden werde, um alles Beliebige vorzubringen. In ſeinen Zuhörern regte ſich aufs neue lebhaftes Bedauern, daß ein Mann, der dem Anſchein nach ſo viel Geiſtesſchärfe in allen Dingen, über die er ſprach, und ſo viel Verſtand zeigte, ihn ſo gänzlich eingebüßt haben ſollte, ſo oft man mit ihm von ſeinem unſeligen, verwünſchten Rittertum ſprach.

Der Pfarrer ſagte ihm, er habe ſehr recht in allem, was er zu gunſten der Waffen geſagt, und er ſelbſt ſei, obſchon ein ſtudierter Mann, der den Grad eines Lizentiaten beſitze, gänzlich ſeiner Meinung.

Die Mahlzeit war vorüber, es wurde abgedeckt; und während die Wirtin, ihre Tochter und Maritornes die Kammer zurecht machten, worin Don Quijote von der Mancha geſchlafen, und wo man den Damen allein eine Ruheſtätte für dieſe Nacht zu

bereiten beschlossen hatte, bat Don Fernando den Maurensklaven, ihnen seinen Lebenslauf zu erzählen, da derselbe unmöglich anders als merkwürdig und unterhaltend sein könne, wie sich dies schon von vornherein aus dem Umstand schließen lasse, daß er in Zoraidas Gesellschaft reise. Darauf antwortete der Sklave, er werde sehr gern diesem Verlangen entsprechen; er fürchte nur, daß die Erzählung nicht derart sein werde, ihnen so viel Unterhaltung zu gewähren als er wünsche. Dessenungeachtet wolle er sie vortragen, um nicht dem ausgesprochenen Wunsche die Erfüllung zu verweigern.

Der Pfarrer und alle andern sprachen ihm dafür ihren Dank aus und ersuchten ihn aufs neue darum. Wie er sich nun von so vielen bitten sah, sagte er, es bedürfe der Bitten nicht, wo man ihm zu befehlen habe.

So mögen denn Euer Gnaden mir Aufmerksamkeit schenken, und Ihr werdet einen wahrhaften Bericht vernehmen, mit welchem vielleicht jene lügenhaften sich nicht messen können, die man mit sorgfältiger und wohlüberdachter Kunst zusammenzustellen pflegt.

Diese Äußerung bewog sofort alle, sich niederzusetzen und ihm in tiefer Stille ihr Ohr zu leihen. Und da er sah, daß sie bereits schweigend dasaßen und seiner Mitteilungen gewärtig waren, begann er mit gelassener und angenehmer Stimme folgendermaßen.

Neununddreißigstes Kapitel,

worin der Sklave aus Algier sein Leben und seine Schicksale erzählt.

An einem Ort in den Gebirgen von León hat mein Geschlecht seinen Ursprung. Die Natur hatte sich ihm wohlwollender und freigebiger erwiesen als das Glück; aber in den dürftigen

Verhältniſſen, die in jenen Ortſchaften herrſchen, hatte mein Vater trotzdem den Namen eines reichen Mannes behauptet, und er wäre es auch wirklich geweſen, wenn er ſich ebenſoſehr Mühe gegeben hätte, ſein Vermögen zu erhalten, als er es ſich angelegen ſein ließ, es zu verbrauchen. Sein Hang, ſich ſtets freigebig zu zeigen und ſein Geld unter die Leute zu bringen, rührte davon her, daß er in ſeinen Jugendjahren Soldat geweſen war; denn das Soldatenleben iſt die Schule, wo der Knauſer freigebig und der Freigebige zum Verſchwender wird, und iſt ausnahmsweiſe ein und der andre Soldat ein Geizhals, ſo iſt er wie ein naturwidriges Wundertier, das man ſelten zu ſehen bekommt. Mein Vater überſchritt beſtändig die Grenzen der Freigebigkeit und ſtreifte in die der Verſchwendung hinüber, was einem verheirateten Manne nie zum Frommen gereicht, zumal wenn er Kinder hat, die ihm im Namen und Stande nachfolgen ſollen. Die Söhne, die mein Vater hatte, waren drei an der Zahl, alle ſchon im Alter, einen Lebensberuf wählen zu können. Da nun mein Vater ſah, daß er, wie er ſelber ſagte, nicht gegen ſeinen angebornen Hang aufkommen konnte, ſo faßte er den Plan, ſich des Werkzeugs ſeiner Verſchwendung zu entſchlagen und die Urſache zu beſeitigen, die ihn gebſüchtig machte, das heißt, er wollte ſich ſeines Geldes entſchlagen, — des Geldes, ohne welches ſelbſt ein Alexander ſich engherzig zeigen müßte. So rief er denn eines Tages uns alle drei ganz allein in ſein Gemach und ſprach ungefähr ſo, wie ich es euch jetzt wiederholen will:

Meine Kinder, um euch zu ſagen, daß ich euch liebe, genügt es zu wiſſen und zu ſagen, daß ihr meine Kinder ſeid; und um einzuſehen, daß ich euch nicht ſo liebe wie ſich gebührt, genügt es zu wiſſen, daß ich da, wo ich dafür ſorgen ſollte, euch euer Vermögen zu erhalten, mich dennoch nie im Zaume halte. Damit ihr indeſſen fürderhin einſehen ſollt, daß ich euch als Vater

liebe und nicht als ein Stiefvater euch zugrunde richten will, so will ich etwas mit euch vornehmen, was ich schon seit vielen Tagen überlegt und mit reiflichem Nachdenken vorbereitet habe. Ihr seid bereits im Alter, einen Lebensberuf zu ergreifen oder wenigstens euch eine Beschäftigung derart zu suchen, daß sie, wenn ihr älter werdet, euch Ehre und Vorteil gewähren könne. Was ich mir nun ausgedacht habe, ist, mein Vermögen in vier Teile zu zerlegen; drei will ich euch geben, jedem, was auf den seinigen kommt, ohne daß ein Teil den andern irgendwie überschreitet. Der vierte soll mir verbleiben, um davon zu zehren und mich die Zeit über zu erhalten, die mir der Himmel noch zu leben vergönnt. Indessen wünschte ich, daß jeder von euch, wenn er den Anteil in Händen hat, der ihm am Vermögen gehört, einen von den Lebenswegen einschlage, die ich ihm bezeichnen will. Es gibt ein Sprichwort in unserm Spanien, das nach meiner Meinung eine tiefe Wahrheit enthält, wie eben alle, weil sie kurze, der langen Erfahrung verständiger Leute entnommene Denksprüche sind; und dasjenige, das ich meine, lautet: Kirche oder See oder Königsdienst. Das ist so viel, als wollte es, deutlicher ausgedrückt, den Rat geben: wer Ansehen oder Reichtum gewinnen will, der ergreife entweder die geistliche Laufbahn oder begebe sich zu Schiff, um Handel zu treiben, oder gehe an den Hof in des Königs Dienst; denn es heißt ja: besser Brosamen vom König als reiche Gunst vom Edelmann. Ich sage dies, weil es mir lieb wäre, wenn einer von euch sich dem Studium, der andere dem Handel widmen, der dritte aber dem König im Kriege dienen wollte. Es ist nämlich schwierig, gleich von vorn herein zum Hofdienst zugelassen zu werden; der Krieg aber, wenn er auch nicht großen Reichtum gewährt, pflegt großes Ansehen und großen Ruf zu verschaffen. Innerhalb der nächsten acht Tage werde ich euch euern ganzen Anteil in barem Gelde geben, ohne euch nur einen Pfennig zu verkürzen, wie ihr

es durch die Tat erkennen werdet. Jetzt ſagt mir, ob ihr in betreff meiner Vorſchläge meinem Wunſch und Rate folgen wollt.

Da er hierauf mich, weil ich der Älteſte war, zu antworten aufforderte, ſo ſagte ich ihm, er möchte doch ſeines Beſitztums ſich nicht ſelbſt entäußern, ſondern alles, was ihm beliebe, ausgeben; wir ſeien jung genug, um noch zu lernen, wie man Vermögen erwerbe. Ich ſchloß damit, daß ich ſeinen Wunſch erfüllen würde, und der meinige ſei es, dem Berufe des Waffenhandwerks zu folgen und in demſelben Gott und meinem Könige zu dienen.

Der zweite Bruder machte dem Vater dasſelbe Anerbieten wie ich und erklärte, was er für ſich erwähle, ſei nach Indien zu gehen, und er wolle das Vermögen, das ihm zukomme, mitnehmen und im Geſchäft anlegen. Der Jüngſte und, wie ich glaube, geſcheiteſte von uns, ſagte, er wolle die geiſtliche Laufbahn verfolgen oder nach Salamanka gehen, um ſeine begonnenen Studien fortzuſetzen.

Als wir nun mit uns eins geworden und unſere Berufsarten erwählt hatten, umarmte mein Vater uns alle, und in der kurzen Friſt, die er uns beſtimmt hatte, führte er alles aus, was er uns verſprochen. Und nachdem er jedem ſeinen Teil behändigt, welcher, ſoviel ich mich entſinne, dreitauſend Goldtaler in barem Gelde betrug, — nämlich ein Oheim von uns hatte das ganze Grundeigentum gekauft und bar bezahlt, damit es nicht aus der Familie komme, — ſo nahmen wir alle drei an einem und demſelben Tage Abſchied von unſerem guten Vater. Und am nämlichen Tage, da es mir unbarmherzig ſchien, meinen Vater in ſeinem Alter mit ſo geringem Vermögen zu verlaſſen, bewog ich ihn, von meinen dreitauſend Goldtalern zweitauſend zu nehmen, da mir der Reſt genügte, um mich mit allem zu verſorgen, was ein Soldat nötig hatte. Meine beiden Brüder ließen ſich durch mein Beiſpiel beſtimmen, ihm tauſend Gold-

taler ein jeder zu geben; so daß meinem Vater viertausend Goldtaler in Barem blieben, und außerdem noch dreitausend, der Betrag, welchen das Eigentum wert schien, das auf seinen Anteil kam, und das er nicht verkaufen, sondern als Grundbesitz behalten wollte.

Endlich schieden wir von ihm und von jenem unserem Oheim, den ich erwähnt habe, nicht ohne tiefes Leid, nicht ohne Tränen in aller Augen. Wir verpflichteten uns, sie beide, so oft sich Gelegenheit dazu biete, unsere glücklichen oder unglücklichen Erlebnisse wissen zu lassen. Wir versprachen es ihnen, sie umarmten uns und gaben uns ihren Segen, und der eine von uns nahm den Weg nach Salamanka, der andere nach Sevilla, und ich nach Alicante, wo ich erfuhr, daß ein genuesisches Schiff vor Anker liege und eine Ladung Wolle nach Genua einnehme. Dies Jahr werden es zweiundzwanzig Jahre sein, seit ich aus meines Vaters Hause zog, und alle diese Jahre hindurch habe ich, obwohl ich mehrere Briefe schrieb, weder von ihm noch von meinen Brüdern irgend eine Nachricht erhalten. Was ich aber im Verlaufe dieser Zeit erlebt habe, das will ich in Kürze berichten.

Ich schiffte mich in Alicante ein, gelangte auf glücklicher Fahrt nach Genua, reiste von da nach Mailand, wo ich mir Waffen anschaffte, so auch etlichen Staat, wie ein Soldat ihn brauchen kann. Von dort wollte ich nach dem Piemont, um mich anwerben zu lassen, und als ich schon auf dem Wege nach Alexandria de la Palla war, kam mir die Nachricht, der große Herzog von Alba sei eben unterwegs nach Flandern. Ich änderte meinen Vorsatz, wandte mich zu ihm und diente unter ihm in den Schlachten, die er schlug. Ich war zugegen bei der Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn und brachte es zum Fähnrich bei einem berühmten Hauptmann aus Guadalajara, Namens Diego de Urbina. Einige Zeit nachdem ich

meinen Aufenthalt in Flandern genommen, erhielt man Nachricht von dem Bündnis, welches Seine Heiligkeit der Papſt Pius der Fünfte, ſeligen Gedächtniſſes, mit Venedig und Spanien gegen den gemeinſchaftlichen Feind, nämlich den Türken, geſchloſſen hatte, welcher zur nämlichen Zeit mit ſeiner Kriegsflotte die berühmte Inſel Cypern, die unter der Botmäßigkeit der Venezianer ſtand, erobert hatte: ein beklagenswerter und ſchmerzlicher Verluſt! Man erfuhr mit Gewißheit, daß dieſer Bund den erlauchten Don Juan de Auſtria, den natürlichen Bruder unſeres trefflichen Königs Don Felipe, zum Oberfeldherrn hatte, und allgemein verbreitete ſich die Kunde von den gewaltigen Zurüſtungen zum Kriege. All dieſes erregte und entzündete in mir die Tatenluſt und den Wunſch, der Schlacht beizuwohnen, die man erwartete; und obſchon ich Ausſichten, ja beinahe feſte Zuſagen hatte, bei der erſten Gelegenheit, die ſich darböte, zum Hauptmann befördert zu werden, drängte es mich, alles im Stiche zu laſſen und nach Italien zu gehen, was ich auch wirklich tat. Mein Glück wollte, daß der Señor Don Juan de Auſtria eben in Genua angekommen war, auf der Reiſe nach Neapel begriffen, um ſeine Kriegsflotte mit der venezianiſchen zu vereinigen, wie er dies denn auch ſpäterhin zu Meſſina tat. Kurz, ich nahm teil an jener höchſt glücklichen Schlacht, nachdem ich ſchon Hauptmann beim Fußvolk geworden, zu welchem Ehrenpoſten mehr mein Glück als mein Verdienſt mich erhob. Und an jenem Tage, der für die Chriſtenheit ein ſo glücklicher war, weil an ihm die Welt und alle Nationen aus dem irrigen Glauben geriſſen wurden, die Türken ſeien zur See unbeſiegbar — an jenem Tage ſag' ich, wo der ottomaniſche Stolz und Hochmut gebrochen wurde, da war unter all den Glücklichen dort (denn glücklich waren auch die Chriſten, die dort fielen, ja, noch glücklicher als die den Sieg und das Leben davontrugen), ich allein der Unglückliche. Denn an-

statt daß ich, wenn ich zur Zeit der Römer gelebt hätte, eine Schiffskrone erhoffen konnte, sah ich mich in der Nacht, die auf einen so ruhmreichen Tag folgte, mit Ketten an den Füßen und mit Handschellen gefesselt. Und dies trug sich folgendermaßen zu. Uludsch-Alí, König von Algier, ein verwegener und glücklicher Seeräuber, hatte die Admiralsgaleere von Malta angegriffen und überwältigt, und es waren in derselben nur drei Ritter am Leben geblieben, alle drei schwer verwundet. Da kam ihr Juan Andreas Admiralsschiff zu Hilfe, auf welchem ich mich mit meinem Fähnlein befand. Ich tat, was in solchem Falle meine Pflicht war, und sprang an Bord der feindlichen Galeere; aber diese kam von dem angreifenden Schiffe los und hinderte dergestalt meine Soldaten, mir zu folgen. So fand ich mich allein unter meinen Feinden, gegen die ich nichts vermochte, da ihrer zu viele waren. Sie überwältigten mich, mit Wunden bedeckt, und da, wie ihr wohl gehört habt, der Uludsch-Alí mit seinem ganzen Geschwader entkam, so mußte ich als Gefangener in seiner Gewalt bleiben. So war ich der einzige Traurige unter so viel Fröhlichen und der einzige Gefangene unter so viel Befreiten; denn es waren fünfzehntausend Christen, die an diesem Tage die ersehnte Freiheit erlangten und alle auf den Ruderbänken der türkischen Flotte Sklaven gewesen waren.

Ich wurde nach Konstantinopel gebracht, wo der Großtürke Selim meinen Herrn zum Admiral ernannte, weil er seine Schuldigkeit in der Schlacht getan und als Denkzeichen seiner Tapferkeit die Standarte des Malteserordens mitgebracht hatte. Im folgenden Jahre, fünfzehnhundertzweiundsiebzig, befand ich mich vor Navarín, wo ich an Bord der „Drei Laternen", des Admiralsschiffes, rudern mußte. Ich sah und merkte mir, wie man damals die Gelegenheit versäumte, die ganze türkische Kriegsflotte im Hafen wegzunehmen, da alle Levantis und Janitscharen, die an Bord waren, es für gewiß hielten, daß

man ſie im Hafen ſelbſt angreifen werde, und ihr Gepäck und ihre Paſamaques, das heißt ihre Schuhe, ſchon in Bereitſchaft hielten, um ſofort zu Lande zu entfliehen, ohne ſich in einen Kampf einzulaſſen: ſo groß war die Furcht, die ſie vor unſerer Flotte hegten. Allein der Himmel fügte es anders, nicht aus Verſchulden oder Läſſigkeit des Feldherrn, der die Unſeren befehligte, ſondern um der Sünden der Chriſtenheit willen, und weil Gott will und zuläßt, daß wir ſtets Peiniger haben, uns zu züchtigen. So kam es, daß Uludſch-Alí ſich nach Modón zurückziehen konnte, einer Seeſtadt nahe bei Navarín, er ſetzte ſeine Leute ans Land, befeſtigte den Eingang zum Hafen und hielt ſich ruhig, bis der Señor Don Juan wieder abſegelte. Bei dieſer Fahrt ward eine Galeere erobert, welche den Namen „Die Priſe“ bekam, und deren Schiffshauptmann ein Enkel jenes berühmten Korſaren Barbaroſſa war. Die „Wölfin“ nahm ſie weg, das neapolitaniſche Admiralſchiff, welches jener Donnerſtrahl des Krieges befehligte, jener Vater der Soldaten, der glückliche und nie beſiegte Feldherr Don Álvaro de Bazán, Marqués de Santa Cruz. Und ich will hier nicht zu erzählen nnterlaſſen, was dabei vorging, als „Die Priſe“ zur Priſe gemacht wurde. Der Enkel Barbaroſſas war ſo grauſam und mißhandelte ſeine Gefangenen ſo arg, daß, ſowie die Ruderknechte ſahen, daß die Galeere „Wölfin“ auf das Schiff losſteuerte und es ſchon erreichte, ſie alle zu gleicher Zeit die Ruder fallen ließen, ihren Schiffshauptmann ergriffen, der auf der Brücke über Deck ſtand und ihnen zurief, ſie ſollten ſchneller rudern. Sie warfen ihn von Bank zu Bank, vom Hinterteil des Schiffs bis ans Vorderteil und verſetzten ihm ſolche Biſſe, daß, als er kaum am Hauptmaſt vorüber war, ſeine Seele ſchon hinüber in die Hölle geflogen war. So groß war, wie ich ſchon geſagt, die Grauſamkeit, mit der er ſie behandelte, und der Haß, den ſie gegen ihn hegten.

Wir segelten nach Konstantinopel zurück, und dort erfuhr man im folgenden Jahre, daß der Señor Don Juan Tunis erobert, das Königreich den Türken entrissen und in dessen Besitz den Mulei Hamet eingesetzt hatte, wodurch er dem Mulei Hamida, dem grausamsten und tapfersten Mauren, den die Welt je gesehen, die Hoffnung abschnitt, wieder auf den Thron dieses Landes zurückzukehren. Dieser Verlust ging dem Großtürken sehr nahe, und mit jener Schlauheit, die allen Gliedern seiner Familie angeboren ist, schloß er jetzt Frieden mit den Venezianern, welche ihn noch weit mehr wünschten als er selbst, und griff im folgenden Jahre vierundsiebenzig Goleta an und die große Feste, die der Señor Don Juan bei Tunis mitten im Bau unvollendet gelassen hatte. All diese Fährlichkeiten machte ich auf der Ruderbank mit, ohne Hoffnung auf eine mögliche Befreiung. Wenigstens konnte ich nicht hoffen, diese durch Loskauf zu erlangen, da ich entschlossen war, meinem Vater nichts von meinem Mißgeschick zu schreiben.

Endlich ging Goleta verloren, die neue Feste ging verloren, gegen welche Plätze fünfundsiebenzigtausend Mann türkischer Soldtruppen im Feld standen nebst mehr als viermalhunderttausend Mauren und Arabern aus ganz Afrika, welche große Anzahl Volks mit so viel Kriegsvorrat und Geschütz versehen war und so viel Schanzgräber zählte, daß sie schon mit den Händen allein genug Erdklumpen hätten werfen können, um Goleta und die neue Feste völlig zu überschütten.

Zuerst fiel Goleta, das bis dahin für unbezwinglich gegolten, und es fiel nicht durch Schuld seiner Verteidiger, die alles zur Verteidigung taten, was ihre Schuldigkeit und in ihrer Macht war, sondern weil die Erfahrung zeigte, wie leicht Laufgräben in diesem wüsten Sandboden anzulegen waren; denn während die Unsern glaubten, man stoße schon zwei Fuß tief auf Wasser, so fanden die Türken noch keins in einer Tiefe von zwei Ellen,

und ſo errichteten ſie mit Sandſäcken längs der Laufgräben ſo hohe Schanzwerke, daß ſie die Feſtungsmauern überragten, und da ſie dieſe von oben herab wie von einem Cavalier beſchoſſen, ſo konnte niemand ſtandhalten noch in der Verteidigung beharren. Es war die allgemeine Anſicht, die Unſern hätten ſich nicht in Goleta einſchließen, ſondern im offenen Felde die Landung abwarten ſollen. Allein die dieſes ſagen, urteilen aus der Ferne und mit geringer Erfahrung in ſolchen Dingen. Denn da in Goleta und in der großen Feſte kaum ſiebentauſend Soldaten waren, wie konnte eine ſo kleine Anzahl, wäre ſie auch noch ſo heldenmütig geweſen, ſich gegen die ſo große des Feindes ins offene Feld wagen und zugleich die beiden feſten Plätze beſetzt halten? Und wie kann es anders ſein, als daß eine Feſtung verloren geht, wenn ſie keinen Entſatz erhält, und vorab, wenn die Feinde ſie zahlreich und beharrlich umlagern, zumal in ihrem eigenen Lande? Indeſſen waren viele der Meinung, und ſo auch ich, daß der Himmel den Spaniern eigentlich eine beſondere Gunſt und Gnade dadurch erzeigte, daß er die Zerſtörung dieſer Werkſtätte und Herberge der Übeltaten zuließ, die der nagende Wurm, der einſaugende Schwamm, die zerfreſſende Motte war, durch welche eine unendliche Menge Geldes nutzlos aufgezehrt wurde, ohne andern Zweck, als das Angedenken daran zu bewahren, daß der unbeſiegbare Karl der Fünfte, glorreichen Angedenkens, den Platz erobert hatte; gerade als wenn, um dieſem Angedenken ewige Dauer zu verleihen, — die es ohnedies hat und haben wird, — die Notwendigkeit vorhanden wäre, daß jene Steinhaufen es aufrecht erhielten.

Auch die neue Feſte fiel. Aber die Türken konnten ſie nur Schritt für Schritt erobern, denn die Soldaten, die ſie verteidigten, kämpften ſo tapfer und heldenmütig, daß ſie in zweiundzwanzig Hauptſtürmen, die man gegen ſie unternahm, mehr als fünfundzwanzigtauſend Feinde erſchlugen. Von den drei-

hundert der Unsrigen, die am Leben blieben, fiel keiner unverwundet in ihre Hände, ein untrüglicher und augenscheinlicher Beweis, wie mutig und mannhaft sie sich gehalten, und wie gut sie die ihnen anvertrauten Plätze verteidigt und geschirmt hatten. Dann ergab sich auf Kapitulation ein kleines Festungswerk, ein Turm, der mitten im See lag und unter dem Befehl des Don Juan Zanoguera stand, eines valenzianischen Edelmanns und berühmten Kriegshelden. Die Türken nahmen Don Juan Puertocarrero gefangen, den Befehlshaber von Goleta, der alles Mögliche getan hatte, um seine Festung zu verteidigen, und dem ihr Verlust so zu Herzen ging, daß er aus Kummer auf dem Wege nach Konstantinopel starb, wohin man ihn gefangen führte. Auch der Befehlshaber der neuen Feste fiel in ihre Hand, namens Gabrio Cervellón, ein Mailänder Edelmann, ein ausgezeichneter Ingenieur und überaus tapferer Kriegsmann. In den beiden Festungen verloren viele Männer von Bedeutung das Leben, unter ihnen Pagán Doria, Ritter des Johanniterordens, von hochherziger Gesinnung, wie es die großartige Freigebigkeit bewies, die er gegen seinen Bruder übte, den berühmten Juan Andrea Doria. Was seinen Tod besonders beklagenswert machte, war, daß er durch ein paar Araber umgebracht wurde, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte, als er die Feste schon verloren sah. Sie hatten sich erboten, ihn in maurischer Tracht nach Tabarka zu bringen, was ein kleiner Hafen oder eine Niederlassung ist, die die Genuesen zur Betreibung der Korallenfischerei an jenen Gestaden besitzen. Die Araber schnitten ihm den Kopf ab und brachten ihn zu dem Befehlshaber der türkischen Flotte. Dieser aber machte an ihnen unser kastilianisches Sprichwort wahr, daß man den Verrat liebt und den Verräter haßt, und demgemäß, so wird erzählt, ließ der Befehlshaber die Leute aufknüpfen, die ihm das Geschenk brachten, weil sie ihm den Mann nicht lebend gebracht hätten.

Unter den Chriſten, die in der Feſte in Gefangenſchaft gerieten, war einer namens Don Pedro de Aguilar; gebürtig aus ich weiß nicht welchem Ort in Andaluſien, welcher Unterbefehlshaber in der Feſte geweſen, ein Kriegsmann von großer Bedeutung und ſeltenem Geiſte; namentlich leiſtete er Vorzügliches in der Schreibart, die die poetiſche genannt wird. Ich hebe dies hervor, weil ſein Schickſal ihn auf meine Galeere und auf meine Ruderbank führte und in den Sklavendienſt unter demſelben Herrn wie ich. Noch ehe wir aus jenem Hafen abſegelten, dichtete dieſer Edelmann zwei Sonette in der Art eines Nachrufs, das eine auf Goleta und das andre auf die neue Feſte; und in der Tat, ich muß ſie euch vortragen, denn ich weiß ſie auswendig und glaube, ſie werden eher Vergnügen als Langeweile verurſachen.

Im Augenblick, wo der Maurenſklave Don Pedro de Aguilars Namen ausſprach, blickte Don Fernando ſeine Begleiter an, und alle drei lächelten; und als er an die Erwähnung der Sonette kam, ſagte der eine: Bevor Ihr weiter geht, bitte ich Euch, mir zu ſagen, was aus dem Don Pedro de Aguilar, den Ihr genannt habt, geworden iſt.

Was ich weiß, ſagte der Sklave, iſt nur, daß er nach Verlauf von zwei Jahren, die er in Konſtantinopel zubrachte, in der Tracht eines Arnauten mit einem griechiſchen Spion entfloh. Ich habe nicht in Erfahrung gebracht, ob er ſeine Freiheit erlangt hat, wiewohl ich es allerdings glaube. Denn ein Jahr ſpäter ſah ich den Griechen in Konſtantinopel, konnte ihn aber nicht nach dem Ausgang ihres Unternehmens fragen.

Der iſt ſo geweſen, verſetzte der Edelmann: Dieſer Don Pedro iſt mein Bruder, und wohnt jetzt in unſerer Heimat in Wohlbefinden und Reichtum, iſt verheiratet und hat drei Kinder.

Gott ſei gedankt, ſprach der Sklave, für all die Gnade, die er ihm erwieſen; denn nach meiner Meinung gibt es auf Erden

kein Glück, das dem Wiedergewinn der verlorenen Freiheit sich vergleichen ließe.

Übrigens, sprach der Edelmann, kenne ich auch die beiden Sonette, die mein Bruder verfaßt hat.

So mögt Ihr denn selbst sie mitteilen, sprach der Sklave; Ihr werdet sie jedenfalls besser als ich vortragen.

Mit Vergnügen, erwiderte der Edelmann.

Das Sonett auf Goleta lautete folgendermaßen.

Vierzigstes Kapitel,

worin die Geschichte des Sklaven fortgesetzt wird.

Sonett.

Ihr sel'gen Geister, ihr vom Staubgewande
Befreit, weil ihr gewirkt fürs Rechte, Gute,
Schwangt euch vom Erdenweh, das auf euch ruhte,
Zum besten, höchsten Heil der Himmelslande.

Ihr habt des Körpers Kraft gesetzt zum Pfande
Für wahre Ehr', ihr habt in hohem Mute
Gefärbt mit eignem und mit fremdem Blute
Das tiefe Meer, den Sand am Dünenstrande.

Denn eher als der Mut schwand euch das Leben,
Ihr müden Kämpfer, und die Welt verleiht euch,
Ob ihr besiegt auch seid, des Sieges Krone.

Und dieser Tod, dem ihr euch preisgegeben
Hier zwischen Wall und Feindesschwert, er weiht euch
Dem Ruhm hienieden, dort dem ew'gen Lohne.

Gerade so weiß ich es auswendig, sagte der Sklave.

Und das Sonett auf die neue Feste, wenn ich mich recht entsinne, sprach der Edelmann, lautet so:

Sonett.

Von dieſem Strand, den Feinde ganz zertraten,
Aus dieſen Türmen, die zertrümmert liegen,
Da ſind zum ew'gen Leben aufgeſtiegen
Die frommen Seelen ſpaniſcher Soldaten.

Dreitauſend waren's, die zu Heldentaten
Den Arm geübt, die nimmer laß in Kriegen,
Bis daß die kleine Schar, erſchöpft vom Siegen,
Erlag, von eigner Schwäche jetzt verraten.

Dies iſt der Boden, dem es ward zum Loſe,
Zu bergen tauſend Schmerzerinnerungen,
So in der Vorzeit wie in neuſten Jahren.

Doch haben nie aus ſeinem harten Schoße
Sich frömmre Seelen himmelwärts geſchwungen,
Nie trug er Leiber, die ſo tapfer waren.

Die Sonette mißfielen nicht. Der Sklave freute ſich über die guten Nachrichten, die man ihm von ſeinem Leidensgefährten mitteilte, und fuhr folgendermaßen in ſeiner Erzählung fort:

Nachdem alſo Goleta und die Feſte eingenommen waren, trafen die Türken Anſtalt, Goleta zu ſchleifen; denn die Feſte war ſo zugerichtet, daß nichts mehr niederzureißen übrig war. Und um es mit mehr Beſchleunigung und weniger Bemühen zu bewerkſtelligen, unterminierten ſie den Platz von drei Seiten. Allein mit keinem ihrer Minengänge vermochten ſie das in die Luft zu ſprengen, was als der am mindeſten ſtarke Teil gegolten hatte, nämlich die alten Mauern; und alles, was von den neuen Feſtungswerken übrig war, die das „Kloſterpfäfflein" erbaut hatte, ſtürzte mit größter Leichtigkeit zu Boden.

Endlich kehrte die Flotte triumphierend und ſiegreich nach Konſtantinopel zurück, und wenige Monate darauf ſtarb Uludſch-Ali, mein Herr, den man Uludſch-Ali Fartach nannte, was

in türkischer Sprache den grindigen Renegaten bedeutet, denn das war er, und, so ist es Sitte unter den Türken: sie bekommen Beinamen nach irgend einem Körperfehler, den sie an sich tragen, oder nach einer guten Eigenschaft, die sich an ihnen findet. Und das geschieht darum, weil es unter ihnen nur vier Familiennamen gibt, welche Geschlechtern eigen sind, die von dem Hause Osman abstammen. Die übrigen erhalten ihren Namen und Beinamen bald von den Gebrechen des Körpers, bald von den Vorzügen des Geistes. Dieser Grindkopf diente auf der Ruderbank vierzehn Jahre lang als Sklave des Großherrn, und im Alter von mehr als vierunddreißig Jahren nahm er den Islam an, aus Ärger darüber, daß ein Türke ihm, während er am Ruder saß, einen Backenstreich versetzte, und, um sich rächen zu können, fiel er von seinem Glauben ab. Er war ein so tapferer Held, daß er, ohne sich der schimpflichen Mittel und Wege zu bedienen, durch welche die meisten Günstlinge des Großtürken emporsteigen, König von Algier wurde und dann Oberbefehlshaber zur See, was die dritthöchste Würde in jenem Reich ist. Er war ein Kalabrese von Geburt, und vom moralischen Standpunkte aus war er ein braver Mann und behandelte seine Sklaven, deren er zuletzt dreitausend hatte, sehr menschlich. Diese wurden, wie er es in seinem Testamente hinterließ, nach seinem Tode zwischen seinen Renegaten und dem Großherrn verteilt, welcher bei allen Sterbefällen als Sohn und Erbe angesehen wird und mit den übrigen Söhnen des Verstorbenen in gleiche Teile geht.

Ich fiel einem venezianischen Renegaten zu, der, als er noch Schiffsjunge war, in die Gefangenschaft Uludsch-Alis geriet, und dieser hatte ihn so gern, daß er ihm unter seinen jungen Leuten am meisten Gunst erwies. Aber es wurde aus ihm der grausamste Renegat, den man jemals gesehen. Er hieß Hassán Agá, gelangte zu großem Reichtum und wurde König von

Algier. Dorthin fuhr ich mit ihm von Konſtantinopel, und da ich mich nun ſo nahe bei Spanien befand, war ich ganz vergnügt. Nicht als ob ich daran gedacht hätte, jemandem über mein Unglück zu ſchreiben, ſondern weil ich erproben wollte, ob mir das Schickſal in Algier günſtiger wäre als in Konſtantinopel, wo ich mich ſchon mit Fluchtverſuchen der verſchiedenſten Art abgegeben hatte, ohne daß ſich einer zweckmäßig oder erfolgreich bewährte. In Algier dachte ich andre Mittel zu finden, um das ſo ſehr erſehnte Ziel zu erreichen, denn nie verließ mich die Hoffnung, meine Freiheit zu erlangen. Und wenn bei den Plänen, die ich ausdachte, anlegte und ins Werk ſetzte, der Erfolg den Abſichten nicht entſprach, ſo verzagte ich darum nicht, ſondern erſann und ſuchte mir eine andre Hoffnung, um mich aufrecht zu halten, wenn ſie auch nur ſchwach und unfruchtbar war. Hiermit brachte ich meine Tage hin, eingeſperrt in ein Gefängnis oder Haus, welches die Türken Baño nennen, wo ſie die chriſtlichen Sklaven einſperren, ſowohl die des Königs und einiger Privatperſonen, als auch die des „Lagerhauſes“, was ſoviel bedeutet als die Sklaven des Gemeinderats, welche von der Stadt zur Ausführung der öffentlichen Arbeiten und zu andern Verrichtungen gebraucht werden. Dieſen letzteren Sklaven wird es ſehr ſchwer, ihre Freiheit zu erlangen. Denn da ſie der Gemeinde angehören und keinen eigenen Herrn haben, ſo iſt niemand vorhanden, mit dem man über ihren Loskauf unterhandeln könnte, ſelbſt wenn ſie das Geld dazu hätten. In dieſe Baños, wie ſchon bemerkt, pflegen einige Privatleute aus der Stadt ihre Sklaven zu bringen, beſonders ſolche, die freigekauft werden ſollen; denn an dieſem Ort ſind ſie bequem und ſicher aufgehoben, bis das Löſegeld eintrifft. Auch die Sklaven des Königs, die freigekauft werden ſollen, gehen nicht mit der übrigen Mannſchaft zur öffentlichen Arbeit, außer wenn ihr Löſegeld zu lange ausbleibt; denn alsdann

läßt man sie, um sie zu nötigen, desto dringender nach dem Gelde zu schreiben, arbeiten und mit den andern nach Holz gehen, was eine nicht geringe Mühsal ist.

Ich war nun einer von denen, deren Loskauf für sicher galt. Da man nämlich wußte, daß ich Hauptmann war, so half es mir nichts, daß ich mein Unvermögen und meine Armut schilderte, und hinderte nicht, daß ich unter die Zahl derer gesetzt wurde, deren Loskauf in Aussicht stand. Man legte mir eine Kette an, mehr zum Zeichen, daß ich zum Loskauf bestimmt sei, als um mich damit sicherer festzuhalten; und so lebte ich in diesem Baño mit vielen anderen Edelleuten und vornehmen Herren, die zur Auslösung bestimmt waren oder für vermögend dazu gehalten wurden. Und obschon wir von Hunger und Blöße häufig, ja fast beständig zu leiden hatten, so litten wir doch am meisten darunter, daß wir jeden Augenlick die nie erhörten und nie gesehenen Grausamkeiten hören und sehen mußten, die mein Herr gegen die Christen verübte. Er ließ jeden Tag seinen Mann aufknüpfen, ließ den einen pfählen, dem andern die Ohren abschneiden, und dies aus so geringfügigem Grunde oder so gänzlich ohne Grund, daß sogar die Türken einsahen, er tue es nur, um es zu tun, und weil er von Natur dazu angelegt war, der Schlächter des ganzen Menschengeschlechtes zu sein.

Nur ein einziger Soldat kam gut mit ihm aus, ein gewisser von Saavedra. Obschon dieser vieles gewagt hatte, was lange Jahre im Angedenken der Leute dort leben wird, und alles nur, um seine Freiheit zu erringen, so gab der Herr ihm nie einen Schlag und ließ ihm nie einen geben, noch sagte er ihm je ein böses Wort. Und schon für den geringsten all der Streiche, die er verübte, fürchteten wir, er werde gepfählt werden, und er selbst fürchtete es mehr als einmal. Wenn ich es nicht unterlassen müßte, weil die Zeit es nicht vergönnt, würde

ich ſofort einiges davon erzählen, was jener Soldat getan, und es wäre dies imſtande, euch beſſer zu unterhalten und in größere Verwunderung zu ſetzen als die Darſtellung meiner Geſchichte.

Ich berichte alſo weiter: Auf unſern Gefängnishof gingen von oben her die Fenſter des Hauſes eines reichen und vornehmen Mauren, welche, wie bei dieſem Volke bräuchlich, eher Gucklöcher als Fenſter waren, und ſelbſt dieſe waren mit engen, dichten Gittern verdeckt. Es geſchah nun, daß eines Tages ich und drei Gefährten, auf einer mit Erde beworfenen Altane unſeres Gefängniſſes, uns zum Zeitvertreib darin verſuchten, mit den Ketten zu ſpringen; wir waren allein, denn die andern Chriſten waren alle hinaus zur Arbeit. Da erhub ich zufällig die Augen und ſah, daß aus jenen vergitterten Fenſterchen, die ich erwähnte, ein Rohrſtab zum Vorſchein kam, an deſſen Ende ein Linnentuch geknüpft war, und der Stab ſchwankte und bewegte ſich hin und her, als wolle er ein Zeichen geben, wir ſollten uns nähern und ihn in Empfang nehmen. Wir überlegten uns die Sache, und einer meiner Genoſſen ging hin und ſtellte ſich unter den Rohrſtab, um zu ſehen, ob man ihn fallen laſſe, oder was ſonſt damit geſchehen möchte. Aber ſobald er hinzutrat, wurde der Stab aufwärts gezogen und nach beiden Seiten hin bewegt, gerade als ob man mit dem Kopfe Nein geſchüttelt hätte. Der Chriſt ging zurück, und der Stab wurde wieder geſenkt und machte dieſelben Bewegungen wie vorher. Ein anderer von meinen Gefährten ging hin, und es geſchah ihm dasſelbe wie dem erſten. Endlich ging der dritte hin, und es ging ihm wie dem erſten und zweiten. Als ich dies ſah, wollte ich nicht unterlaſſen, ebenfalls mein Glück zu verſuchen, und ſowie ich mich näherte und mich unter den Rohrſtock ſtellte, ließ man ihn fallen, und er fiel zu meinen Füßen mitten in den Baño. Ich eilte ſogleich, das Tuch loszubinden, und ſah einen Knoten daran, und in demſelben befanden ſich

zehn Cianis. Es sind dies Münzen von geringhaltigem Golde, die bei den Mauren im Umlauf sind, jeder im Wert von zehn Realen unseres Geldes. Ob ich mich mit dem Fund freute, brauche ich wohl nicht zu sagen. Jedenfalls war meine Freude so groß wie meine Verwunderung, wenn ich nachdachte, woher dies Glück uns kommen konnte oder vielmehr mir. Denn der Umstand, daß man den Rohrstab keinem als mir herunter werfen wollte, war ein Zeichen, das deutlich erwies, daß mir allein die Wohltat zugedacht war.

Ich nahm mein schönes Geld, zerbrach den Stab in Stücke, kehrte auf die Altane zurück, blickte nach dem Fenster und sah daraus eine weiße Hand zum Vorschein kommen, die das Fenster öffnete und rasch wieder schloß. Hieraus folgerten wir oder vermuteten wenigstens, es müsse ein Weib, das in diesem Haus wohne, uns die Wohltat erwiesen haben. Und zum Zeichen unsrer Dankbarkeit dafür machten wir Salemas nach maurischem Brauch, indem wir das Haupt neigten, den Körper vorwärts bogen und die Arme über der Brust kreuzten. Kurz darauf hielt man ein kleines aus Stäbchen verfertigtes Kreuz zum Fenster hinaus und zog es gleich wieder zurück. Dieses Zeichen bestärkte uns in der Meinung, es müsse sich eine Christin in diesem Hause als Sklavin befinden, und sie sei es, die uns die Wohltat erwiesen habe. Aber das schneeige Weiß ihrer Hand und die Spangen, die wir an dieser sahen, ließen alsbald diese Vermutung als nichtig erscheinen, wiewohl wir uns nunmehr dem Gedanken hingaben, es müsse eine von ihrem Glauben abgefallene Christin sein. Solche nehmen ihre eigenen Herren häufig zu rechtmäßigen Ehefrauen und erachten dies sogar für ein Glück, weil geborene Christinnen bei ihnen in höherer Achtung stehen als die Weiber aus ihrer eigenen Nation. Indessen bei all unseren Mutmaßungen trafen wir weitab von der Wirklichkeit.

Von da an beſtand unſre ganze Unterhaltung darin, nach dem Fenſter zu blicken und es als unſern Glückspol zu betrachten, dies Fenſter, wo uns der Stern des Rohrſtabes erſchienen war. Allein es vergingen volle vierzehn Tage, daß wir ihn nicht zu Geſicht bekamen und ebenſowenig die Hand noch ſonſt ein Zeichen. Und obwohl wir während dieſer Zeit uns mit allem Eifer bemühten zu erfahren, wer in jenem Haus wohne, und ob etwa in demſelben eine zum Islam übergetretene Chriſtin weile, fanden wir niemand, der uns etwas andres ſagte, als daß in dem Hauſe ein reicher und vornehmer Maure lebte, Namens Hadſchi Murad, welcher Befehlshaber der Feſtung Pata geweſen war, was bei ihnen ein hochangeſehenes Amt iſt. Aber wie wir uns deſſen am wenigſten verſahen, daß es dort wieder Cianis regnen würde, ſahen wir unvermutet den Rohrſtab zum Vorſchein kommen und ein andres Linnentuch daran mit einem dickeren Knoten; und es geſchah dies zur Zeit, wo das Baño, gerade wie das letztemal, einſam und menſchenleer war. Wir wiederholten den früheren Verſuch, indem von uns, den nämlichen vieren, die zugegen waren, jeder früher als ich herzutrat. Aber keinem als mir ward der Stab zuteil, denn erſt als ich mich näherte, ließ man ihn fallen. Ich löſte den Knoten und fand darin vierzig ſpaniſche Goldtaler, einen Brief in arabiſcher Sprache geſchrieben und unter der Schrift ein großes Kreuz gezeichnet. Ich küßte das Kreuz, nahm die Taler und kehrte auf die Altane zurück. Wir machten alle unſre Salemas, die Hand zeigte ſich abermals, ich deutete durch Zeichen an, daß ich den Brief leſen würde; das Fenſter ſchloß ſich.

Wir ſtanden alle da in Staunen und Freude ob des Vorfalls, und da keiner von uns Arabiſch verſtand, ſo war zwar unſer Verlangen groß, den Inhalt des Briefes zu erfahren, aber noch größer die Schwierigkeit, jemand zu finden, um ihn uns vorzuleſen. Endlich kam ich zu dem Entſchluß, mich einem

Renegaten aus Murcia anzuvertrauen, der sich stets für einen treuen Freund von mir erklärt und mir im Stillen hinreichende Unterpfänder gegeben hatte, um genötigt zu sein, jedes Geheimnis treu zu wahren, das ich ihm anvertrauen würde. Manche Renegaten nämlich pflegen, wenn sie die Absicht haben, in ein christliches Land zurückzukehren, Bescheinigungen vornehmer Gefangenen bei sich zu tragen, worin die letztern in bestmöglicher Form bezeugen, daß der fragliche Renegat ein rechtschaffener Mann sei und den Christen immer Gutes erwiesen habe und den Wunsch hege, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit zu entweichen. Es gibt unter ihnen einige, die sich diese Bescheinigungen in redlicher Absicht verschaffen, andre aber bedienen sich derselben nur für Zufälligkeiten und aus Berechnung. Denn wenn sie gekommen sind, um ein Christenland zu plündern, und etwa Schiffbruch erleiden oder in Gefangenschaft geraten, so ziehen sie ihre Bescheinigungen hervor und sagen, man werde aus diesen Papieren ersehen, in welcher Absicht sie gekommen seien, nämlich im Christenlande zu bleiben, und deshalb seien sie mit den türkischen Kreuzern auf die Fahrt gegangen. Damit retten sie sich vor dem ersten Ungestüm der Gegner. Dann versöhnen sie sich mit der Kirche, ohne daß ihnen etwas Unangenehmes geschieht, und wenn sie nachher die Gelegenheit ersehen, kehren sie nach der Barbarei zurück und werden wieder, was sie vorher waren.

Andre gibt es, die solche Papiere in redlicher Absicht sich verschaffen und benutzen und im Christenlande bleiben. Nun war mein Freund einer dieser letzteren Renegaten. Er besaß Bescheinungen von allen unsern Gefährten, worin wir ihn aufs beste empfahlen; und hätten die Mauren diese Papiere bei ihm gefunden, so hätten sie ihn lebendig verbrannt. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß er sehr gut Arabisch verstand und es nicht nur sprechen, sondern auch schreiben konnte. Aber ehe ich

mich ihm ganz entdeckte, erſuchte ich ihn, mir das Papier zu leſen, welches ich zufällig in einem Mauerloch meiner Schlafſtelle gefunden hätte. Er öffnete es und war eine Zeitlang damit beſchäftigt, es durchzuſehen und den Sinn herauszubringen, wobei er unverſtändlich vor ſich hin murmelte. Ich fragte ihn, ob er es verſtehe. Er antwortete mir: ſehr gut, und wenn ich wünſche, daß er es mir Wort für Wort überſetze, ſo möchte ich ihm Tinte und Feder geben, damit er die Arbeit beſſer machen könne. Wir gaben ihm auf der Stelle, was er verlangte, er ging langſam und bedächtig ans Überſetzen, und als er fertig war, ſprach er: Was hier auf ſpaniſch zu leſen iſt, das ſteht alles in dieſem mauriſchen Briefe, ohne daß ein Buchſtabe daran fehlt, und es iſt zu bemerken, daß überall wo ſteht: Lela Marién, dies ſo viel heißt als Unſere Liebe Frau, die Jungfrau Maria.

Wir laſen den Brief, und er lautete ſo: „Als ich noch ein Kind war, hatte mein Vater eine Sklavin, welche mich die chriſtliche Salá (Gebet) in meiner Mutterſprache lehrte und mir vieles von Lela Marién ſagte. Die Chriſtin iſt geſtorben und iſt nicht ins ewige Feuer gekommen, ſondern zu Allah, denn ſie iſt mir ſeitdem zweimal erſchienen, und ſie ſagte mir, ich möchte in ein Chriſtenland gehen, um Lela Mariéns Anblick zu genießen, welche mich ſehr lieb habe. Ich weiß nicht, wie ich hinkommen ſoll. Ich habe aus dieſem Fenſter viele Chriſten geſehen, aber keiner ſchien mir ein Edelmann als du allein. Ich bin ſehr ſchön und jung und habe vieles Geld zum Mitnehmen. Sieh zu, ob du ein Mittel findeſt, wie wir fort können, und dorten ſollſt du mein Ehemann werden, wenn du willſt. Willſt du aber nicht, ſo macht es mir nichts aus, denn Lela Marién wird mir ſchon einen verſchaffen, um mich mit ihm zu vermählen. Ich habe dies geſchrieben; erwäge ſorgſam, wem du es zu leſen gibſt. Verlaß dich auf keinen Mauren, denn ſie ſind alle Schur-

ken. Darob habe ich große Bekümmernis, weil ich wünschte, du möchtest dich keinem entdecken; denn wenn mein Vater es erfährt, wird er mich gleich in einen Brunnen werfen und mich mit Steinen verschütten. An den Rohrstab werde ich einen Faden knüpfen, daran binde deine Antwort; und wenn du keinen hast, der sie dir auf arabisch niederschreibt, so sage mir alles durch Zeichen; Lela Marién wird schaffen, daß ich dich verstehe. Sie und Allah mögen dich behüten, so auch dieses Kreuz, welches ich vielmals küsse, denn so lehrte mich's die Sklavin."

Nun erwägt, meine Herren und Damen, ob wir Gründe hatten, uns gründlich zu freuen und uns höchlich zu verwundern ob der Mitteilungen dieses Briefes. Und in der Tat, beides geschah in so lebhafter Weise, daß der Renegat klar ersah, nicht zufällig sei der Brief gefunden, sondern in Wirklichkeit einem von uns geschrieben worden. Er bat uns demnach, wenn seine Vermutung gegründet sei, möchten wir uns ihm anvertrauen und ihm alles mitteilen; denn er werde sein Leben an unsre Befreiung setzen. Und dies sagend, zog er aus dem Busen ein metallenes Kruzifix und schwur mit reichlichen Tränen bei dem Gott, den dieses Bildnis vorstelle, und an den er, obschon ein Sünder und Missetäter, aufrichtig und fest glaube, uns in allem, was wir ihm nur immer entdecken wollten, Treue und Verschwiegenheit zu bewahren. Denn es bedünke ihn, ja er ahne, daß die Schreiberin dieses Briefes das Werkzeug sein werde, ihm und uns allen die Freiheit zu verschaffen, ihn aber insbesondere an das Ziel zu bringen, das er zumeist ersehne, nämlich in den Schoß der heiligen Mutter Kirche zurückzukehren, von welcher er durch seine Unerfahrenheit und Sündhaftigkeit wie ein faules Glied abgetrennt und geschieden sei. Unter so viel Tränen und Zeichen so tiefer Reue sagte dies der Renegat, daß wir alle einmütigen Sinnes beschlossen, ihm die volle Wahrheit zu offenbaren, und so gaben wir ihm ausführlichen Bericht,

ohne ihm das Geringſte zu verſchweigen. Wir zeigten ihm das Fenſterchen, aus welchem der Rohrſtab zum Vorſchein kam; er merkte ſich von hier aus das Haus und nahm ſich vor, mit größter Befliſſenheit Erkundigung einzuziehen, wer darin wohne. Auch kamen wir überein, daß es angemeſſen ſei, den Brief der Maurin zu beantworten, und da wir in ihm den Mann hatten, der dazu imſtande war, ſo ſchrieb der Renegat auf der Stelle nieder, was ich ihm angab. Es waren genau die Worte, die ich euch ſagen werde, denn von allem Weſentlichen, was mir im Verlauf dieſer Geſchichte begegnete, iſt nichts meinem Gedächtnis entſchwunden und wird ihm nichts entſchwinden, ſolange ich des Lebens genieße. Was alſo der Maurin zur Antwort wurde, war das Folgende:

„Der wahre Allah behüte dich und jene gebenedeite Lela Marién, welche die wahre Mutter Gottes und die nämliche iſt, die es dir ins Herz gelegt, nach chriſtlichen Landen zu ziehen, weil ſie dich innig liebt. Bitte du ſie, ſie wolle dir gnädigſt eingeben, wie du ins Werk ſetzen mögeſt, was ſie dir gebeut; ſie iſt ſo voller Güte, daß ſie es gewiß tun wird. Meinerſeits, wie von ſeiten all der Chriſten, die ſich mit mir hier befinden, biete ich dir an, alles was in unſern Kräften ſteht, für dich zu tun, und ſollte es das Leben koſten. Unterlaß nicht, zu ſchreiben und mir Nachricht zu geben, was du zu tun gedenkſt. Ich werde dir ſtets antworten, denn der große Allah hat uns einen Chriſtenſklaven zur Seite gegeben, der deine Sprache ſo gut ſpricht und ſchreibt, wie du aus dieſem Briefe erſehen wirſt. So kannſt du uns denn ohne Beſorgnis von allem, was du willſt, Kunde geben. Auf deine Äußerung: wenn du in Chriſtenlande gelangteſt, müßteſt du mein Weib werden, — das verſpreche ich dir als ein guter Chriſt, und wiſſe, daß die Chriſten ihre Verſprechungen beſſer halten als die Mauren. Allah und Marién, ſeine Mutter, mögen dich in ihre Hut nehmen, meine Herrin.“

Nachdem ich diesen Brief geschrieben und verschlossen hatte, wartete ich zwei Tage, bis das Baño menschenleer war, wie so häufig, und alsdann begab ich mich sogleich zum gewohnten Gang auf die Altane, um zu sehen, ob der Rohrstab zum Vorschein komme; und wirklich zögerte er nicht lange sich zu zeigen. Sowie ich ihn erblickte, obschon ich nicht sehen konnte, wer ihn heraushielt, zeigte ich den Brief, womit ich zu verstehen geben wollte, man sollte den Faden daran befestigen; aber er hing bereits am Stabe herab, und ich band den Brief an den Faden. Bald darauf erschien aufs neue unser Stern mit dem weißen Friedensbanner des Bündelchens. Man ließ es herunterfallen, ich hob es auf und fand in dem Tuche mehr als fünfzig Taler an silberner und goldener Münze von aller Art, welche mehr als fünfzigmal unsre Freude verdoppelten und unsre Freiheitshoffnung kräftigten.

Am nämlichen Abend kam der Renegat wieder und sagte uns, er habe erfahren, daß in diesem Haus der nämliche Maure wohne, von welchem man uns schon gesagt hatte, daß er Hadschi Murad heiße, ein außerordentlich reicher Mann. Derselbe besitze eine einzige Tochter, die Erbin seines ganzen Vermögens, und der allgemeine Ruf in der ganzen Stadt erkläre sie für das schönste Weib in der Berberei. Viele von den hierherkommenden Unterkönigen hätten sie zur Ehefrau begehrt; sie hätte sich aber niemals verheiraten wollen. Auch habe er gehört, daß sie eine Christensklavin gehabt, diese sei jedoch schon gestorben. Dies alles stimmte mit dem Inhalt des Briefes überein.

Wir traten sogleich mit dem Renegaten in Beratung darüber, welches Verfahren einzuschlagen sei, damit wir die Maurin entführen und selber alle auf christliches Gebiet entkommen könnten, und endlich einigten wir uns für jetzt dahin, eine zweite Nachricht von Zoraida abzuwarten, so nämlich hieß sie, die sich jetzt Maria nennen will. Denn wir sahen ein, daß sie allein und

niemand ſonſt imſtande ſei, uns die Beſiegung all dieſer Schwierigkeiten zu ermöglichen. Nachdem wir alle ſo übereingekommen, ſagte der Renegat, wir möchten unbeſorgt ſein, er wolle ſein Leben daran ſetzen, um uns die Freiheit zu verſchaffen.

Vier Tage hindurch war das Baño voller Leute, was der Grund war, daß vier Tage lang der Rohrſtab ſich nicht ſehen ließ. Nach Verlauf derſelben kam er während der gewohnten Einſamkeit des Baños wieder zum Vorſchein, mit einem Bündel, das ſo ſchwangeren Leibes war, daß es uns eine höchſt glückliche Geburt verhieß. Zu mir, wie früher, neigte ſich der Rohrſtab und das Bündel hernieder. Ich fand darin wieder einen Brief und hundert Goldtaler ohne irgend eine andre Münze. Der Renegat war in der Nähe; wir begaben uns in unſer Gefängnis, da ließen wir ihn den Brief leſen, und nach Angabe des Renegaten lautete er folgendermaßen:

„Ich weiß nicht, mein Gebieter, wie ich es anfangen ſoll, daß wir nach Spanien gelangen; auch hat Lela Marién mir es nicht geſagt, obſchon ich ſie darum befragt habe. Was geſchehen kann, iſt, daß ich Euch aus dieſem Fenſter möglichſt viel Goldſtücke zuwerfe, damit könnt Ihr Euch und Eure Freunde loskaufen. Und einer ſoll nach einem Chriſtenlande gehen und dort eine Barke kaufen und zurückkehren, um die andern abzuholen. Mich wird man im Garten meines Vaters finden, der vor dem Tore Babazón nahe an der See liegt, wo ich dieſen ganzen Sommer mit meinem Vater und meinen Dienern zubringen werde. Von dort könnt Ihr mich nachts ohne Gefahr entführen und nach der Barke bringen. Und beachte wohl, daß du mein Gemahl werden ſollſt; wo nicht, werde ich zu Marién bitten, daß ſie dich beſtraft. Wenn du zu keinem das Vertrauen haſt, daß er den Ankauf der Barke beſorge, ſo kaufe dich los und beſorge es ſelbſt. Denn ich weiß, du wirſt ſicherer als jeder

andre zurückkehren, da du ein Edelmann und Christ bist. Sorge dafür, daß du den Garten erfährst, und sobald du wieder hier auf und ab wandelst, werde ich daraus ersehen, daß das Baño leer ist, und werde dir viel Geld geben. Allah behüte dich, mein Gebieter."

Dieses stand im zweiten Briefe, dieses war sein Inhalt, und kaum hatten alle es vernommen, als ein jeder sich dazu drängte und erbot, zum Loskauf erlesen zu werden und hinzuziehen und mit aller Pünktlichkeit wiederzukehren verhieß. Auch ich erbot mich dazu. Allein der Renegat widersetzte sich allen derartigen Vorschlägen, indem er bemerkte, unter keiner Bedingung würde er darein willigen, daß einer frei werde, bis alle zusammen von dannen ziehen könnten; denn die Erfahrung habe ihn belehrt, wie schlecht die Freigewordenen ihr in der Gefangenschaft gegebenes Wort hielten. Oft hätten vornehme Personen unter den Gefangenen dieses Mittel angewendet, indem sie einen loskauften, damit er nach Valencia oder Mallorca gehe, mit hinreichendem Geld versehen, um eine Barke auszurüsten und die abzuholen, die ihn losgekauft hatten; und nie seien die so Ausgesendeten zurückgekehrt, denn die erlangte Freiheit und die Furcht sie wieder zu verlieren, löschten ihnen jede dankbare Verpflichtung aus dem Gedächtnis. Und zur Bekräftigung seiner Behauptung erzählte er uns in aller Kürze einen Fall, der sich gerade um diese Zeit mit christlichen Edelleuten zugetragen, den seltsamsten Fall, der je in diesen Landen vorgekommen, wo doch jeden Augenblick die staunenswertesten und wundersamsten Dinge sich ereignen. Endlich rückte er mit dem Rate heraus: was man tun könne und solle, bestehe darin, das Geld, das man zum Loskauf eines Christen hatte verwenden wollen, ihm zu geben, um dort in Algier eine Barke anzuschaffen, unter dem Vorwand, daß er Kaufmann werden und zu Tetuan und an der ganzen Küste Handel treiben wolle, und wenn er

einmal Herr der Barke ſei, ſo falle es leicht, einen Plan zu entwerfen, wie man ſie aus dem Baño entführen und alle zu Schiff bringen könne; zumal wenn die Maurin, wie ſie ſage, Geld gebe, um ſie alle loszukaufen. Denn ſobald ſie frei ſeien, würde es das leichteſte Ding von der Welt ſein, ſich ſogar mitten am Tage einzuſchiffen. Die größte Schwierigkeit indeſſen, die ſich zeige, beſtehe darin, daß die Mauren nicht geſtatten, daß ein Renegat ein Schiff kaufe oder beſitze, ausgenommen ein großes Fahrzeug, um auf Kaperei zu kreuzen. Denn ſie fürchten, daß wer eine Barke kauft, beſonders wenn es ein Spanier iſt ſie nur zu dem Zweck haben will, um nach chriſtlichem Gebiet zu entkommen. Er aber werde dieſem Übelſtand dadurch abhelfen, daß er einen Tagariniſchen Mauren veranlaſſe, ſich mit ihm am Eigentum der Barke und am Gewinn des Handels zu beteiligen, und unter dieſem Deckmantel würde er doch zuletzt allein der Herr des Schiffes ſein, womit er alles übrige ſchon für ausgeführt erachte.

Obwohl es nun mir und meinen Gefährten beſſer ſchien, jemanden nach Mallorca zu ſenden, um dort, wie es die Maurin gewünſcht, eine Barke zu holen, ſo wagten wir ihm doch nicht zu widerſprechen, da wir fürchteten, wenn wir ſeinen Vorſchlag ablehnten, könne er unſer Geheimnis verraten und uns gar in Gefahr bringen, das Leben zu verlieren, falls er den Verkehr mit Zoraida offenbarte, für deren Leben wir alle das unſre gegeben hätten. So beſchloſſen wir denn, uns der Hand Gottes und des Renegaten anheimzugeben, und im nämlichen Augenblick antworteten wir auch Zoraida, wir würden alles tun, was ſie anrate, denn ſie habe ſo gute Vorſchläge gemacht, als hätte Lela Marién es ihr eingegeben, und von ihr allein hänge es jetzt ab, die Sache zu verſchieben oder ſie ſogleich ins Werk zu ſetzen. Ich erbot mich ihr aufs neue, ihr Gemahl zu werden, und hierauf gab ſie uns am folgenden Tage, wo das Baño zu-

fällig menschenleer war, in verschiedenen Sendungen mit Hilfe des Rohrstabs und des Tüchleins, zweitausend Goldtaler und dabei einen Brief, worin sie sagte, am nächsten Dschumá, das heißt Freitag, werde sie in den Garten ihres Vaters hinausziehen, und bevor sie dahin gehe, werde sie uns noch mehr Geld geben. Wenn das nicht hinreichend sei, so möchten wir es ihr mitteilen, und sie würde uns geben, so viel wir von ihr verlangten; ihr Vater sei so reich, daß er es nicht vermissen werde, um so mehr da sie die Schlüssel zu allem habe.

Wir gaben dem Renegaten sogleich fünfhundert Goldtaler, um die Barke zu kaufen; mit achthundert verschaffte ich mir selbst meine Freiheit, indem ich das Geld einem valencianischen Kaufmanne gab, der sich um diese Zeit in Algier befand und mich vom Könige loskaufte. Er sagte gut für mich und setzte sein Wort zum Pfande, daß er bei der Ankunft des nächsten Schiffes aus Valencia mein Lösegeld bezahlen werde. Denn hätte er das Geld auf der Stelle gegeben, so hätte dies beim Könige den Verdacht erweckt, daß mein Lösegeld sich schon seit langer Zeit in Algier befinde und der Kaufmann es geheim gehalten habe, um Geschäfte damit zu machen. Kurz, mein Herr war so voller Ränke und Kniffe, daß ich unter keiner Bedingung es wagen mochte, ihn das Geld sofort einstecken zu lassen.

Am Donnerstag vor dem Freitag, wo die schöne Zoraida den Garten beziehen sollte, gab sie uns wiederum tausend Goldtaler, benachrichtigte uns von ihrer Übersiedelung und bat mich, sobald ich mich loskaufe, solle ich den Garten ihres Vaters erkunden und jedenfalls Gelegenheit suchen, hinzukommen und sie zu sprechen. Ich antwortete ihr mit wenigen Worten, ich würde es tun, und sie möchte nicht unterlassen, uns mit all jenen Gebeten, welche die Sklavin sie gelehrt, in Lela Mariéns Schutz zu befehlen. Nachdem dies vollbracht war, wurde Anstalt getroffen, daß meine drei Gefährten sich ebenfalls loskauften, so-

wohl um ihnen den Ausgang aus dem Baño zu ermöglichen, als auch um zu verhüten, daß, wenn ſie mich frei ſähen und ſich ſelber nicht, trotzdem Geld dazu vorhanden war, ſie nicht etwa in Aufregung geraten und der Teufel ſie verleiten möchte, etwas zu Zoraidas Nachteil zu tun. Denn obſchon der Umſtand, daß ſie Leute von gutem Hauſe waren, mich vor dieſer Beſorgnis ſicherzuſtellen ſchien, ſo wollte ich trotzdem die ganze Sache nicht aufs Geratewohl hin wagen, und ſo ließ ich ſie auf die nämliche Weiſe loskaufen wie mich ſelbſt, indem ich das ganze Geld dem Kaufmann übergab, damit er mit um ſo größerer Sicherheit und Beruhigung die Bürgſchaft übernehmen könne. Jedoch vertrauten wir ihm nie unſer Einverſtändnis und Geheimnis an, um der Gefahr willen, die damit verbunden war.

Einundvierzigſtes Kapitel,

worin der Sklave ſeine Geſchichte noch fortſetzt.

Nicht vierzehn Tage waren vorübergegangen, als bereits unſer Renegat eine recht gute Barke gekauft hatte, die mehr als dreißig Perſonen faſſen konnte. Und um die Ausführung ſeines Unternehmens zu ſichern und ihm einen Schein zu geben, beſchloß er eine Fahrt und führte ſie auch aus, indem er nach einem Orte namens Sargel ſegelte, der dreißig Stunden von Algier in der Richtung gegen Orán liegt, wo viel Handel mit trockenen Feigen betrieben wird. Zwei- oder dreimal machte er dieſe Fahrt, in Geſellſchaft mit dem erwähnten Tagarinen. Tagarinos nennt man in der Berberei die Mauren aus Aragón, die aus Granada nennt man Mudéjares; und im Königreich Fez tragen die Mudéjares den Namen Elches; ſie ſind die Leute, deren ſich vorzugsweiſe der König jenes Landes im Kriege bedient.

Ich bemerke nun, daß jedesmal, wenn der Renegat mit seiner Barke eine Fahrt machte, er den Anker in einer kleinen Bucht auswarf, die nicht zwei Bogenschuß weit von dem Garten war, wo Zoraida meiner wartete. Und dort pflegte er absichtlich mit den maurischen Burschen, die am Ruder saßen, entweder das Salá, das Gebet nach muselmännischem Brauch, zu verrichten oder auch sich wie zum Scherze in dem zu versuchen, was er bald im Ernste tun wollte. Deshalb ging er öfters nach dem Garten Zoraidas, um Obst von ihr zu erbitten, und ihr Vater gab es ihm, ohne ihn zu kennen. Dabei hatte er die Absicht, Zoraida zu sprechen, wie er es mir nachher erzählte, und ihr zu sagen, er sei es, der sie auf mein Geheiß in Christenlande führen solle, so daß sie vergnügt und sicher sein könne. Allein es war ihm niemals möglich, weil die Maurinnen sich vor keinem Mauren oder Türken sehen lassen, wenn nicht ihr Gemahl oder ihr Vater es ihnen ausdrücklich befiehlt. Von Christensklaven lassen sie sich Verkehr und Umgang gefallen, manchmal sogar mehr, als sich ziemen sollte. Mir wäre es leid gewesen, wenn er mit ihr gesprochen hätte; denn vielleicht hätte er sie aufgeregt und beunruhigt, wenn sie gesehen hätte, daß ihre Angelegenheit im Munde von Renegaten umging. Allein Gott, der es anders fügte, gewährte der guten Absicht unsres Renegaten keine Erfüllung.

Als dieser nun sah, wie sicher er von und nach Sargel fuhr, und daß er, wann und wie und wo er wollte, die Anker auswarf, und daß sein Genosse, der Tagarine, keinen andern Willen hatte als den seinen, und ich bereits losgekauft war und nichts weiter mehr zu tun blieb als etliche Christen zu finden, die das Ruder führten, sagte er mir, ich möchte mir überlegen, welche Leute ich außer den losgekauften noch mitnehmen wollte. Ich solle mich mit ihnen auf den nächsten Freitag verabreden, auf welchen Tag er unsre Abfahrt bestimmt habe. Daraufhin

beſprach ich mich mit zwölf Spaniern, alles tüchtige Ruderer, alle aus der Zahl ſolcher, denen es am leichteſten fiel, unbemerkt aus der Stadt zu kommen. Es war nicht leicht, unter den obwaltenden Verhältniſſen ſo viele zu finden, denn es waren zwanzig Schiffe zum Kreuzen ausgelaufen und hatten alle Ruderknechte mit fortgenommen. Und es hätten auch dieſe zwölf ſich nicht gefunden, wenn nicht zufällig ihr Herr dieſen Sommer zu Hauſe geblieben wäre, ohne eine Raubfahrt zu unternehmen, weil er einen Zweimaſter, den er auf der Werft hatte, erſt ausbauen wollte. Dieſen Leuten ſagte ich nichts weiter, als daß ſie nächſten Freitag nachmittags, einer nach dem andern ſich im ſtillen aus der Stadt ſchleichen und die Richtung nach Hadſchi Murads Garten einſchlagen und dort warten ſollten, bis ich käme. Dieſen Auftrag erteilte ich jedem für ſich allein, mit dem Befehle, falls ſie etwa noch andre Chriſten dort ſähen, ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß ich ihnen geboten hätte, dort zu warten.

Nachdem ich dieſe Vorkehrung getroffen, blieb mir noch eine andre übrig, und zwar die wichtigſte, nämlich Zoraida zu benachrichtigen, auf welchem Punkte die Angelegenheiten ſtünden, damit ſie vorbereitet und auf der Hut ſei, um nicht zu erſchrecken, wenn wir ſie vor der Zeit, wo ſie die Rückkehr des Chriſtenſchiffes erwarten konnte, unverſehens überfielen. Daher beſchloß ich nach dem Garten zu gehen, und zu verſuchen, ob ich ſie ſprechen könnte. Unter dem Vorwand, verſchiedene Kräuter zu pflücken, ging ich einen Tag vor meiner Abreiſe hin, und die erſte Perſon, die mir begegnete, war ihr Vater, der mich in der Sprache fragte, die in der ganzen Berberei, ja, bis nach Konſtantinopel zwiſchen Sklaven und Mauren geſprochen wird, und die weder mauriſch noch kaſtilianiſch noch die Sprache einer andern Nation iſt, ſondern eine Miſchung aus allen Sprachen, in der wir uns alle verſtändigen — ich ſage alſo, in dieſer Art von Sprache fragte er

mich, was ich in diesem seinem Garten suche und wessen Sklave ich sei. Ich antwortete ihm, ich sei der des Arnauten Mami, und zwar sagte ich es deshalb, weil ich für sicher wußte, daß dieser ein vertrauter Freund von ihm war. Ich fügte bei, ich suche überall nach allerhand Kräutern für Salat. Er fragte mich, ob ich den Loskauf erwarte oder nicht, und wieviel mein Herr für mich verlange. Mitten in all diesen Fragen und Antworten trat die schöne Zoraida, die mich schon längst bemerkt hatte, aus dem Gartenhause, und da die Maurinnen durchaus nicht spröde sind, sich vor Christen sehen zu lassen, und keineswegs vor ihnen Scheu tragen, wie ich schon gesagt, so trug sie kein Bedenken zu der Stelle zu kommen, wo ihr Vater mit mir sprach. Ja, sowie ihr Vater sah, daß sie, und zwar mit langsamen Schritten, herbeikam, rief er ihr zu und gebot ihr näher zu treten.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier die große Schönheit, die Anmut, den herrlichen und reichen Schmuck, schildern, womit meine geliebte Zoraida vor meinen Augen erschien. Ich kann nur sagen, daß an ihrem wunderschönen Hals ihren Ohren und Haaren mehr Perlen hingen, als sie Haare auf dem Kopf hatte. An ihren Fußknöcheln, die sie nach dortigem Brauch unverhüllt zeigte, trug sie Carcaches — so nennt man auf maurisch die Spangen oder Ringe an den Füßen von feinstem Gold — mit so viel eingelegten Diamanten, daß ihr Vater, wie sie mir später sagte, sie auf zehntausend Dublonen schätzte, und die Ringe, die sie am Handgelenk trug, waren ebensoviel wert. Die Perlen waren in großer Menge und äußerst kostbar, denn bei den Maurinnen ist der größte Prunk und Stolz, sich mit reichen Perlen und Perlsamen zu schmücken, und daher gibt es mehr Perlen und Perlsamen bei den Mauren als bei allen übrigen Völkern. Und Zoraidas Vater stand im Rufe, deren sehr viele zu besitzen, und zwar die teuersten, die es in Algier gab, und außerdem noch mehr als zweimalhunderttausend spa-

niſche Taler; und von alledem war ſie die Herrin, die jetzt meine Herrin iſt. Ob ſie mit all dieſem Schmucke damals reizend erſchien, oder ob nicht — aus den Reſten, die ihr unter ſo vieler Mühſal geblieben ſind, läßt es ſich abnehmen. Wie mußte erſt in glücklicheren Verhältniſſen ihre Erſcheinung ſein! Denn man weiß ja, daß bei manchen Frauen die Schönheit ihre Tage und Zeiten hat, und daß es äußerer Umſtände bedarf, um ſie zu mindern oder zu mehren, und es iſt natürlich, daß Gemütsbewegungen ſie erhöhen oder herabdrücken, wiewohl ſie ſogar in den meiſten Fällen ſie ganz zerſtören. Doch kurz geſagt, damals trat ſie herzu, über alle Maßen geſchmückt, ſchön über alle Maßen, oder mindeſtens ſchien ſie mir die Reichſtgeſchmückte und Schönſte, die ich bis dahin geſehen; und wenn ich dazu noch empfand, wie innig ſie mich ihr verpflichtet hatte, ſo meinte ich eine Gottheit vom Himmel vor mir zu ſehen, die zur Erde herabgeſtiegen zu meiner Wonne und zu meiner Rettung.

Als ſie uns näher kam, ſagte ihr ihr Vater in der Landesſprache, ich ſei ein Sklave ſeines Freundes, des Arnauten Mami, und komme hierher, um Salat zu holen. Sie nahm nun zuerſt das Wort und fragte mich in jenem Sprachengemiſch, das ich erwähnt habe, ob ich ein Edelmann ſei und aus welchem Grunde ich mich nicht loskaufe. Ich antwortete ihr, ich ſei ſchon losgekauft, und am Kaufpreis könne ſie ſehen, wie hoch mein Herr mich ſchätze, da man für mich fünfzehnhundert Soltanis gegeben habe. Sie entgegnete darauf: In Wahrheit, wenn du meinem Vater gehörteſt, ich hätte ihn veranlaßt, dich nicht für zweimal ſoviel Soltanis herzugeben; denn ihr Chriſten lügt immer in allen euren Angaben und ſtellt euch arm, um die Mauren zu hintergehen.

Das könnte wohl ſein, Fräulein, antwortete ich ihr; aber in Wahrheit, meinem Herrn gegenüber bin ich bei der Wahrheit geblieben und bleibe ſtets bei ihr und werde bei ihr bleiben gegenüber jedermann auf Erden.

Und wann gehst du? fragte Zoraida.

Morgen, glaube ich, erwiderte ich; denn es liegt hier ein Schiff aus Frankreich, das morgen unter Segel geht, und ich denke mit diesem zu reisen.

Ist es nicht besser, erwiderte Zoraida, zu warten, bis Schiffe aus Spanien kommen, und lieber mit diesen zu fahren als mit den französischen, die nicht eure Freunde sind?

Nein, antwortete ich; wiewohl ich, wenn man Nachricht hätte, daß ein spanisches Schiff in Bälde kommt, es abwarten würde. Indessen ist es sicherer, daß ich morgen abreise; denn meine Sehnsucht nach der Heimat und nach den Personen, die mir teuer sind, ist so heftig, daß sie mir nicht gestattet, eine andere, spätere Gelegenheit abzuwarten, wenn sie auch viel bequemer wäre.

Du mußt gewiß in deiner Heimat verheiratet sein, sagte Zoraida, und sehnst dich daher nach deinem Weibe zurück.

Ich bin nicht verheiratet, entgegnete ich; aber ich habe mein Wort gegeben, mich zu verheiraten, sobald ich hinkomme.

Und ist die Dame schön, der du dein Wort gegeben? fragte Zoraida.

So schön ist sie, antwortete ich, daß sie, wenn ich sie nach Gebühr preisen und dir die Wahrheit sagen soll, dir sehr ähnlich sieht.

Darüber lachte ihr Vater herzlich und sprach: Bei Allah, Christ, da muß sie sehr schön sein, wenn sie meiner Tochter ähnlich sieht, welche die Schönste in diesem ganzen Lande ist. Meinst du nicht, so sieh sie dir genau an, und du wirst finden, daß ich dir die Wahrheit sage.

Bei dem größten Teil dieser Unterredung diente uns Zoraidas Vater als Dolmetsch, da er in Sprachen erfahrener war; denn obwohl sie die Zwittersprache redete, die, wie gesagt, dort

üblich iſt, ſo machte ſie ſich doch mehr durch Zeichen als durch Worte verſtändlich.

Während wir nun bei dieſen und ſonſt allerhand Geſprächen waren, kam ein Maure in vollem Lauf herbei und ſchrie laut, es ſeien über die Verzäunung oder Mauer des Gartens vier Türken herübergeſtiegen und pflückten das Obſt ab, obſchon es noch nicht reif ſei. Der Alte erſchrak heftig, und ebenſo Zoraida. Denn die Furcht der Mauren vor den Türken iſt allgemein und beinahe angeboren, beſonders vor den Soldaten, die ſolchen Übermut hegen und über die Mauren, die ihnen untertan ſind, ſo große Gewalt haben, daß ſie ſie ſchlechter behandeln, als wenn es ihre Sklaven wären.

Sogleich ſprach nun Zoraidas Vater zu ihr: Tochter, ziehe dich ins Haus zurück und ſchließe dich ein, während ich hingehe, mit dieſen Hunden zu reden. Und du, Chriſt, ſuche deine Kräuter und geh in Frieden, und Allah bringe dich glücklich zu deinem Lande heim.

Ich verneigte mich, und er ging hin, die Türken aufzuſuchen und ließ mich mit Zoraida allein, welche ſich erſt anſtellte, als wollte ſie ins Haus, wie ihr Vater befohlen hatte. Allein kaum war er hinter den Bäumen des Gartens verſchwunden, als ſie ſich zu mir wendete und mit tränenvollen Augen zu mir ſagte: Tamechí, Chriſt, tamechí? was bedeutet: gehſt du, Chriſt, gehſt du?

Ich antwortete ihr: Allerdings, Fräulein, aber unter keiner Bedingung ohne dich; am nächſten Dſchumá erwarteſt du mich, und erſchrick nicht, wenn du uns erblickſt, denn ganz ſicher reiſen wir nach dem Chriſtenlande.

Ich ſagte ihr dies auf eine ſolche Art, daß ſie mich nach allen den Briefen, die zwiſchen uns gewechſelt worden, ſehr gut verſtehen mußte; ſie legte ihren Arm um meinen Hals und begann mit wankenden Schritten nach dem Hauſe zu gehen. Der

Zufall aber, — der ein sehr schlimmer hätte werden können, wenn der Himmel es nicht anders beschlossen hätte, — fügte es, als wir auf die Art und in der Stellung dahingingen, wie ich euch berichtet, ihren Arm um meinen Hals geschlungen, daß da ihr Vater, der bereits die Türken fortgewiesen hatte, zurückkam und uns auf solche Art und Weise zusammengehen sah; wie wir denn auch bemerkten, daß er uns gesehen hatte. Allein Zoraida, klug und besonnen, wollte ihren Arm nicht von meinem Halse wegziehn, schmiegte sich vielmehr dichter an mich und legte ihren Kopf an meine Brust, wobei sie die Kniee ein wenig einsinken ließ und deutlich zu erkennen gab, daß eine Ohnmacht sie anwandle; und so ließ auch ich merken, daß ich sie wider Willen stütze. Ihr Vater lief eilends zu uns her, und als er seine Tochter in solchem Zustand sah, fragte er, was ihr fehle; aber da sie ihm nicht antwortete, sprach er: Ganz gewiß ist sie vor Schrecken über das Eindringen dieser Hunde ohnmächtig geworden.

Er riß sie von meiner Brust weg und drückte sie an die seinige, und sie sprach wiederum, einen Seufzer ausstoßend, die Augen noch nicht trocken von Tränen; amechí, Christ, amechí, gehe, Christ, geh'.

Darauf sagte ihr Vater: Es liegt ja nichts daran, ob der Christ geht, er hat dir nichts zuleide getan, und die Türken sind bereits fort. Es ist kein Grund bange zu sein, es ist kein Grund, um dich zu betrüben; denn, wie gesagt, die Türken sind auf meine Bitte desselben Weges zurückgekehrt, den sie hereingekommen waren.

Die Türken, Señor, sprach ich hier zu ihm, haben sie erschreckt, wie du gesagt hast; aber da sie sagt, ich soll gehen, will ich ihr nicht lästig fallen. Bleibe in Frieden, und mit deiner Erlaubnis werde ich, wenn es nötig ist, wieder nach Kräutern in diesen Garten gehen; denn, wie mein Herr sagt, gibt es in keinem bessere für Salat als in diesem.

So oft du willſt, kannſt du wiederkehren, antwortete Hadſchi Murad; denn meine Tochter hat dies nicht geſagt, weil du oder ein andrer von den Chriſten ihr unangenehm geweſen. Vielmehr hat ſie, während ſie eigentlich ſagen wollte, die Türken ſollten gehen, nur irrtümlich geſagt, du ſollteſt gehen, oder auch weil es bereits Zeit für dich war, deine Kräuter zu ſuchen.

Hiermit verabſchiedete ich mich ſogleich von beiden, und ſie entfernte ſich mit einem Geſichtsausdruck, als ob ſie ſich das Herz aus dem Leibe reißen wollte, mit ihrem Vater. Ich durchſtreifte indeſſen, unter dem Vorwand, die Kräuter zu ſuchen, den ganzen Garten weit und breit, ſo viel ich nur Luſt hatte; ich beobachtete, wo die Ein- und Ausgänge waren, wie das Haus verwahrt ſei, und welche Gelegenheiten ſich darböten, um unſer Vorhaben am beſten auszuführen. Darauf ging ich von dannen und berichtete alles, was geſchehen, dem Renegaten und meinen Gefährten und konnte kaum die Stunde erwarten, wo ich angſtbefreit das Glück genießen würde, welches das Schickſal mir in der ſchönen reizenden Zoraida darbot.

Endlich ging die Zeit vorüber, es kam der Tag und die beſtimmte Friſt, die wir alle ſo heiß erſehnten, und da die Befehle und Anweiſungen, die wir mit kluger Erwägung und langer Beratung zu öftern Malen erteilt hatten, von allen genau befolgt wurden, ſo erlangten wir auch den guten Erfolg, den wir wünſchten. Denn am Freitag nach dem Tage, wo ich mit Zoraida im Garten geſprochen, ging der Renegat bei Anbruch der Nacht mit der Barke an einer Stelle vor Anker, wo faſt gegenüber die reizende Zoraida weilte. Bereits waren die Chriſten, die die Ruderbank beſetzen ſollten, in Bereitſchaft und an verſchiedenen Stellen der Umgebung verſteckt. Alle waren in Spannung und freudiger Aufregung und erwarteten mich voll Begier, ſich des Schiffes alsbald zu bemächtigen, das ſie vor Augen hatten; denn ſie wußten nichts von der Verabredung

mit dem Renegaten, sondern sie glaubten, sie sollten mit Gewalt ihre Freiheit gewinnen und zu diesem Zwecke den Mauren in der Barke das Leben rauben.

Sobald ich mich nun nebst meinen Gefährten blicken ließ, kamen all die andern versteckten Helfer auf uns zu. Das geschah zur Zeit, wo bereits die Stadttore verschlossen waren, und es war in dem ganzen Gefilde umher niemand zu sehen. Als wir uns zusammengefunden, waren wir ungewiß, ob es besser sei erst Zoraida zu holen oder zuerst die maurischen Bagarinos, die die Ruderbänke in der Barke besetzt hielten, zu überwältigen; und während wir noch in diesem Zweifel befangen waren, traf unser Renegat bei uns ein und fragte uns, womit wir uns noch aufhielten; es sei jetzt die Stunde, alle seine Mauren säßen sorglos da, und die meisten in tiefem Schlummer. Wir sagten ihm, worüber wir Bedenken hatten; und er entgegnete, das Wichtigste sei, sich zuerst des Schiffes zu bemächtigen, was sich mit größter Leichtigkeit und ohne Gefahr tun lasse, und dann könnten wir gleich Zoraida abholen. Uns allen schien seine Ansicht die richtige, und ohne länger zu zögern, begaben wir uns unter seiner Führung zu dem Schiffe. Er sprang zuerst hinein, zog seinen Krummsäbel und rief auf maurisch: Keiner von euch rühre sich von der Stelle, oder es kostet euch das Leben.

Bereits waren fast alle Christen an Bord gestiegen. Als die Mauren, die ohnehin nicht sehr beherzt waren, ihren Arráez so reden hörten, schraken sie zusammen, und ohne daß einer von ihnen allen zu den Waffen griff, — deren sie ohnehin wenige oder fast gar keine hatten, — ließen sie sich ohne die geringste Widerrede von den Christen die Hände binden. Diese taten das mit größter Geschwindigkeit, wobei sie den Mauren drohten, wenn sie irgend einen Laut von sich gäben, so würde man sie auf der Stelle über die Klinge springen lassen.

Als dieſes vollbracht war, blieb die Hälfte der Unſern zur Bewachung der Ruderer zurück, und wir übrigen gingen, wiederum unter Führung des Renegaten, nach dem Garten Hadſchi Murads, und das günſtige Geſchick fügte es, daß, als wir das Tor öffnen wollten, es mit ſolcher Leichtigkeit aufging, als wäre es gar nicht verſchloſſen geweſen; und ſo gelangten wir in großer Ruhe und Stille zu dem Hauſe, ohne daß jemand uns bemerkte. Schon ſtand die reizende Zoraida uns erwartend am Fenſter, und ſowie ſie Laute hörte, fragte ſie mit leiſer Stimme, ob wir Niſaranis wären, das heißt ſo viel, als ob wir Chriſten wären. Ich antwortete ihr mit Ja und bat ſie herunterzukommen. Als ſie mich erkannte, zögerte ſie keinen Augenblick, eilte, ohne mir ein Wort zu erwidern, unverzüglich herunter, öffnete die Türe und zeigte ſich aller Augen ſo ſchön und in ſo reicher Tracht, daß ich nicht imſtande bin, es genügend zu preiſen. Sowie ich ſie erblickte, ergriff ich ihre Hand und küßte ſie, und dasſelbe tat auch der Renegat nebſt meinen beiden Gefährten, und die andern, welche von der Sache nichts wußten, taten, was ſie uns tun ſahen, und es ſchien nicht anders, als wollten wir ihr unſern ehrerbietigen Dank bezeigen und ſie als unſre Herrin und Geberin unſrer Freiheit anerkennen.

Der Renegat fragte ſie auf mauriſch, ob ihr Vater im Garten ſei; ſie antwortete ja, er ſchlafe jedoch. Dann wird es nötig ſein ihn aufzuwecken, erwiderte der Renegat, und ihn mit uns zu nehmen, ſowie alles, was er in dieſem ſchönen Garten Wertvolles hat.

Nein, entgegnete ſie, an meinen Vater dürft ihr unter keiner Bedingung rühren; auch befindet ſich in dieſem Hauſe nichts als was ich mitnehme, und es iſt dies ſo viel, daß es hinreichen wird, um euch alle reich und zufrieden zu machen. Wartet nur einen Augenblick, und ihr werdet ſchon ſehen.

Mit dieſen Worten ging ſie ins Haus zurück und ſagte, ſie

werde rasch wiederkehren; wir möchten nur ruhig sein und kein Geräusch machen. Ich fragte den Renegaten, was er mit ihr verhandelt habe. Er erzählte es mir, und ich erklärte ihm, es dürfe in keiner Beziehung irgend etwas andres geschehen, als was Zoraida wolle. Bereits erschien diese wieder, beladen mit einem Kästchen voller Goldtaler, so schwer, daß sie es kaum tragen konnte.

Inzwischen wollte das Mißgeschick, daß ihr Vater aufwachte und das Geräusch vernahm, das sich hin und wieder im Garten bemerken ließ. Er trat ans Fenster, erkannte sogleich, daß alle Leute im Garten Christen waren, und mit gewaltigem, unaufhörlichem Geschrei rief er auf arabisch: Christen, Christen! Räuber, Räuber!

Dies Geschrei versetzte uns alle in unbeschreibliche Angst und Bestürzung. Aber der Renegat, der sah, in welcher Gefahr wir uns befanden, und wieviel für ihn darauf ankam, mit diesem Unternehmen zu glücklichem Ende zu kommen, ehe man uns entdeckte, eilte mit größter Schnelligkeit hinauf zu Hadschi Murad, und mit ihm ein paar der Unsrigen, während ich nicht wagte, Zoraida zu verlassen, die wie ohnmächtig mir in die Arme gesunken war.

Um es kurz zu machen: die, welche hinaufgeeilt waren, besorgten ihre Angelegenheit so schleunig, daß sie in einem Augenblick mit Hadschi Murad wieder herabkamen. Sie brachten ihn mit gebundenen Händen, und im Mund einen Knebel, der ihm kein Wort zu reden erlaubte. Sie drohten ihm, wenn er zu sprechen versuche, würde es ihn das Leben kosten. Als seine Tochter ihn erblickte, verhüllte sie sich die Augen, um ihn nicht zu sehen, und ihr Vater stand voll Entsetzens, da er nicht wußte, wie sehr freiwillig sie sich in unsre Hände gegeben hätte. Da aber jetzt die Füße nötiger als alles waren, so begaben wir uns eiligst und ohne weiteres Überlegen zu der Barke, wo die Zurück-

gebliebenen uns bereits in Beſorgnis erwarteten, es möchte uns etwas Übles zugeſtoßen ſein.

Es mochten kaum die zwei erſten Stunden der Nacht vorüber ſein, als wir uns ſchon ſämtlich in der Barke befanden, und hier nahm man dem Vater Zoraidas die Bande von den Händen und den Knebel aus dem Munde; allein der Renegat erneuerte ihm nochmals die Warnung, kein Wort zu ſprechen, ſonſt würde man ihm das Leben rauben. Als er aber ſeine Tochter im Schiffe ſah, begann er ſchmerzlich zu ſeufzen, zumal da er bemerkte, daß ich ſie innig umarmt hielt, und daß ſie, ohne abzuwehren noch zu klagen oder ſich zu ſträuben, ruhig daſaß; aber trotzdem ſchwieg er, damit nicht die vielen Drohungen des Renegaten in Erfüllung gingen. Wie nun Zoraida ſah, daß ſie ſich an Bord befand, und daß wir die Ruder hoben, um in die See zu ſtechen, und daß ihr Vater dortſaß nebſt den andern gefeſſelten Mauren, ſagte ſie dem Renegaten, er möchte mich um die Gunſt für ſie bitten, die Mauren von den Banden zu löſen und ihrem Vater die Freiheit zu geben; denn ſie würde ſich lieber ins Meer ſtürzen, als daß ſie vor ihren Augen und um ihretwillen einen Vater, der ſie ſo ſehr geliebt, gefangen fortſchleppen ſähe. Der Renegat ſagte es mir, und ich erwiderte, ich ſei damit ganz einverſtanden. Er aber entgegnete, es ſei nicht tunlich, weil ſie, wenn man ſie hier am Ufer zurücklaſſe, ſogleich das ganze Land zuſammenſchreien und die Stadt in Aufruhr bringen und veranlaſſen würden, uns mit ein paar leichten Fregatten zu verfolgen und uns den Weg zu Lande und zur See zu verlegen, ſo daß wir nicht zu entkommen vermöchten. Was ſich tun laſſe, ſei, an der erſten chriſtlichen Küſte, wo man anlegen werde, ſie in Freiheit zu ſetzen.

Dieſer Meinung ſtimmten wir alle bei, und Zoraida, der man dieſes nebſt den Gründen mitteilte, die uns bewogen, ihrem Wunſche nicht ſogleich zu entſprechen, gab ſich ebenfalls zu-

frieden. Und mit freudigem Stillschweigen und heiterem Bemühen erfaßte ein jeder von unsern kräftigen Rudersleuten seine Ruderstange, und uns von ganzem Herzen Gott befehlend, begannen wir, die Richtung auf die Mallorcanischen Inseln zu nehmen, welches das nächstgelegene Christenland ist. Allein da der Wind sachte von Norden zu wehen begann und die See ziemlich hohl ging, war es nicht möglich, den Kurs auf Mallorca einzuhalten, und wir sahen uns genötigt, uns am Ufer hin in der Richtung nach Orán treiben zu lassen, nicht ohne große Besorgnis, daß wir von Sargel aus entdeckt werden möchten, welcher Ort an dieser Küste etwa sechzig Meilen von Algier entfernt liegt. Auch fürchteten wir, in diesem Strich einem der Zweimaster zu begegnen, die gewöhnlich mit Handelsfracht von Tetuán kommen; wiewohl jeder von uns für sich und wir alle zusammen uns einbildeten, wenn uns ein Kauffahrteischiff begegnete, vorausgesetzt, daß es kein zur Kaperei ausgerüstetes wäre, so würden wir nicht nur nicht ins Verderben geraten, sondern sogar ein Fahrzeug erbeuten, auf welchem wir mit größerer Sicherheit unsre Fahrt vollenden könnten.

Während wir so hinruderten, hielt Zoraida ihren Kopf in meine Hände gedrückt, um ihren Vater nicht zu sehen, und ich hörte, wie sie beständig Lela Marién anrief, uns zu helfen. Wir mochten an die dreißig Meilen weit gerudert sein, als der Morgen uns zu leuchten begann und wir uns etwa drei Büchsenschüsse weit von der Küste fanden, die wir ganz menschenleer sahen, ohne jemand, der uns bemerken konnte. Aber dessenungeachtet suchten wir mit Aufgebot aller Kräfte einigermaßen die hohe See zu gewinnen, die jetzt etwas ruhiger war, und nachdem wir etwa zwei Meilen weit hinausgeschifft waren, wurde Befehl erteilt abteilungsweise zu rudern, während wir etwas frühstücken wollten, denn die Barke war mit Mundvorrat wohl versehen. Allein die Rudersleute sagten, es sei jetzt

keine Zeit irgendwie der Ruhe zu pflegen; man möge denen, die nicht das Ruder führten, zu eſſen geben, ſie aber würden unter keiner Bedingung die Ruder aus den Händen laſſen.

Es geſchah alſo. Aber währenddeſſen erhub ſich ein kräftiger Wind, der uns zwang, die Segel beizuſetzen und die Ruder ruhen zu laſſen und den Kurs nach Orán einzuhalten, weil eine andre Fahrt nicht möglich war. Alles wurde mit größter Schnelligkeit ausgeführt, und ſo fuhren wir unter Segel mehr als acht Seemeilen in der Stunde, ohne eine andre Beſorgnis, als einem Schiff zu begegnen, das auf Kaperei ausgerüſtet wäre. Wir gaben den mauriſchen Bagarinos zu eſſen, und der Renegat ſprach ihnen Troſt zu und ſagte ihnen, ſie ſeien hier nicht als Gefangene, man werde ſie bei erſter Gelegenheit in Freiheit ſetzen.

Das nämliche ſagte er dem Vater Zoraidas. Der aber entgegnete: Von eurer Großmut und Freundlichkeit könnte ich eher alles andre erwarten und glauben, ihr Chriſten; aber daß ihr mich in Freiheit ſetzet, haltet mich nicht für ſo einfältig, daß ich mir das einbilde. Denn wahrlich, ihr habt euch nie in die Gefahr begeben, mir die Freiheit zu rauben, um ſie mir dann ſo freigebig wieder zu ſchenken, namentlich da ihr wißt, wes Standes ich bin und welcher Vorteil euch daraus entſtehen kann, daß ihr mir ſie wieder gebt. Und wollt ihr dieſen Vorteil näher bezeichnen, ſo biete ich euch auf der Stelle alles an, was ihr für mich und für dieſe meine unglückliche Tochter verlangen wollt, oder wenn das nicht, für ſie allein, die ja der größte und beſte Teil meines Herzens iſt.

Bei dieſen Worten begann er ſo bitterlich zu weinen, daß er uns alle zum Mitleid bewegte und Zoraida nötigte, ihre Blicke auf ihn zu richten. Und als ſie ihn weinen ſah, ward ſie ſo gerührt, daß ſie ſich von ihrem Sitze zu meinen Füßen erhub und hineilte, ihren Vater zu umarmen. Sie preßte ihr Geſicht

an das seinige, und beide brachen in so schmerzliches Jammern aus, daß viele von uns mit ihnen weinen mußten.

Aber als ihr Vater sie in festlichem Schmucke und mit so viel Kostbarkeiten prangend sah, sagte er in seiner Sprache zu ihr: Was ist das, Tochter? Gestern abend, ehe uns das schreckliche Unglück traf, in dem wir uns jetzt befinden, sah ich dich in deiner gewöhnlichen Haustracht, und jetzt, ohne daß du Zeit hattest, dich umzukleiden, und ohne daß ich dir eine freudige Nachricht mitgeteilt hätte, die geeignet wäre, mit Schmuck und Kleidertracht gefeiert zu werden, sehe ich dich mit den herrlichsten Gewändern bekleidet, die ich dir, als uns das Glück am günstigsten war, zu geben imstande war? Gib mir Antwort hierauf, denn es setzt mich dies in größeres Staunen und Verwunderung als all das Mißgeschick selbst, in dem ich mich befinde.

Alles, was der Maure seiner Tochter sagte, übersetzte uns der Renegat, und sie erwiderte ihm nicht ein Wort. Aber als er seitwärts in der Barke das Kästchen erblickte, worin sie gewöhnlich ihre Kostbarkeiten hatte, und welches er sich wohl erinnerte in Algier gelassen und nicht mit in das Gartenhaus genommen zu haben, geriet er in noch größere Bestürzung und fragte, wieso dies Kästchen in unsre Hände gelangt sei und was sich darin befinde. Darauf sagte der Renegat, ohne abzuwarten, daß ihm Zoraida eine Antwort erteilte: Gib dir, Señor, nicht die Mühe, so viele Fragen an Zoraida zu richten, denn durch Beantwortung einer einzigen werde ich dich über alle aufklären. So will ich dich denn wissen lassen, daß sie eine Christin ist; sie allein war die Feile unsrer Ketten und die Befreiung aus unsrer Sklaverei. Sie befindet sich hier aus eignem, freiem Willen und ist, wie ich mir vorstelle, so froh, sich in diesem Zustande zu sehen, wie der aus der Finsternis in das Licht heraustritt, aus dem Tode ins Leben, aus der Höllenpein in die Glorie des Himmels.

Iſt es Wahrheit, was der ſagt, meine Tochter? ſprach der Maure.

Es iſt ſo, antwortete Zoraida.

Wie! Du biſt wirklich, erwiderte der Alte, eine Chriſtin? Du biſt es, die ihren Vater in die Hände ſeiner Feinde überliefert hat?

Darauf antwortete Zoraida: Eine Chriſtin, das bin ich; ich bin es aber nicht, die dich in dieſe Lage verſetzt hat, denn nie ging mein Wunſch dahin, dich im Wehe zu verlaſſen oder dir ein Wehe zuzufügen, nein, mir vielmehr Glück zu erwerben.

Und welch ein Glück haſt du dir erworben, meine Tochter?

Das, antwortete ſie, frage du Lela Marién, ſie wird es dir beſſer als ich ſagen können.

Kaum hatte der Maure dies gehört, als er mit unglaublicher Behendigkeit ſich kopfüber ins Meer ſtürzte, wo er ohne Zweifel ertrunken wäre, wenn ſein langes, faltiges Gewand ihn nicht eine kurze Zeit über Waſſer gehalten hätte. Zoraida ſchrie, man möchte ihn aus den Fluten retten; wir eilten ihm alle zu Hilfe, faßten ihn am Oberkleid und zogen ihn halb erſtickt und beſinnungslos heraus. Zoraida war ſo von Schmerz ergriffen, daß ſie, als wenn er ſchon tot wäre, jammernd und ſchmerzvoll Klage über ihn erhub. Wir legten ihn hin, den Mund abwärts gekehrt, er ſpie viel Waſſer aus, und nach zwei Stunden kam er wieder zu ſich.

Inzwiſchen war der Wind umgeſchlagen; wir mußten wieder landwärts drehen und alle Kraft der Ruder aufbieten, um nicht an der Küſte aufzufahren. Aber unſer gutes Glück fügte es, daß wir eine Bucht erreichten, die längs eines kleinen Vorgebirgs oder einer Landzunge ſich erſtreckt und von den Mauren die Bucht der Caba-rumia, das heißt des böſen Chriſtenweibes, genannt wird. Es iſt bei den Mauren die Überlieferung, daß an dieſem Orte die Caba begraben liegt, aus deren Anlaß

Spanien zugrunde ging; denn Caba heißt in ihrer Sprache ein böses Weib, und rumia eine Christin. Ja, sie halten es sogar für eine üble Vorbedeutung, dort Anker zu werfen, wenn einmal die Notwendigkeit sie dazu zwingt; denn ohne eine solche gehen sie dort nie vor Anker. Indessen für uns war es nicht der Ruheport eines bösen Weibes, sondern der sichere Hafen unserer Rettung, so hoch ging die See. Wir stellten unsere Schildwachen am Lande aus und ließen die Ruder keinen Augenblick aus den Händen; wir aßen von den Vorräten, die der Renegat besorgt hatte, und beteten von ganzem Herzen zu Gott und Unserer Lieben Frau, uns hilfreich und gnädig zu sein, auf daß wir einen so günstigen Anfang mit glücklichem Ende krönen möchten.

Auf Zoraidas Bitte wurde Anstalt getroffen, ihren Vater und die andern Mauren, die gebunden im Schiff lagen, ans Land zu setzen, denn sie hatte nicht das Herz, und ihr weiches Gemüt konnte es nicht ertragen, vor ihren Augen ihren Vater gefesselt und ihre Landsleute gefangen zu sehen. Wir versprachen ihr, es bei unsrer Abfahrt zu tun, da keine Gefahr davon drohte, sie in dieser wüsten Gegend zurückzulassen.

Unsere Gebete waren nicht so vergeblich, daß der Himmel sie nicht gehört hätte, welcher sogleich den Wind zu unseren Gunsten umschlagen und die See ruhig werden hieß und uns einlud, unsere begonnene Fahrt jetzt wieder fröhlich fortzusetzen. Als wir das gewahrten, banden wir die Mauren los und setzten sie einen nach dem andern ans Land, worüber sie sich höchlich wunderten. Als wir aber im Begriff waren, Zoraidas Vater auszuschiffen, der bereits wieder bei voller Besinnung war, sagte er: Warum, glaubt ihr Christen, freut sich dies böse Weib, daß ihr mir die Freiheit schenkt? Glaubt ihr, es sei aus frommem Mitleid, das sie etwa für mich fühlt? Wahrlich nein, sie tut es nur im Hinblick auf die Störung, die meine Anwesenheit ihr bereiten würde, wenn sie ihre bösen Gelüste

befriedigen will; auch dürft ihr nicht denken, daß ſie zur Änderung ihres Glaubens deshalb bewogen worden, weil ſie meint, dem eurigen gebühre der Vorzug vor dem unſrigen, ſondern vielmehr weil ſie weiß, daß man in eurem Lande ſich der Sittenloſigkeit freier hingeben kann als in dem unſeren.

Hierauf wendete er ſich zu Zoraida, wobei ich und ein anderer Chriſt ihn mit beiden Armen umfaßt hielten, damit er ſich nicht zu etwas Wahnwitzigem hinreißen ließe, und ſprach zu ihr: O du ſchändliches Mädchen, du übelberatenes Kind! Wo willſt du hin, blind und unſinnig, in der Gewalt dieſer Hunde, unſerer geborenen Feinde? Verflucht ſei die Stunde, in der ich dich erzeugte, verflucht ſei das Wohlleben und die Üppigkeit, worin ich dich auferzog!

Da ich indeſſen gewahrte, daß er in einer Verfaſſung war, um nicht ſo bald zu Ende zu kommen, ſo beeilte ich mich, ihn ans Land zu ſetzen. Aber auch von da aus fuhr er mit wildem Schreien fort in ſeinen Verwünſchungen und Jammerklagen und rief Mohammed an, er möge Alláh bitten, uns zu vernichten, zu verderben und auszutilgen. Und als wir, da wir unter Segel gegangen, ſeine Worte nicht mehr hören konnten, ſahen wir noch ſein leidenſchaftliches Gebaren, wie er ſich den Bart ausriß, die Haare raufte und ſich auf den Boden niederwarf. Einmal aber ſtrengte er die Stimme ſo gewaltig an, daß wir vernahmen, wie er rief: Kehre zurück, geliebte Tochter, kehre ans Land zurück, ich verzeihe dir alles. Überlaß dieſen Leuten all das Geld dort, es gehört ja ſchon ihnen, und kehre zurück, um deinem kummervollen Vater Troſt zu ſpenden! Er wird in dieſer Sandwüſte das Leben laſſen, wenn du ihn verläſſeſt.

All dieſes hörte Zoraida, und alles bewegte ſie zu innigem Schmerz und heißen Tränen, und ſie vermochte ihm nichts anderes zu ſagen und kein anderes Wort zu erwidern als dies

eine: Es gebe Alláh, mein Vater, daß Lela Marién, welche die Ursache ist, daß ich eine Christin geworden, dich in deiner Traurigkeit tröste! Alláh ist es wohl bewußt, daß ich nichts anderes tun konnte, als was ich getan, und daß diese Christen meinem guten Willen nichts zu danken haben. Denn hätte ich auch den Willen gehabt, nicht mit ihnen zu gehen und in unserem Hause zu bleiben, es wäre mir unmöglich gewesen, so eilig drängte es mich in meiner Seele, dies Werk ins Werk zu setzen, das mich ein ebenso gutes dünkt als du, geliebter Vater, es für ein schlechtes erachtest.

Als Zoraida dieses sprach, konnte ihr Vater sie schon nicht mehr hören und wir ihn nicht mehr sehen. Ich sprach ihr Trost zu, und wir alle waren nur noch auf unsere Fahrt bedacht, die jetzt der für unseren Kurs geeignete Wind begünstigte, so daß wir es wirklich für sicher hielten, uns bei Anbruch des nächsten Morgens an der spanischen Küste zu sehen.

Aber so wie selten oder nie das Glück uns rein und ungetrübt zuteil wird, ohne daß ein verwirrender oder plötzlich heranstürmender Unfall es begleitet oder ihm nachfolgt, so fügte es unser Geschick, oder veranlaßten es vielleicht die Verwünschungen, die der Maure auf seine Tochter geschleudert, — denn stets sind solche Flüche zu fürchten, von welchem Vater sie auch kommen mögen — es fügte das Schicksal, sage ich, als wir uns bereits auf hoher See befanden und etwa drei Stunden der Nacht schon vorüber waren und wir unter vollgeschwelltem Segel hinfuhren und mit festgebundenen Ruderstangen, da der günstige Wind uns der Mühe überhob sie zu gebrauchen, daß wir da plötzlich beim hellen Scheine des Mondes dicht bei uns ein Rundschiff sahen, das alle Segel aufgesetzt hatte und das Steuer etwas nach links hielt und quer vor uns vorüberfuhr, und zwar so nahe, daß wir die Segel einreffen mußten, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Und die

anderen ihrerſeits hielten mit aller Macht das Steuer an, um uns Raum zum Vorbeifahren zu laſſen. Jene hatten ſich an Bord des Schiffes aufgeſtellt, um uns zu fragen, wer wir ſeien, wohin wir ſegelten, und woher wir kämen. Aber da ſie uns dies in franzöſiſcher Sprache fragten, ſo ſagte unſer Renegat: Keiner gebe Antwort, denn es ſind dies ohne Zweifel franzöſiſche Seeräuber, denen nichts zu gut zum Plündern iſt.

Auf dieſe Warnung hin antwortete keiner ein Wort. Aber kaum waren wir eine Strecke vor ihnen vorübergefahren und das Schiff ſegelte bereits unter dem Wind, als jenes unverſehens zwei Geſchütze löſte, und wie es ſchien, waren beide mit Kettenkugeln geladen; denn der eine Schuß riß unſern Maſt mitten durch und warf ihn ſamt dem Segel ins Meer, und da ſie im nämlichen Augenblick mit dem anderen Geſchütz feuerten, ſchlug die Kugel mitten in unſer Schiff ein, ſo daß ſie es ganz auseinander riß, ohne jedoch anderen Schaden zu tun. Wie wir nun unſere Barke ſinken ſahen, begannen wir alle um Hilfe zu ſchreien und die im Schiffe zu bitten, ſie möchten uns aufnehmen, weil wir am Ertrinken wären. Jetzt refften ſie die Segel, ließen ihr Boot oder Schaluppe in die See. Es ſtiegen gegen zwölf Franzoſen darein, wohlbewaffnet mit ihren Musketen und brennenden Lunten, und fuhren dicht an unſer Schiff heran. Wie ſie aber ſahen, daß unſere Anzahl ſo gering und das Schiff im Sinken war, nahmen ſie uns an Bord, wobei ſie ſagten, weil wir die Unhöflichkeit begangen hätten, ihnen nicht zu antworten, ſei uns dieſes zugeſtoßen. Unſer Renegat nahm das Käſtchen mit Zoraidas Reichtümern und warf es ins Meer, ohne daß jemand merkte, was er tat.

Nun begaben wir uns insgeſamt zu den Franzoſen hinüber, und nachdem dieſe ſich über alles erkundigt hatten, was ſie von uns zu wiſſen wünſchten, nahmen ſie uns alles weg, was wir beſaßen, als wären wir ihre Todfeinde, und Zoraida beraubten ſie

sogar der Spangen, die sie an den Fußgelenken trug. Doch die Bekümmernis, in welche sie Zoraida hiermit versetzten, war bei mir lange nicht so groß als diejenige, die mir aus der Angst entstand, sie möchten vielleicht vom Raub der reichen und kostbaren Kleinode weitergehen zum Raub jenes einen Kleinods, das den höchsten Wert hatte und von ihr am höchsten geschätzt wurde. Indessen gehen die Begierden dieser Leute auf nichts weiteres als auf das Geld, dessen sich ihre Habsucht nie ersättigen kann, und sie trieben es so arg, daß sie uns selbst die Sklavenkleider weggenommen hätten, wenn diese vom geringsten Nutzen für sie gewesen wären. Es war sogar unter ihnen die Rede davon, man solle uns alle in ein Segel wickeln und ins Meer werfen, denn sie hatten die Absicht, etliche spanische Häfen anzulaufen und sich dabei für Bretagner auszugeben, und wenn sie uns lebend mitnähmen, so würden sie der Strafe nicht entgehen, weil der verübte Raub nicht unentdeckt bleiben würde. Allein der Hauptmann, welcher der nämliche war, der meine geliebte Zoraida ausgeplündert hatte, sagte, er für seinen Teil begnüge sich mit der Beute, die er schon habe, und wolle keinen spanischen Hafen anlaufen, sondern bei Nacht, oder wie es ihm sonst möglich wäre, durch die Meerenge von Gibraltar nach La Rochelle gehen, von wo er ausgefahren sei.

So kamen sie denn überein, uns das Boot ihres Schiffes zu überlassen, nebst allem für die kurze Zeit Erforderlichen, die wir noch vor uns hatten; was sie auch am nächsten Tage ausführten, als wir bereits im Angesicht der spanischen Küste waren. Bei diesem Anblick war all unser Kummer und all unsere Armut gänzlich vergessen, als wären wir es nicht, die das alles erlebt hätten. So groß ist die Freude, die verlorene Freiheit wiederzugewinnen.

Es mochte gegen Mittag sein, als sie uns in das Boot aussetzten, wobei sie uns zwei Fässer mit Wasser und etwas Zwie-

back mitgaben; und der Schiffshauptmann gab, ich weiß nicht, in welcher Anwandlung von Barmherzigkeit, der lieblichen Zoraida beim Einschiffen etwa vierzig Goldtaler und erlaubte seinen Soldaten nicht, ihr ihre Kleider wegzunehmen, die selben, die sie noch jetzt trägt. Wir stiegen in das Boot und dankten ihnen für das Gute, was sie an uns getan. Wir wollten lieber unsere Erkenntlichkeit als unsern Groll zeigen.

Sie suchten nun die hohe See zu gewinnen, um die Richtung nach der Meerenge einzuschlagen. Wir aber ruderten, ohne nach einem andern Leitstern zu blicken als nach der Küste, die vor uns zu sehen war, so tapfer voran, daß wir bis Sonnenuntergang nahe genug waren, um nach unserer Meinung noch vor Einbruch der vollen Nacht das Gestade erreichen zu können. Aber da in jener Nacht der Mond nicht schien und der Himmel finster war, und da wir die Küste nicht kannten, wo wir hingeraten, hielten wir es nicht für sicher ans Land zu stoßen; während viele der Unseren gerade dieses vorzogen und meinten, wir sollten aufs Land zusteuern, selbst wenn wir auf Felsen und fern von bewohnten Gegenden landen sollten, denn nur so könnten wir die Furcht beschwichtigen, die man mit gutem Grunde verspüren müsse, daß dort herum Korsarenschiffe aus Tetuán streifen möchten, welche bei Anbruch der Nacht noch in der Berberei und beim Frührot schon an den spanischen Küsten sind, hier gewöhnlich Beute machen und dann heimkehren, um nachts wieder zu Hause zu schlafen. Indessen wurde von den widersprechenden Meinungen die eine vorgezogen, daß wir uns allmählich dem Lande nähern, und wenn die ruhige See es gestattete, uns ausschiffen sollten, wo es eben möglich wäre.

So geschah es denn auch, und es mochte kurz vor Mitternacht sein, als wir an den Fuß eines hohen, unförmlich gestalteten Berges gelangten, der doch nicht so dicht an die See herantrat, daß er uns nicht ein wenig Raum zur bequemen Landung

verstattet hätte. Wir stießen an das sandige Ufer, sprangen alle ans Land, küßten den Boden und dankten mit innigsten Freudentränen Gott unserm Herrn für die unvergleichliche Wohltat, die er uns erwiesen. Wir nahmen aus dem Boote die darin befindlichen Vorräte, zogen es ans Land und stiegen eine große Strecke den Berg hinauf. Denn waren wir auch hier am Orte, so konnten wir doch unser Gemüt noch nicht beruhigen und nicht völlig glauben, daß es christlicher Boden sei, der unsere Füße trage. Der Morgen schien mir später anzubrechen, als wir gewünscht hätten. Wir stiegen den ganzen Berg vollends hinauf, um zu sehen, ob von da aus sich ein bewohnter Ort entdecken lasse oder wenigstens ein paar Schäferhütten. Aber soweit wir auch die Blicke aussandten, sahen wir weder einen Wohnort noch einen Menschen, weder Steg noch Weg. Trotzdem beschlossen wir weiter ins Land hineinzugehen, da es doch nicht anders sein konnte, als daß wir bald jemand auffinden würden, der uns Nachricht über das Land gäbe.

Was mich indessen am meisten quälte, war, daß ich sehen mußte, daß Zoraida diese unwegsame Gegend zu Fuß durchwanderte. Denn wiewohl ich sie manchmal auf meinen Schultern trug, so ermüdete meine Ermüdung sie weit mehr als das Ausruhen ihr zur Ruhe ward, und daher erlaubte sie mir durchaus nicht mehr, diese Mühe nochmals auf mich zu nehmen. Ich führte sie daher immer an der Hand, wobei sie große Geduld bewies und stets den Schein der Heiterkeit bewahrte, und so mochten wir weniger als eine Viertelmeile gegangen sein, als plötzlich der Klang einer Schelle in unsere Ohren drang, ein deutliches Zeichen, daß dort in der Nähe sich eine Herde befinden müßte. Und als wir alle aufmerksam umherspähten, ob eine solche sich sehen lasse, bemerkten wir am Fuß einer Korkeiche einen jungen Schäfer, der ruhig und sorglos sich mit seinem Messer einen Stab schnitzte. Wir riefen ihm laut zu, er erhub

den Kopf und ſprang in die Höhe, und die erſten, die ihm vors Auge kamen, waren, wie wir nachher erfuhren, der Renegat und Zoraida. Da er ſie in Maurentracht ſah, meinte er gleich, alle Mauren aus der ganzen Berberei ſeien ihm ſchon auf dem Hals. Er lief mit wunderbarer Geſchwindigkeit in den Wald und weiter und ſtieß das ungeheuerſte Geſchrei aus: Mauren, Mauren ſind im Land! Mauren, Mauren! Zu den Waffen, zu zu den Waffen!

Bei dieſem Geſchrei gerieten wir alle in Beſtürzung und wußten nicht, was wir anfangen ſollten. Da wir indeſſen bedachten, das Geſchrei des Schäfers müſſe das Land in Aufruhr bringen, und die Strandreiter würden bald herbeieilen, um zu ſehen, was vorgehe, ſo beſchloſſen wir, der Renegat ſolle ſeine Türkenkleider ausziehen und ein mauriſches Gileco, das heißt eine Sklavenjacke, anlegen, welche einer von uns ihm auf der Stelle gab, trotzdem er deshalb im bloßen Hemde einhergehen mußte. Und ſo befahlen wir uns Gott dem Herrn und zogen desſelben Weges, den wir den Schäfer hatten einſchlagen ſehen, ſtets den Augenblick erwartend, wo die Strandreiter über uns herfallen würden. Und unſere Vermutung trog uns nicht; denn es mochten noch nicht zwei Stunden vergangen ſein, als wir, aus dem Dickicht bereits auf ebenes Land herausgekommen, gegen ſechzig Reiter erblickten, die in raſender Eile mit verhängtem Zügel auf uns zukamen. Sobald wir ihrer anſichtig wurden, ſtanden wir ſtill und erwarteten ſie. Wie ſie nun in die Nähe kamen und ſtatt der Mauren, die ſie ſuchten, ſoviel arme Chriſten erblickten, wußten ſie ſich gar nicht darein zu finden. Einer von ihnen aber fragte uns, ob wir vielleicht der Anlaß geweſen ſeien, daß ein Schäfer Lärm geſchlagen und zu den Waffen gerufen habe.

Ja, ſagte ich; und wie ich gerade anfangen wollte, ihm meine Erlebniſſe zu erzählen und woher wir kämen und wer wir ſeien,

erkannte einer der Chriſten, die unſre Rudersleute geweſen, den Reiter, der die Frage an uns gerichtet, und ſprach, ohne mich ein Wort reden zu laſſen: Preis und Dank ſei Gott, ihr Herren, der uns zu ſo gutem Ziel geführt hat; denn, wenn ich mich nicht irre, iſt der Boden, den wir betreten, die Gemarkung von Vélez-Málaga; falls nicht etwa die langen Jahre meiner Sklaverei mir aus meinem Denken die Erinnerung gelöſcht haben, daß Ihr, Señor, der Ihr uns fragt, wer wir ſeien, Pedro de Buſtamante, mein Oheim, ſeid.

Kaum hatte der Chriſtenſklave dies geſagt, als der Reiter vom Pferde herabſprang, auf den Jüngling zuſtürzte und ihn in die Arme ſchloß mit den Worten: Du mein Herzensneffe, mein geliebter Neffe, wohl erkenne ich dich, und längſt haben wir dich als tot beweint, ich und meine Schweſter, deine Mutter, und alle die Deinigen, die noch am Leben ſind, und Gott war ſo gnädig, ihr Leben zu verlängern, damit ſie das Vergnügen genießen, dich wiederzuſehen. Wir hatten gehört, daß du dich in Algier befandeſt, und nach deiner Kleidung und dem Aufzug deiner ganzen Geſellſchaft zu ſchließen, muß es bei eurer Befreiung wunderbar zugegangen ſein.

So iſt's, antwortete der Jüngling, und wir werden Zeit finden, Euch alles zu berichten.

Sobald die Reiter wahrnahmen, daß wir befreite Chriſtenſklaven waren, ſtiegen ſie von ihren Pferden, und jeder bot uns das ſeinige an, um uns nach der Stadt Vélez-Málaga zu bringen, die anderthalb Meilen von da entfernt lag. Einige von ihnen gingen zurück, um das Boot nach der Stadt zu bringen, da wir ihnen ſagten, wo wir es gelaſſen, die andern hoben uns ihren Pferden auf die Kruppe, und Zoraida ritt auf dem Pferde des Oheims des erwähnten Sklaven. Das ganze Volk kam uns aus der Stadt entgegen, da man von einem, der vorausgelaufen war, ſchon die Nachricht von unſrer Ankunft erfahren hatte.

Sie wunderten ſich nicht darüber, befreite Chriſtenſklaven oder in Sklaverei geratene Mauren zu erblicken; denn alle Leute an dieſer Küſte ſind jene wie dieſe zu ſehen gewohnt. Was ſie bewunderten, war Zoraidas Schönheit, die zu dieſer Zeit und in dieſem Augenblicke auf ihrem Höhepunkt ſtand, infolge der Anſtrengungen des Weges ſowohl als der Freude, ſich endlich auf chriſtlichem Boden zu befinden, ohne Furcht, in Not und Gefahr zu geraten. Und dies hatte ihre Wangen mit ſo lieblicher Röte umzogen, daß ich wagen möchte zu behaupten — wenn nicht die Neigung mich damals täuſchte —: es hat nie ein ſchöneres Geſchöpf auf Erden gegeben, wenigſtens habe ich keines je geſehen.

Wir begaben uns geradeswegs in die Kirche, um Gott für die gewährte Gnade Dank zu ſagen, und ſowie Zoraida hineintrat, ſagte ſie gleich, es ſeien hier Geſichter, die demjenigen Lela Mariéns ähnlich ſähen. Wir ſagten ihr, es ſeien das die Bildniſſe derſelben, und der Renegat erklärte ihr ſo gut er konnte, was die Bilder bedeuteten, damit ſie dieſelben anbete, als ob deren jedes in Wirklichkeit die nämliche Lela Marién wäre, die mit ihr geſprochen habe. Sie, die einen guten Verſtand und eine leichte Faſſungskraft beſitzt, begriff ſofort alles, was man ihr über die Bilder ſagte.

Von der Kirche aus führte und verteilte man uns in verſchiedene Häuſer des Ortes. Allein den Renegaten, Zoraida und mich führte jener Chriſt, der mit uns hierhergekommen, in das Haus ſeiner Eltern, die mit den Gaben des Glücks mäßig bedacht waren und uns mit ſo viel Liebe aufnahmen und pflegten wie ihren eignen Sohn.

Sechs Tage blieben wir zu Vélez, und hierauf ging der Renegat, nachdem die kirchliche Unterſuchung betreff ſeiner vorgenommen worden, nach der Stadt Granada, um durch Vermittlung der heiligen Inquiſition wieder in den Schoß der allerheiligſten Kirche aufgenommen zu werden. Die übrigen

befreiten Christen wendeten sich ein jeder dahin, wohin es ihn am besten bedünkte. Zoraida und ich blieben allein zurück, nur mit den wenigen Talern, die die Höflichkeit des Franzosen Zoraida geschenkt hatte, und von diesem Gelde kaufte ich das Tier, auf dem sie reitet. Bis jetzt weihe ich ihr meine Dienste als Vater und Reisebegleiter, nicht als Gatte, und so ziehen wir hin, mit der Absicht zu erfahren, ob mein Vater noch am Leben ist, oder ob einem meiner Brüder ein günstigeres Schicksal als mir geworden. Zwar da der Himmel mich zu Zoraidas Lebensgefährten bestimmt hat, so bedünkt es mich, daß mir kein andres Los zufallen könnte, so günstig es auch wäre, das ich höher schätzen würde. Die Geduld, mit welcher Zoraida die Beschwerden erträgt, die die Armut mit sich bringt und ihre Sehnsucht bald eine Christin zu sein, ist so groß und von solcher Art, daß sie mir Bewunderung abnötigt und mich dazu verpflichtet, ihr alle Zeit meines Lebens meine Dienste zu weihen; wiewohl die Wonne, der Ihrige zu sein und sie die Meine zu nennen, mir dadurch getrübt und zerstört wird, daß ich nicht weiß, ob ich in meinem Vaterland einen Winkel finden werde, um ihr ein Heim zu bereiten, und ob nicht die Zeit und der Tod eine solche Änderung in den Verhältnissen und der Lebensweise meines Vaters und meiner Brüder bewirkt hat, daß ich, wenn sie nicht mehr da sind, kaum jemand finden würde, der mich kennen wollte.

Mehr weiß ich euch nicht, meine Herren, von meiner Geschichte zu sagen. Ob sie unterhaltend und merkwürdig ist, mag eure erprobte Einsicht beurteilen. Was mich betrifft, so muß ich sagen, ich hätte sie euch gern in gedrängterer Kürze erzählt, wiewohl ohnehin schon die Besorgnis, euch zu langweilen, meiner Zunge geboten hat, mehr als einen Umstand beiseite zu lassen.

Zweiundvierzigſtes Kapitel,

welches berichtet, was noch weiter in der Schenke vorging, und auch von viel andern wiſſenswürdigen Dingen handelt.

Nach dieſen Worten ſchwieg der Maurenſklave, und Don Fernando ſprach zu ihm: Gewiß, Herr Hauptmann, der Stil und Ton, in dem Ihr uns dieſe merkwürdige Geſchichte erzählt habt, verdient das Lob, daß er der Neuheit und Merkwürdigkeit der Sache ſelbſt ganz ebenbürtig war. Alles war ungewöhnlich und eigentümlich und voll von Begebniſſen, die den Hörer ſpannen und in Staunen ſetzen. Und das Vergnügen, das wir empfanden, Euch zu hören, war ſo groß, daß, wenn uns auch noch der morgende Tag bei der Unterhaltung mit dieſer Geſchichte träfe, wir uns freuen würden, wenn ſie aufs neue begänne.

Nun erboten ſich ihm auch der Pfarrer und die andern zu allen Dienſtleiſtungen, die in ihren Kräften ſtünden, und dies in ſo freundſchaftlichen und aufrichtigen Ausdrücken, daß der Hauptmann über ihre wohlwollenden Geſinnungen hocherfreut war. Insbeſondere bot ihm Don Fernando an, wenn er mit ihm heimkehren wolle, ſo würde er ſeinen Bruder, den Marqués, veranlaſſen, bei Zoraidas Taufe die Patenſtelle zu übernehmen, und er für ſeinen Teil würde ſo für ihn ſorgen, daß er in ſeiner Heimat mit aller Würde und Bequemlichkeit eintreffen könne, die ſeiner Perſon gebühre. Der Sklave dankte für dies alles mit feinſter Höflichkeit, wollte jedoch keine ſeiner großmütigen Anerbietungen annehmen.

Indeſſen nahte bereits die Nacht, und bei deren Einbruch kam eine Kutſche in Begleitung einiger Leute zu Pferd in der Schenke an. Sie verlangten Herberge, worauf die Wirtin ant-

wortete, es sei in der ganzen Schenke nicht eine Handbreit mehr unbesetzt.

Wenn das auch der Fall ist, sprach einer der Leute zu Pferd, die in den Hof hereingeritten waren, wird es doch an Raum für den Herrn Oberrichter nicht fehlen, der hier ankommt.

Bei diesem Namen geriet die Wirtin in Verlegenheit und sagte: Es ist hierbei nur der Umstand, daß ich keine Betten habe; wenn Seine Gnaden der Herr Oberrichter ein solches mit sich führt, und ganz gewiß wird das der Fall sein, so möge er in Gottes Namen einkehren, und mein Mann und ich werden unser Gemach räumen, um es Seiner Gnaden bequem zu machen.

In Gottes Namen denn, sprach der Reisediener.

Inzwischen war aber schon ein Herr aus der Kutsche gestiegen, an dessen Tracht man sofort seinen Stand und Amtsberuf erkannte; denn das lange Gewand und die weiten Ärmel mit Handkrausen zeigten, daß er ein Oberrichter war, wie sein Diener gesagt hatte. Er führte an seiner Hand ein Fräulein, das etwa sechzehn Jahre alt schien. Sie war im Reiseanzug und so zierlich, schön und fein anzuschauen, daß ihr Anblick allen Bewunderung abnötigte. Ja, sie alle, hätten sie nicht Dorotea, Luscinda und Zoraida gesehen, die in der Schenke waren, hätten glauben müssen, daß eine ähnliche Schönheit wie die dieses Fräuleins nicht so leicht zu finden sei.

Beim Eintreten des Oberrichters und des Fräuleins war Don Quijote zugegen, und wie dieser den fremden Herrn sah, sprach er sogleich: Euer Gnaden kann getrost Einkehr halten und sich ergehen in dieser Burg. Denn wiewohl sie eng und ohne Bequemlichkeit ist, gibt es weder eine Engnis noch Unbequemlichkeit, so nicht für das Waffenwerk und die Gelehrsamkeit Raum hätte, zumal wenn Waffenwerk und Gelehrsamkeit die Schönheit als Führerin und Wegweiserin bei sich haben, wie Euer Gnaden Gelahrtheit sie in diesem schönen Fräulein

bei sich hat, einer Dame, vor welcher nicht nur die Burgen sich erschließen und ihr Inneres offenbaren, sondern auch die Felsen sich auseinandertun und die Berge sich spalten und herabneigen müssen, um ihr Zulaß zu gewähren. Es trete also, sag' ich, Euer Gnaden in dies Paradies ein, denn hier werdet Ihr Sterne und Sonnen finden, würdig, dem Himmel sich zu gesellen, den Euer Gnaden mitbringt. Hier werdet Ihr das Waffenwerk auf seiner höchsten Stufe und die Schönheit auf dem Gipfel der Vollkommenheit finden.

Der Oberrichter geriet in Verwunderung über Don Quijotes Reden und begann, ihn mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten, und wunderte sich nicht weniger über sein Aussehen als über seine Äußerungen, und ehe er seinerseits Worte der Entgegnung fand, geriet er aufs neue in Staunen, als er Luscinda, Dorotea und Zoraida erscheinen sah. Diese nämlich waren bei der Neuigkeit von den neuen Gästen und bei der Kunde von der Schönheit des Fräuleins, von der ihnen die Wirtin gesagt, herzugeeilt, um sie zu sehen und zu empfangen.

Don Fernando indessen und Cardenio und der Pfarrer begrüßten ihn auf eine verständigere und weltmännischere Weise als Don Quijote es getan. Endlich trat der Herr Oberrichter ins Haus, höchst befremdet über alles, was er sah und was er hörte; und die Schönen aus der Schenke hießen das schöne Fräulein willkommen. Der Oberrichter bemerkte alsbald, daß all die Anwesenden vornehme Leute waren. Allein Don Quijotes Gestalt, Aussehen und Haltung machte ihn gänzlich irre. Und nachdem man gegenseitig viele Höflichkeiten ausgetauscht und die Räumlichkeiten der Schenke in Betracht gezogen, traf man die Anordnung, die schon vorher getroffen war, nämlich, daß alle Frauen sich in die schon erwähnte Kammer begeben, die Männer aber vor derselben gleichsam als Schutzwache bleiben sollten. Sonach war der Oberrichter damit einverstanden, daß

seine Tochter, — dies war das Fräulein, — mit den übrigen Damen ginge, was sie sehr gerne tat. Und mit einem Teil vom schmalen Bette des Schenkwirts und mit der Hälfte des vom Oberrichter mitgebrachten machten die Damen es sich diese Nacht bequemer als sie erwartet hatten.

Der befreite Maurensklave, dem vom ersten Augenblick an, wo er den Oberrichter erblickte, das Herz heftig pochte und Ahnungen erweckte, daß dies sein Bruder sein könne, fragte einen der Diener, die den letzteren begleiteten, wie der Herr heiße und aus welcher Gegend er sei. Der Diener antwortete, der Herr heiße der Lizentiat Juan Pérez de Viedma, und er habe gehört, derselbe sei aus einem Ort im Gebirge von León.

Diese Mitteilung, und was er mit eignen Augen gesehen, überzeugte ihn vollends, jener sei sein Bruder, der nach dem Rat seines Vaters sich den Studien gewidmet hatte. Und in höchster Aufregung und Freude rief er Don Fernando, Cardenio und den Pfarrer beiseite, erzählte ihnen, was vorgehe, und gab ihnen die Gewißheit, der Oberrichter sei sein Bruder. Der Diener hatte ihm auch noch erzählt, derselbe gehe nach Indien, da er als Oberrichter beim Appellhof von Méjiko angestellt sei. Er erfuhr auch, jenes Fräulein sei dessen Tochter, ihre Mutter sei an der Geburt des Mädchens gestorben und der Vater sei durch die Mitgift, die ihm samt der Tochter im Hause verblieben, ein sehr reicher Mann geworden. Er bat sie um Rat, welchen Weg er einschlagen solle, um sich ihm zu entdecken, oder um sich vorher zu vergewissern, ob etwa, wenn er sich dem Richter entdeckt habe, dieser sich der Armut des Bruders schämen oder ihn mit liebevollem Herzen aufnehmen werde.

Es möge mir überlassen bleiben, diese Probe anzustellen, sagte der Pfarrer, zumal sich gar nichts andres denken läßt als daß Ihr, Herr Hauptmann, die allerbeste Aufnahme finden werdet. Denn die geistige Bedeutung und der verständige Sinn,

den Euer Bruder in seinem edlen Äußern erkennen läßt, deutet nicht darauf, daß er hochmütig oder vergeßlich ist, oder daß er nicht die Zufälligkeiten des Schicksals richtig zu würdigen weiß.

Trotz alledem, sagte der Hauptmann, möchte ich mich ihm nicht mit einemmal, sondern nur allmählich, wie auf Umwegen, zu erkennen geben.

Ich sage Euch ja, entgegnete der Pfarrer, ich werde meinen Plan so anlegen, daß wir alle zufrieden sein werden.

Inzwischen war das Abendessen schon aufgetragen, und alle setzten sich an den Tisch, ausgenommen der Hauptmann sowie die Damen, welche in ihrem Zimmer für sich speisten. Während man nun bei der Tafel war, sprach der Pfarrer: Herr Oberrichter, desselben Namens wie Euer Gnaden hatte ich einen Kameraden in Konstantinopel, wo ich ein paar Jahre in der Sklaverei war, und dieser Kamerad war einer der tüchtigsten Soldaten und Hauptleute, die im ganzen spanischen Fußvolk zu finden waren. Aber soviel er vom mutigen und tapferen Mann an sich hatte, soviel hatte er auch vom unglücklichen an sich.

Und wie hieß dieser Hauptmann, mein werter Herr? fragte der Oberrichter.

Er hieß, antwortete der Pfarrer, Rui Pérez de Viedma und war gebürtig aus einem Ort im Gebirge von León. Er erzählte mir eines Tages einen Vorfall, der sich zwischen seinem Vater und seinen Brüdern zugetragen, und hätte mir ihn nicht ein so wahrheitsliebender Mann wie er erzählt, so hätte ich es für eines jener Märchen gehalten, wie sie die alten Weiber des Winters beim Herdfeuer erzählen. Denn er sagte mir, sein Vater habe sein Vermögen unter seine drei Söhne verteilt und ihnen dabei besseren Rat gegeben als man in den Gedichten des Dionysius Cato findet. Und ich muß sagen, der Rat, dem er folgte, in den Krieg zu gehen, schlug ihm so gut aus, daß er es

in wenigen Jahren durch seine Tapferkeit und seinen Mut bis zum Hauptmann beim Fußvolk brachte und in solcher Achtung stand, daß er sich schon auf dem Wege sah, demnächst Oberstwachtmeister zu werden. Allein das Glück ward ihm feindlich; denn gerade als er berechtigt schien dessen Gunst zu erwarten, da büßte er sie vollständig ein, indem er seine Freiheit an jenem hochbeglückten Schlachttage einbüßte, wo so viele sie wieder erlangten, nämlich bei Lepanto. Ich meinesteils verlor die Freiheit in Goleta, und später fanden wir uns infolge verschiedener Schicksale als Kameraden in Konstantinopel. Von dort kam er nach Algier, wo ihm, wie mir bekannt, eines der seltsamsten Abenteuer von der Welt begegnet ist.

Nun fuhr der Pfarrer fort, in gedrängter Kürze alles zu erzählen, was dem Bruder mit Zoraida begegnet war, und der Oberrichter hörte dem Zeugen so merkwürdiger Erlebnisse mit höherer Spannung zu, als er jemals bei Gericht einen Zeugen verhört hatte. Der Pfarrer ging nur bis zu dem Punkte, wo die Franzosen die in der Barke segelnden Christen ausplünderten, so daß seine Gefährten und die schöne Maurin in Armut und Not gerieten. Er habe nicht erfahren, wohin sie weiter gelangt seien, ob sie nach Spanien gekommen, oder ob die Franzosen sie nach Frankreich gebracht hätten.

Alles, was der Pfarrer erzählte, hörte der Hauptmann mit an, der nicht weit davon stand und jede Bewegung seines Bruders beobachtete. Dieser aber seufzte tief auf, als er sah, daß der Pfarrer seine Erzählung geendet, seine Augen füllten sich mit Tränen, und er sprach: O Señor! wenn Ihr wüßtet, was für Nachrichten Ihr mir mitgeteilt habt, und wie nahe sie mich berühren! So nahe, daß ich es mit meinen Tränen bezeugen muß, die gegen alle Schicklichkeit und meiner Zurückhaltung zum Trotz mir aus den Augen strömen! Dieser tapfere Hauptmann, den Ihr nennt, ist mein ältester Bruder, der, weil tüchtiger

und von höherem Streben als ich und mein jüngster Bruder, den ehrenvollen und würdigen Beruf des Kriegers erwählte, als die eine Laufbahn von den dreien, die unser Vater uns vorschlug, wie Euer Kamerad Euch in der Erzählung, die Ihr für ein Märchen hieltet, mitgeteilt hat. Ich schlug die gelehrte Laufbahn ein, in welcher Gott und mein beharrlicher Fleiß mich zu der Stellung befördert haben, in welcher Ihr mich seht. Mein jüngerer Bruder befindet sich in Perú und ist so reich, daß er mit dem Gelde, das er meinem Vater und mir gesendet, seinen einst mitgenommenen Anteil reichlich ersetzt, ja meinem Vater hinreichende Mittel in die Hände gegeben hat, um seiner angeborenen Freigebigkeit Genüge zu tun. Und so war auch mir die Möglichkeit geworden, mich während meiner Studien anständiger und standesgemäßer zu halten und zu dem Posten zu gelangen, welchen ich jetzt bekleide. Noch lebt mein Vater und stirbt schier vor Sehnsucht, von seinem ältesten Sohne zu hören, und fleht zu Gott mit unaufhörlichem Gebete, daß der Tod ihm nicht eher die Augen schließe, bis er die seines Sohnes noch im Lebensglanz wiedergesehen. Von diesem aber, der doch ein so verständiger Mann ist, wundert es mich, daß er in seinen großen Drangsalen und Widerwärtigkeiten, oder wenigstens als er in glücklicheren Verhältnissen war, versäumt hat, seinem Vater Nachricht von sich zu geben. Denn wenn dieser oder einer von uns es erfahren hätte, so wäre er nicht genötigt gewesen, auf das Wunder mit dem Rohrstab zu warten, um sein Lösegeld zu erlangen. Indessen was mich jetzt ängstet, ist der Zweifel, ob jene Franzosen ihm die Freiheit geschenkt oder ihn umgebracht haben, um den verübten Raub zu verheimlichen. Dies alles wird nun zur Folge haben, daß ich meine Reise nicht mit jenem frohen Mute, mit dem ich sie begonnen, sondern mit Trauer und Schwermut fortsetzen muß. O mein guter Bruder! Wer doch wüßte, wo du weilest! Dann würde ich hineilen, dich auf-

zusuchen und dich von deinen Drangsalen zu erlösen, wenn es auch auf Kosten eigener Drangsale wäre. O wer doch unserm alten Vater die Nachricht brächte, daß du noch lebst! Und lägst du auch in den tiefverborgensten Sklavenzellen der Berberei, aus ihnen würden seine Reichtümer und die meines Bruders und die meinigen dich frei machen. Und du, o schöne, großherzige Zoraida, wer dich würdig belohnen könnte, was du Gutes an meinem Bruder getan! Wer doch zugegen sein könnte bei der Wiedergeburt deiner Seele und bei der Vermählung, die uns alle mit so hoher Freude erfüllen würde!

Diese Worte und andre ähnlichen Inhalts sprach der Oberrichter, und er war von den Nachrichten, die man ihm über seinen Bruder mitgeteilt, so tief ergriffen, daß die Zuhörer alle es sich nicht versagen konnten, ihrer Rührung gleich ihm Ausdruck zu leihen.

Wie nun der Pfarrer sah, daß ihm so wohl gelungen, was er beabsichtigt hatte und was der Hauptmann wünschte, wollte er sie alle nicht länger in ihrer Betrübnis lassen. Und so stand er vom Tische auf, ging in das Zimmer, wo sich Zoraida befand, nahm sie bei der Hand, und es folgten ihr Luscinda, Dorotea und die Tochter des Oberrichters. Der Hauptmann stand erwartend da, was der Pfarrer beginnen wolle, und dies war einfach, daß er mit seiner andern Hand *ihn* faßte und so das Paar zu dem Oberrichter und den andern Edelleuten hinführte und sprach: Laßt Eure Tränen nicht länger fließen, Herr Oberrichter! Euer Sehnen werde nun mit allem Glücke gekrönt, das nur zu wünschen ist; denn vor Euch steht Euer lieber Bruder und Eure liebe Schwägerin. Der Mann, den Ihr hier seht, ist der Hauptmann Viedma, und dies ist die schöne Maurin, die so viel Gutes an ihm getan hat. Die Franzosen, von denen ich Euch sagte, haben sie in die bedrängte Lage versetzt, die Ihr seht, damit Ihr die Großmut Eures edlen Herzen bewähren könnet.

Der Hauptmann eilte herzu, um seinen Bruder zu umarmen, und dieser legte ihm beide Hände auf die Schultern, um ihn erst aus einiger Entfernung zu betrachten. Aber nachdem er ihn endlich wieder erkannt hatte, preßte er ihn so fest in die Arme und vergoß so liebevolle Freudentränen, daß die meisten der Anwesenden sich nicht enthalten konnten mit ihm zu weinen. Die Worte, die die Brüder miteinander wechselten, die innigen Gefühle, denen sie Ausdruck verliehen — ich glaube kaum, daß man sie sich vorstellen, geschweige denn, daß die Feder sie niederschreiben kann. Da gaben sie einander in kurzer Darstellung Bericht über ihre Erlebnisse; da zeigten sie die treue Freundschaft zweier Brüder in vollkommenster Wahrheit; da umarmte der Oberrichter die liebliche Zoraida, da bot er ihr sein ganzes Vermögen an; da hieß er seine Tochter sie umarmen, und die schöne Christin und die wunderschöne Maurin lockten aufs neue Tränen aus aller Augen. Da stand Don Quijote in höchster Aufmerksamkeit, ohne ein Wort zu reden, und beschaute sich diese wundersamen Vorgänge, die er alle den Hirngespinsten der fahrenden Ritterschaft zuschrieb. Da trafen sie die Abrede, der Hauptmann und Zoraida sollten mit dem Bruder nach Sevilla zurückkehren und ihren Vater benachrichtigen, daß er gefunden worden und sich in Freiheit sehe, damit der alte Herr, wenn er es könnte, sich zur Hochzeit und Taufe Zoraidas einfände. Denn dem Oberrichter war es unmöglich, von der festgesetzten Reise abzustehen, da er Nachricht empfangen, daß binnen eines Monats eine Flotte von Sevilla nach Neu-Spanien absegeln werde und es für ihn großen Nachteil mit sich gebracht hätte, die Reisegelegenheit einzubüßen.

Alle waren nun vergnügt und froh über die günstige Wendung im Schicksal des ehemaligen Sklaven, und da die Nacht beinahe schon zwei Drittel ihrer Bahn zurückgelegt hatte, beschlossen sie, wenigstens während des Restes derselben ihr Lager

aufzusuchen und zu ruhen. Don Quijote erbot sich, die Bewachung der Burg zu übernehmen, damit sie nicht von irgend welchem Riesen überfallen würde oder von andern abenteuernden Schurken, die da nach dem reichen Schatz an Schönheit gierig sein möchten, den die Burg verwahre. Alle, die ihn kannten, sagten ihm Dank dafür und setzten zugleich den Oberrichter in Kenntnis von Don Quijotes seltsamer Geistesrichtung, worüber er sich nicht wenig ergötzte.

Sancho Panza allein verzweifelte fast darüber, daß es mit dem Schlafengehen so lange dauerte. Aber er allein auch wußte sich bequemer zu betten als alle andern, indem er sich auf Sattel und Decken seines Esels legte, — die ihn später so teuer zu stehen kamen, wie man bald erfahren wird.

Nachdem sich also die Damen in ihr Gemach zurückgezogen und die anderen sich so gut oder so wenig schlecht als möglich gelagert hatten, begab sich Don Quijote zur Schenke hinaus, um vor der Burg Wache zu halten, wie er es versprochen.

Als nun bis zum ersten Morgengrauen nur noch wenig fehlte, da drang zu den Ohren der Damen eine so wohltönende, so liebliche Stimme, daß alle ihr unwillkürlich aufmerksames Gehör schenken mußten, besonders Dorotea, die wach war und an deren Seite Doña Clara de Viedma schlief — so hieß nämlich die Tochter des Oberrichters. Niemand vermochte zu erraten, wer der Mann sei, der so schön singe; es war eine Stimme für sich allein, ohne Begleitung eines Instruments. Einmal kam es ihnen vor, als töne der Gesang aus dem Hofe, ein andermal, als ob aus dem Pferdestall, und während sie in dieser Ungewißheit höchst aufmerksam zuhörten, kam Cardenio an die Türe des Gemachs und sprach: Wer nicht schläft, der horche auf: ihr werdet die Stimme eines jungen Maultiertreibers vernehmen, der so herrlich singt, daß es zum Herzen dringt.

Wir haben ihn schon gehört, Señor, antwortete Dorotea.

Hiermit entfernte sich Cardenio; und Dorotea bot all ihre Aufmerksamkeit auf und vernahm, daß der Sänger folgendes Lied vortrug.

Dreiundvierzigstes Kapitel,

worin die angenehme Geschichte des jungen Maultiertreibers erzählt wird, nebst andern merkwürdigen Vorfällen, so sich in der Schenke zutrugen.

Ich bin Amors Fährmann, segle,
Wo die Hoffnung schier entschwunden,
Wo auf Amors tiefen Meeren
Nimmer wird ein Port gefunden.

Einem Sterne folgt mein Schifflein,
Fernher strahlt er mir im Dunkeln;
Nie sah jener Palinurus
Schönre Sterne droben funkeln.

Und er lenkt mich fern auf Meere,
Die nie Menschen noch befuhren;
Sorgenvoll und unbesorgt doch
Späht mein Herz nach seinen Spuren.

Sprödigkeit, ganz unerhört jetzt,
Tugend, die mir wird zum Fluche,
Sind die Wolken, die ihn bergen,
Wenn ich sehnsuchtsvoll ihn suche.

Klarer, lichter Stern, an dessen
Süßem Glanz ich neu gesunde,
Bleib! Die Stunde deines Scheidens
Wird auch meines Todes Stunde.

Als der Sänger bis dahin gekommen war, erachtete es Dorotea für unrecht, wenn Clara des Vergnügens an einer so schönen Stimme entbehren sollte. Sie weckte sie daher mit den Worten: Verzeih' mir, Kind, daß ich dich wecke, denn ich tue es,

damit dir der Genuß wird, die schönste Stimme zu hören, die du vielleicht in deinem Leben vernommen hast.

Clara erwachte noch ganz schlaftrunken und verstand anfangs nicht, was Dorotea ihr sagte; sie fragte daher erst noch einmal, Dorotea wiederholte ihre Worte, und nun ward Clara aufmerksam. Kaum aber hatte sie zwei Verse vernommen, mit denen der Sänger sein Lied fortsetzte, da befiel sie ein seltsames Zittern, als ob sie an einem heftigen Anfall des viertägigen Fiebers erkrankt läge. Sie preßte Dorotea innig in ihre Arme und sprach: O mein Herzensfräulein! warum habt Ihr mich geweckt? Die größte Wohltat, die mir in diesem Augenblick das Schicksal erweisen konnte, war, mir Augen und Ohren verschlossen zu halten, um diesen unglücklichen Sänger nicht zu sehen und nicht zu hören.

Was sagst du, Kind? Bedenke, daß der Sänger, wie man sagt, ein Maultiertreiber ist.

Das ist er nicht, sagte Clara; er ist Besitzer von adligen Herrschaften, und die Herrschaft, die er über mein Herz besitzt, wird ihm, wenn er sie nicht selbst aufgeben will, in alle Ewigkeit nie genommen werden.

Dorotea staunte ob der Worte des jungen Mädchens, die so voll tiefen Gefühles waren, daß sie die geistige Befähigung, die man von ihrem jugendlichen Alter erwarten konnte, weit überboten; und daher sprach sie zu ihr: Ihr redet so eigen, Fräulein Clara, daß ich Euch nicht verstehen kann. Erklärt Euch ausführlicher und sagt mir: was ist's mit dem Herzen und den Herrschaften, die Ihr erwähnt, und mit diesem Sänger, dessen Stimme Euch in solche Aufregung versetzt? Aber sagt mir für jetzt gar nichts; denn ich möchte nicht, um Eure Ängstlichkeit zu beschwichtigen, das Vergnügen einbüßen, den Sänger zu hören; es will mich bedünken, daß er mit andern Versen und anderer Melodie seinen Gesang aufs neue beginnt.

Nun in Gottes Namen, entgegnete Clara und hielt sich beide Ohren mit den Händen zu, um nichts zu hören. Darüber wunderte sich Dorotea abermals, sie horchte nun auf den Gesang, der in folgenden Weisen ertönte:

O du mein süßes Hoffen,
Das kühn sich Bahn bricht durch Unmöglichkeiten,
Da du die Wahl getroffen,
Zum fernen Ziel den Dornenweg zu schreiten,
Laß dein Vertrau'n nicht sinken,
Siehst du bei jedem Schritt den Tod dir winken.

Wer schwelgt in trägem Frieden,
Wird nie des Sieges Ruhm und Preis erjagen;
Vom Glück sind stets gemieden,
Die feig mit dem Geschick den Kampf nicht wagen,
Auf Mannesehr' verzichten
Und nur auf süße Ruh' die Sinne richten.

Wohl darf's gebilligt werden,
Verkauft den Siegespreis die Liebe teuer:
Kein höh'res Gut auf Erden
Als das die Lieb' erprobt in ihrem Feuer;
Und wahr sprach, der da lehrte:
Was wenig kostet, steht gering im Werte.

Beharrlichkeit im Lieben
Erringt gar manches Mal Unmöglichkeiten;
Und ich bin fest geblieben,
Dem unerreichbar'n Ziele nachzuschreiten,
So soll mir's auch gelingen,
Den Himmel von der Erd' aus zu erringen.

Hier hörte die Stimme auf und begann Clara aufs neue zu seufzen und zu schluchzen. Alles dieses entzündete um so mehr Doroteas Neugier, den Anlaß so süßen Gesanges und so schmerzlichen Weinens zu erfahren, und so fragte sie Clara wiederum, was sie ihr vorher habe erzählen wollen.

Jetzt drückte Clara sie fester ans Herz und in der Besorgnis, Luscinda möchte sie hören, hielt sie ihren Mund so dicht an Doroteas Ohr, daß sie sicher war von niemand belauscht zu werden, und sprach zu ihr: Jener Sänger, mein Fräulein, ist der Sohn eines Edelmanns aus dem Königreich Aragón, der zwei Herrschaften besitzt und in der Residenz dem Hause meines Vaters gegenüber wohnte. Und obschon mein Vater die Fenster seiner Wohnung im Winter mit Vorhängen und im Sommer mit Holzgittern wohl verwahrt hielt, so weiß ich nicht, wie es zuging und wie es nicht zuging: der junge Herr, der noch ins Kolleg ging, erblickte mich, ich weiß nicht, ob in der Kirche oder anderswo. Endlich verliebte er sich in mich und gab es mir von den Fenstern seines Hauses aus durch so viele Zeichen und so viele Tränen zu verstehen, daß ich ihm Glauben, ja Liebe schenken mußte, ohne noch zu wissen, wie ernstlich seine Liebe sei. Unter den Zeichen, die er mir machte, war eines, daß er seine Hände ineinander legte, womit er mir zu verstehen gab, daß er sich gern mit mir verheiraten möchte; und wiewohl ich mich höchlich freuen würde, wenn dem so wäre, wußte ich doch, so ganz allein und mutterlos, nicht, mit wem ich es besprechen sollte, und ließ die Sache gehen, wie sie ging, ohne ihm je eine andre Gunst zu erweisen als daß ich, wenn mein Vater und auch der seinige das Haus verlassen hatten, den Vorhang — oder das Gitter — ein wenig in die Höhe hob und mich in ganzer Gestalt sehen ließ, worüber er sich so glücklich und selig gebärdete, daß er schier verrückt zu werden schien.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo mein Vater abreisen sollte, und er erfuhr es, wenn auch nicht durch mich, da es mir nie möglich war, ihn zu sprechen. Er wurde krank, wie ich vermute, aus Gram, und so konnte ich ihn am Tag unserer Abreise nicht sehen, um von ihm, wenn auch nur mit Blicken, Abschied zu nehmen. Aber als wir zwei Tage lang gereist waren und

eben in ein Gaſthaus einkehrten, an einem Orte eine Tagereiſe von hier entfernt, da erblickte ich ihn plötzlich an der Tür des Gaſthauſes, angezogen wie der Burſche eines Maultiertreibers, und die Tracht ſchien ihm ſo natürlich, daß es mir unmöglich geweſen wäre, ihn zu erkennen, wenn ich ſein Bild nicht ſo treu im Herzen trüge. Ich erkannte ihn und ward von Staunen und Freude ergriffen. Er ſah mich verſtohlen an, hinter meines Vaters Rücken, da er ſich immer vor ihm verbirgt, wenn er auf den Wegen und in den Wirtshäuſern, wohin wir kommen, an mir vorübergeht. Und da ich weiß, wer er iſt, und bedenke, daß er nur aus Liebe zu mir, unter ſo viel Mühſalen zu Fuße reiſt, vergehe ich vor Gram, und wo ſich ſeine Füße hinwenden, da wenden ſich meine Augen hin. Ich weiß nicht, welche Abſicht ihn hierherführt, noch wie es ihm möglich war, von ſeinem Vater fortzukommen, der ihn außerordentlich liebt, weil er keinen andern Erben hat, und weil der junge Mann es verdient, wie Ihr ſofort erkennen werdet, wenn Ihr ihn ſeht. Außerdem kann ich Euch ſagen, daß alles, was er ſingt, aus ſeinem eignen Kopfe kommt, denn, wie ich gehört habe, hat er viel gelernt und dichtet vortrefflich. Aber es kommt noch etwas dazu: jedesmal, wenn ich ihn ſehe oder ſingen höre, zittre ich am ganzen Leibe und werde von Angſt überfallen, mein Vater möchte ihn erkennen und unſere gegenſeitige Neigung entdecken. Nie in meinem Leben habe ich ein Wort mit ihm geſprochen, und deſſenungeachtet liebe ich ihn ſo innig, daß ich ohne ihn nicht leben kann. Das, mein Fräulein, iſt alles, was ich Euch über dieſen Sänger ſagen kann, deſſen Stimme Euch ſo ſehr gefallen hat, daß Ihr an ihr allein ſchon erkennen könnt, daß er keineswegs zu den Maultiertreibern gehört, wie Ihr Euch äußertet, ſondern daß er Gebieter über Seelen und Herrſchaften iſt.

Redet nicht weiter, Señora Doña Clara, ſprach Dorotea jetzt und küßte ſie dabei viel tauſendmal; redet nicht weiter, ſag'

ich, und geduldet Euch, bis der Morgen kommt. Mit Gottes Hilfe hoffe ich Eure Angelegenheiten in ein solches Geleis zu bringen, daß sie das glückliche Ende erreichen, das ein so sittenreiner Anfang verdient.

O mein Fräulein! versetzte Clara, welch ein Ende läßt sich hoffen, wenn doch sein Vater so vornehm und so reich ist, daß er mich kaum wert achten wird, seines Sohnes Dienerin, geschweige seine Gemahlin zu sein? Und dann, mich heimlich hinter dem Rücken meines Vaters zu verheiraten, das würde ich um alles in der Welt nicht tun. Ich wünschte nur, der junge Mann kehrte nach Hause und ließe mich im Stiche. Vielleicht, wenn ich ihn nicht sähe und die große Strecke des Weges, den wir reisen, uns trennte, würde sich die Pein, die ich jetzt empfinde, beschwichtigen lassen. Zwar muß ich wohl sagen, dies Mittel, das mir eben eingefallen, würde mir gar wenig helfen. Ich weiß nicht, was zum Kuckuck das gewesen ist, oder durch welches Pförtchen die Liebe zu ihm sich mir ins Herz eingeschlossen hat, da ich doch ein so junges Mädchen und er ein so junges Herrchen ist. In der Tat glaube ich, wir sind vom selben Alter, und ich zähle noch nicht volle sechzehn Jahre, denn mein Vater sagt, daß ich dies Alter erst auf nächsten Michaelistag erreichen werde.

Dorotea konnte das Lachen nicht unterdrücken, als sie Clara so kindlich plaudern hörte, und sprach zu ihr: Jetzt, Fräulein, wollen wir das Wenige, was, wie mich dünkt, von der Nacht noch übrig ist, in Ruhe verschlafen. Gott wird Tag werden lassen, und es wird uns schon gelingen, oder ich müßte mich schlecht auf dergleichen verstehen.

Hiemit sanken sie in Schlummer, und in der ganzen Schenke herrschte tiefe Stille. Nur die Tochter der Wirtin und Maritornes schliefen nicht. Sie wußten, welchen Sparren Don Quijote im Kopf hatte. Sie hatten gesehen, wie er vor

der Schenke gerüſtet und zu Pferde Wache hielt, und nahmen ſich vor, ſich einen Spaß mit ihm zu machen oder ſich mindeſtens mit dem Anhören ſeiner Narreteien die Zeit zu vertreiben.

Nun gab es in der ganzen Schenke kein Fenſter, das aufs Feld hinausging; nur auf dem Heuboden war eine Luke, durch welche man das Stroh hinauswarf. An dieſe Luke ſtellten ſich die beiden nachgemachten Burgfräulein und ſahen, wie Don Quijote zu Pferde ſaß, auf ſeinen Spieß gelehnt, und von Zeit zu Zeit ſo ſchmerzlich tiefe Seufzer ausſtieß, daß es ſchien, als würde mit jedem die Seele ihm ſchier aus dem Leibe geriſſen. Und zugleich hörten ſie ihn mit weicher, zärtlicher, liebebeſeelter Stimme ſagen: O meine Herrin Dulcinea del Toboſo, du höchſter Inbegriff aller Schönheit, Ende und Vollendung aller Klugheit und Beſcheidenheit, Rüſtkammer der anmutigſten Holdſeligkeit, Vorratshaus aller Sittſamkeit, Vorbild alles deſſen, was es Erſprießliches, Sittenreines und Erquickliches auf Erden gibt! o ſage, woran mag anitzo deine Herrlichkeit ſich erluſten? Hältſt du vielleicht deinen fürtrefflichen Sinn gerichtet auf dieſen in deinen Ketten ſchmachtenden Ritter, den es verlangt hat, ſich aus eignem freien Willen in ſo viel Gefahren zu ſtürzen, nur um ſich deinem Dienſt ergeben zu zeigen? Gib mir Nachricht von ihr, o Himmelsleuchte, mit dem dreifach verſchiedenen Antlitz! Das ihrige beneideſt du vielleicht jetzt im Anſchauen ihrer Schönheit und beobachteſt, wie ſie eine Galerie ihres prunkenden Palaſtes durchwandelt, oder wie ſie ſich mit der Bruſt über einen Balkon lehnt und bei ſich erwägt, wie ſie unbeſchadet ihrer Tugend und erhabenen Stellung den Sturm beruhigen könne, den dies mein zagendes Herz um ihretwillen erleidet; welche Glorie ſie meinen Qualen, welche Linderung ſie meinen Kümmerniſſen, kurz, welches Leben ſie meinem Tode und welchen Lohn ſie meinen Dienſten gewähren

ſoll! Und du, Sonne, die du dich gewiß ſchon jetzt beeileſt, deine Roſſe zu ſatteln, um früh zur Hand zu ſein und nach meiner Herrin dich umzuſchauen! ſobald du ſie erblickeſt, bitte ich dich, ſie von mir zu grüßen. Aber hüte dich, daß du nicht, wenn du ſie ſiehſt und grüßeſt, ſie auf das Antlitz küſſeſt; denn ich würde eiferſüchtiger auf dich ſein als du es auf jene behende grauſame Schönheit warſt, die dich ſo ſchwitzen ließ und dich zum Lauf ſpornte durch die Ebenen Theſſaliens hindurch, oder war es längs der Ufer des Peneus, denn ich erinnere mich nicht genau, wo du damals in deiner Eiferſucht und Verliebtheit umhergelaufen biſt.

So weit war Don Quijote in ſeinen betrübſamen Herzensergießungen gekommen, als die Wirtstochter begann ihm Pſt! pſt! zuzurufen und zu ihm ſprach: Verehrter Herr, geruhe doch Euer Gnaden hierherzukommen, wenn Ihr ſo gut ſein wollt.

Auf dieſe Winke und Worte drehte Don Quijote den Kopf und bemerkte bei dem Lichte des Mondes, der gerade in ſeiner vollen Helle ſchien, daß man ihm von der Dachluke aus zurief, welche ihm ein Fenſter ſchien, und obendrein eins mit vergoldetem Gitter, wie es ſich für ſo reiche Burgen geziemt, denn eine ſolche war in ſeiner Einbildung die Schenke. Und gleich im Augenblick ſtellte ſich ihm in ſeiner verrückten Phantaſie vor, daß gerade wie das vorige Mal das huldſelige Fräulein, die Tochter der Burgherrin, von Liebe zu ihm überwältigt, aufs neue um ſeine Neigung werben wolle. Und in dieſem Gedanken wendete er, um ſich nicht unritterlich und undankbar zu zeigen, Roſinante am Zügel, ritt an die Dachluke heran, und wie er die beiden Mädchen erſah, ſprach er: Bedauern hege ich um Euretwillen, huldſeliges Fräulein, daß Ihr Eure liebenden Sinne auf ein Ziel gerichtet habet, wo es nicht möglich, Euch die entſprechende Erwiderung finden zu laſſen, wie ſie Eure hohe Fürtrefflichkeit und Lieblichkeit verdient. Deſſen

aber dürft Ihr die Schuld nicht dieſem jammervollen fahrenden Ritter beimeſſen, welchen Liebe in die Unmöglichkeit verſetzt hat, ſeine Neigung einer andern hinzugeben, ſondern nur der, die er in der ſelben Minute, wo ſeine Augen ſie erſchauten, zur unumſchränkten Gebieterin ſeines Herzens machte. Verzeihet mir, fürtreffliches Fräulein; ziehet Euch in Euer Gemach zurück und begehrt nicht, mich durch entſchiedenere Kundgebung Eurer Wünſche zu noch größerem Undank zu nötigen. Wenn Ihr aber in mir etwas anderes finden könnt, womit ich Eurer Liebe zu mir ein Genüge zu tun vermöchte, etwas andres, das nicht wieder ſelbſt Liebe iſt, ſo fordert es von mir, und ich ſchwör' Euch bei jener ſüßen Feindin mein, die nun fern iſt, es Euch augenblicks zu gewähren, und fordertet Ihr von mir ſogar eine Locke von Meduſas Haaren, die alleſamt Schlangen waren, oder auch die Sonnenſtrahlen ſelbſt in eine Flaſche eingeſiegelt.

Von all dieſem hat mein Fräulein nichts nötig, fiel hier Maritornes ein.

Und was denn, kluge Zofe, hat Euer Fräulein nötig? entgegnete Don Quijote.

Nur eine von Euren ſchönen Händen, ſprach Maritornes, um an ihr das heiße Begehren zu kühlen, das ſie zu dieſer Dachluke hergeführt hat, wobei ihre Ehre ſo große Gefahr läuft, daß, wenn ihr Herr Vater dahinter gekommen wäre — wahrlich ihr Ohr wäre das kleinſte Stück geweſen, das er ihr abgeſchnitten hätte.

Das hätt' ich wohl ſehen mögen! verſetzte Don Quijote. Aber er wird ſich wohl davor hüten, wenn er nicht das unglückſeligſte Ende nehmen will, das je auf Erden einem Vater zum Lohne dafür geworden, daß er ſeine Hände an die zarten Glieder ſeiner liebeerfüllten Tochter gelegt.

Maritornes hielt es für ſicher, daß Don Quijote die verlangte Hand darreichen werde, und da ſie in Gedanken ſchon

mit sich einig war, was sie tun wollte, ging sie von der Dachluke hinunter nach dem Pferdestall, nahm dort die Halfter von Sancho Panzas Esel und kehrte mit größter Geschwindigkeit zu ihrer Luke zurück. Hier hatte sich Don Quijote bereits mit den Füßen auf Rosinantes Sattel gestellt, um das Gitterfenster zu erreichen, wo seine Einbildung das liebeswunde Fräulein stehen sah, und indem er ihr die Hand reichte, sprach er: Nehmt, Fräulein, diese Hand, oder richtiger gesagt, diese Zuchtrute aller Missetäter auf Erden. Nehmt diese Hand, sag' ich, die noch nie von eines Weibes Hand berührt worden, nicht einmal von der Hand jener Erkorenen, der mein ganzer Körper völlig zu eigen gehört. Ich gebe sie Euch nicht, damit Ihr sie küsset, sondern damit ihr das Gewebe ihrer Sehnen, das Gefüge ihrer Muskeln, die Breite und Mächtigkeit ihrer Adern betrachtet, woraus Ihr entnehmen werdet, wie groß die Stärke dieses Armes ist, dem solch eine Hand zugehört.

Das wollen wir gleich sehen, sprach Maritornes, flocht eine Schlinge in die Halfter, warf sie ihm um das Handgelenk, ging dann gebückt von der Dachluke hinweg und band den übrigen Teil der Halfter so fest als möglich an den Riegel der Bodentüre. Don Quijote, der die Reibung des rauhen Stricks an seinem Handgelenk spürte, sprach: Euer Gnaden scheint meine Hand mehr zu striegeln als zu streicheln. Behandelt sie nicht so übel, denn sie ist schuldlos daran, wenn mein Herz übel an Euch handelt, und es ist nicht recht, daß Ihr an einem so kleinen Teile für das Ganze Eures Ingrimms Eure Rache übt. Bedenket, daß, wer edel liebt, sich nicht so unedel rächt.

Aber alle diese Reden Don Quijotes hörte schon niemand mehr. Denn sowie Maritornes ihm die Hand in der Schlinge gefangen hatte, liefen die beiden Mädchen weg und wollten sich fast tot lachen und ließen ihn dort so fest gebunden, daß es ihm unmöglich war, sich zu befreien. Er stand denn nun, wie ge-

ſagt, mit den Füßen auf Roſinante, den ganzen Arm durch die Dachluke geſtreckt und am Türriegel feſtgehalten, mit der größten Angſt und Beſorgnis, wenn Roſinante nach der einen oder andern Seite einen Schritt täte, ſo würde er am Arm aufgehängt bleiben. Er wagte daher nicht die geringſte Bewegung, da von Roſinantes Geduld und Gemütsruhe ſich ganz wohl erwarten ließ, er würde ein ganzes Jahrhundert ſtehen bleiben, ohne ſich zu rühren.

Wie Don Quijote ſich nun ſo gebunden ſah und gewahrte, daß die Damen ſich bereits entfernt hatten, verfiel er zuletzt auf den Gedanken, alles dies geſchehe durch Zauberei wie das letzte Mal, als in dieſer nämlichen Burg jener verzauberte Mohr oder eigentlich Eſeltreiber ihn fürchterlich durchbläute. Und er verwünſchte im tiefſten Innern ſeinen Mangel an Verſtand und Überlegung, weil er das erſtemal aus dieſer Burg ſo ſchlecht weggekommen, ſich dennoch darauf eingelaſſen habe, ſie ein zweites Mal zu betreten, da es doch bei den fahrenden Rittern als Lehrſatz gilt, daß jedesmal, wenn ſie ſich an ein Abenteuer gewagt und damit kein Glück gehabt haben, es ein Zeichen iſt, daß ſelbiges Abenteuer nicht ihnen, ſondern Dritten vorbeſtimmt iſt, und daß ſie alſo nicht nötig haben, ſich ein zweites Mal daran zu wagen.

Deſſenungeachtet zog er an ſeinem Arm, um zu verſuchen, ob er ſich freimachen könne. Aber er war ſo feſtgebunden, daß all ſeine Verſuche vergeblich waren. Freilich zog er mit Behutſamkeit, damit Roſinante ſich nicht rühre. Wiewohl er ſich gerne geſetzt und in den Sattel gebracht hätte, konnte er nichts andres tun als auf den Füßen ſtehen bleiben, wenn er ſich nicht die Hand ausrenken wollte. Jetzt kam der Augenblick, wo er ſich das Schwert des Amadis wünſchte, gegen welches keine Zauberkunſt etwas vermochte. Jetzt kam die Stunde, wo er ſein Schickſal verwünſchte. Jetzt begann er, ſich in grellen

Farben auszumalen, wie sehr man ihn in der Welt vermissen werde, so lange er hier verzaubert bliebe, denn das zu sein glaubte er mit vollster Gewißheit. Jetzt auch gedachte er aufs neue seiner geliebten Dulcinea del Toboso. Jetzt rief er seinen wackeren Schildknappen Sancho Panza herbei, der aber in Schlaf begraben und, auf den Sattel seines Esels hingestreckt, in diesem Augenblick an die eigene Mutter, die ihn geboren, nicht gedacht hätte. Jetzt rief er die Zauberer Lirgandeo und Alquife zu Hilfe. Jetzt flehte er um Beistand zu dessen treuer Freundin Urganda. Und hier endlich fand ihn der Morgen, in solcher Verzweiflung und Beklemmung, daß er brüllte wie ein Stier; denn er hoffte keineswegs, daß seinen Qualen mit dem anbrechenden Tag Abhilfe kommen werde, da er sie für ewig hielt, weil er sich verzaubert glaubte. Und was ihn in diesem Glauben bestärkte, war, daß Rosinante sich nicht bewegte, weder wenig noch viel, und er dachte sich, er und sein Roß würden ohne Essen und Trinken noch Schlafen so stehen bleiben, bis dieser böse Einfluß der Sterne vorüber wäre, oder bis ein andrer, noch gelahrterer Zauberkünstler ihn entzaubern würde.

Indessen fand er sich in seinem Glauben arg betrogen. Kaum fing der Morgen an zu grauen, als vier Männer zu Pferde, sehr wohl gekleidet und trefflich ausgerüstet, ihre Büchsen über den Sattelbogen gelegt, zur Schenke herantrabten. Sie pochten mit mächtigen Schlägen an die Tür der Schenke, die noch verschlossen war. Don Quijote sah dies von seinem hohen Standpunkt aus und wollte auch von da aus die Pflicht einer Schildwache nicht versäumen. Er rief mit lauter, stolzer Stimme: Ritter oder Knappen oder wer ihr immer sein möget, es kommt euch nicht zu, an die Pforten dieser Burg zu pochen. Denn es ist zur Genüge offenbar, daß zu solcher Stunde entweder die darin Weilenden im Schlafe liegen oder aber nicht

gewohnt ſind, ihre Feſten zu erſchließen, bis denn der Sonne Licht ſich über die ganze Erde hin verbreitet hat. Macht euch von dannen und wartet, bis daß der Tag leuchte, und dann werden wir ſehen, ob es ſich gebührt oder nicht, daß man euch die Pforten erſchließe.

Was Teufel für Feſte oder Burg iſt dies, ſprach einer von den Reitern, daß man uns nötigen will, ſolche Umſtände zu machen? Wenn Ihr der Wirt ſeid, ſo befehlt, uns das Tor zu öffnen. Wir ſind Reiſende und verlangen weiter nichts als unſern Pferden Futter zu geben und dann weiter zu ziehen, denn wir haben Eile.

Meint ihr Ritter, daß ich nach einem Wirt ausſehe? entgegnete Don Quijote.

Ich weiß nicht, nach was Ihr ausſeht, verſetzte der andre; aber ich weiß, daß Ihr Unſinn redet, wenn Ihr dieſe Schenke eine Burg nennt.

Eine Burg iſt es, ſprach Don Quijote darauf, und eine der beſten in dieſem ganzen Gau, und es ſind Perſonen darin, die ſchon einen Zepter in der Hand und eine Krone auf dem Haupte getragen.

Beſſer wär' es umgekehrt, ſagte der Reiſende, den Zepter auf dem Kopf und die Krone in der Hand. Und es wird wohl ſo ſein, wenn wir es recht betrachten, daß eine Geſellſchaft Schauſpieler ſich drin befindet, die wohl gewohnt ſind, gar oft die Kronen und Zepter zu tragen, von denen Ihr ſprecht. Denn in einer ſo kleinen Schenke, und wo ſolche Stille herrſcht wie in dieſer, da, dünkt es mich, kehren nicht wohl Perſonen ein, denen Krone und Zepter gebührt.

Ihr wißt wenig von der Welt, entgegnete Don Quijote, da Euch unbekannt iſt, welche Ereigniſſe bei der fahrenden Ritterſchaft vorkommen.

Die Gefährten des Mannes, der die Anfrage gestellt hatte, wurden der Unterhaltung überdrüssig, die er mit Don Quijote führte, und daher begannen sie aufs neue mit größtem Ungestüm zu pochen, so daß der Wirt aufwachte und nicht minder alles, was in der Schenke war. Er stand daher auf und fragte, wer da poche.

Es geschah nun, daß eine von den Stuten, auf welchen die pochenden vier Männer saßen, sich dem Rosinante näherte, um ihn zu beriechen, der bisher schwermütig und trübselig, mit gesenkten Ohren, ohne sich zu rühren, seinen ausgereckten Herrn trug. Da der Gaul aber am Ende doch von Fleisch war, wiewohl er von Holz schien, konnte er nicht umhin sich zu fühlen und das Tier wieder seinerseits zu beriechen, das ihn mit Liebkosungen begrüßt hatte. Und so hatte er sich denn nur ein klein wenig bewegt, da rutschten Don Quijotes beide Füße von ihrer Stelle, glitten vom Sattel herab, und er wäre auf den Boden gestürzt, wäre er nicht am Arme hängen geblieben. Dies verursachte dem Ritter so gewaltigen Schmerz, daß es ihm vorkam, als wenn man ihm das Handgelenk abschnitte oder den Arm ausrenkte. Denn er blieb so nah über dem Boden schwebend, daß er mit den äußersten Fußspitzen die Erde küßte. Aber dies gereichte ihm zum Nachteil, denn da er merkte, wie wenig ihm daran fehlte, um mit den Fußsohlen auftreten zu können, mühte er sich und streckte sich soviel er konnte, um den Boden zu erreichen, gerade wie diejenigen, die bei der Folterung am Flaschenzug so hängen, daß sie den Boden berühren und doch nicht berühren. Sie selber mehren ihre Schmerzen durch ihre Bemühung, sich auszustrecken, getäuscht durch die Hoffnung, die ihnen vorspiegelt, wenn sie sich nur ein wenig mehr strecken könnten, würden sie den Boden erreichen.

Vierundvierzigſtes Kapitel,

worin von den unerhörten Ereigniſſen in der Schenke des weiteren berichtet wird.

Nun begann Don Quijote ſo furchtbar zu brüllen, daß der Wirt eilig das Tor der Schenke auftat und in vollem Schrecken hinauslief, um zu ſehen, wer ein ſolches Geſchrei ausſtieß, und die Fremden, die ſich draußen befanden, taten desgleichen. Maritornes, die ebenfalls von dem Lärmen aufgewacht war, dachte ſich gleich, was es ſein möchte, lief auf den Heuboden und band unbemerkt die Halfter los, welche den Ritter feſthielt, und er fiel ſofort zu Boden angeſichts des Wirtes und der Reiſenden, welche auf ihn zueilten und ihn fragten, was er habe, daß er ſolches Geſchrei ausſtoße. Er aber riß ſich, ohne ein Wort zu erwidern, den Strick vom Handgelenke weg, ſtellte ſich auf die Füße, ſtieg auf Roſinante, nahm ſeine Tartſche in den Arm, legte ſeinen Spieß ein, ließ den Gaul einen tüchtigen Anlauf nehmen und wandte ſich in kurzem Galopp zurück und ſprach: Wer auch immer behaupten wollte, ich ſei nach Recht und gerechtem Grund verzaubert worden, den, ſoferne meine Gebieterin, die Prinzeſſin Mikomikona, mir es großgünſtig verſtattet, den heiße ich einen Lügenbold, heiſche ihn zu Recht und fordre ihn zum Einzelkampf heraus.

Die neuen Ankömmlinge gerieten in großes Staunen über Don Quijotes Äußerungen. Aber der Wirt riß ſie bald aus ihrer Verwunderung, indem er ihnen ſagte, wer Don Quijote ſei, und wie man ſeiner nicht acht zu haben brauche, da er nicht bei Verſtande ſei. Hierauf fragten ſie den Wirt, ob vielleicht ein Jüngling von ungefähr fünfzehn Jahren in dieſe Schenke gekommen ſei, gekleidet wie ein Burſche bei den Maultiertreibern, welcher die und die Merkmale an ſich habe; und hierbei bezeich-

neten sie genau, woran Doña Claras Liebhaber zu erkennen war. Der Wirt antwortete, es seien so viele Leute in der Schenke, daß er den Jüngling, nach dem sie fragten, nicht besonders bemerkt habe. Indem aber sah einer von ihnen die Kutsche, in welcher der Oberrichter gekommen war, und rief: Hier muß er sein, ganz gewiß; denn dies ist die Kutsche, der er nachzieht, wie wir hören. Bleibe einer von uns am Tor, die andern sollen hinein, ihn zu suchen. Ja, es wäre gut, wenn einer von uns die Runde um die ganze Schenke machte, damit er nicht über die Hofmauer entspringt.

So soll's geschehen, erwiderte einer von ihnen.

Zwei gingen hinein, einer blieb an dem Tor, der vierte ging um die Schenke herum. Der Wirt sah alledem zu und konnte nicht verstehen, zu welchem Zweck diese Vorkehrungen getroffen wurden; wiewohl er jedenfalls glaubte, sie suchten jenen Jüngling, dessen Merkmale sie ihm angegeben hatten.

Jetzt war es heller Tag geworden, und sowohl deshalb, als infolge des Lärms, den Don Quijote verursacht hatte, waren alle wach geworden und standen auf, in erster Linie Doña Clara und Dorotea; denn die eine hatte vor Angst, ihren Geliebten so nahe zu wissen, und die andre vor neugierigem Drang, ihn zu sehen, diese Nacht nur sehr schlecht schlafen können. Don Quijote seinerseits war, als er sah, daß keiner der vier Reisenden seiner acht hatte noch ihm auf seine Herausforderung Antwort gab, ganz außer sich und raste vor Ärger und Wut. Und hätte er in den Satzungen seines Rittertums gefunden, daß der fahrende Ritter erlaubtermaßen ein neues Abenteuer in die Hand nehmen und ausrichten dürfe, nachdem er sein Wort gegeben, sich auf keines einzulassen, bis er das früher bereits von ihm verheißene Unternehmen zu Ende geführt habe, so würde er sie alle angefallen und gezwungen haben, ihm wider ihren Willen Rede zu stehen. Aber da es ihm

schien, daß es für ihn weder geziemend noch wohlgetan sei, ein neues Unternehmen zu beginnen, bevor er Mikomikona in ihr Reich eingesetzt, mußte er schweigen und in aller Ruhe abwarten, worauf die Vorkehrungen jener Reisenden abzielten.

Einer dieser letzteren fand endlich den Jüngling, den sie suchten, wie er neben einem Maultiertreiber schlief, nicht im entferntesten besorgend, daß jemand ihn suchte, und noch weniger, daß er ihn fände. Der Mann ergriff ihn am Arme und sagte ihm: Gewiß, Señor Don Luis, Eure Tracht ist der Würde Eures Standes sehr angemessen, und das Bett, worin ich Euch finde, paßt ausgezeichnet zu der sorgsamen Pflege, mit der Euch Eure Mutter erzog.

Der Jüngling rieb sich die schlaftrunkenen Augen und sah den Mann, der ihn am Arme hielt, eine geraume Weile an; und sowie er in ihm einen Diener seines Vaters erkannte, erschrak er so heftig, daß er lange Zeit nicht die Kraft fand und nicht imstande war, ihm ein Wort zu sagen.

Der Diener aber fuhr fort: Hier ist nichts andres zu tun, Señor Don Luis, als Euch in Geduld zu fassen und nach Hause zurückzukehren, falls Ihr nicht etwa wollt, daß mein Herr, Euer Vater, den Weg in jene Welt wandre, denn andre Folgen kann der Gram nicht haben, den Eure Entfernung ihm verursacht hat.

Wie hat denn mein Vater erfahren, sprach Don Luis, daß ich diesen Weg eingeschlagen habe, und in dieser Tracht?

Ein Student, antwortete der Diener, dem Ihr Euer Vorhaben anvertraut habt, hat es uns entdeckt, selber von Schmerz ergriffen bei dem Ausbruch des Schmerzes, der Euern Vater augenblicklich befiel, als er Euch vermißte; und daher schickte er vier seiner Diener aus auf die Suche nach Euch, und wir alle sind hier zu Euern Diensten, vergnügter als sich nur erdenken läßt, ob der guten Ausrichtung unsres Auftrags, mit

welcher wir zurückkehren und Euch vor die Augen führen werden, die Euch so innig lieben.

Damit wird es gehen wie ich will, oder wie der Himmel gebeut, entgegnete Don Luis.

Was könnt Ihr wollen, oder was kann der Himmel anders gebieten, als daß Ihr mit Eurer Heimkehr einverstanden seid? Denn was andres ist nicht möglich.

Dem ganzen Gespräch zwischen den beiden hörte der Maultiertreiber zu, neben welchem Don Luis sein Lager hatte; er stand auf, ging hinaus und erzählte die Vorgänge Don Fernando und Cardenio und den andern, die sich bereits angekleidet hatten. Er sagte ihnen, der fremde Mann rede diesen Jüngling mit Don an, habe lange mit ihm gesprochen und wolle ihn nach dem Hause seines Vaters zurückbringen, der junge Mann aber wolle nicht. Da sie dies hörten und zu gleicher Zeit sich erinnerten, welch eine schöne Stimme der Himmel ihm verliehen, wurde in ihnen allen der Wunsch rege, genauer zu erfahren, wer er sei, ja sogar ihm Beistand zu leihen, wenn man etwa mit Gewalt gegen ihn vorgehen wolle. Und so begaben sie sich alle zu der Stelle, wo sie ihn noch mit seinem Diener sprechen und streiten hörten.

Unterdessen kam Dorotea aus ihrem Gemach, und hinter ihr Doña Clara in voller Bestürzung. Dorotea rief Cardenio beiseite und erzählte ihm in kurzen Worten die Geschichte des Sängers und Doña Claras; er dagegen berichtete ihr was seitdem mit Don Luis vorgegangen, nämlich daß die Diener seines Vaters gekommen seien, ihn aufzusuchen. Er sprach aber nicht so leise, daß es Doña Claras Ohren entgangen wäre, und sie geriet darüber so außer sich, daß sie, wenn Dorotea nicht herzugeeilt wäre, sie zu halten, zu Boden gestürzt wäre. Cardenio ermahnte Dorotea in das Gemach zurückzugehen, er würde sich bemühen, alles in Ordnung zu bringen. Sie taten also.

Schon waren die vier, welche Don Luis aufsuchen sollten, alle zusammen in der Schenke und standen um ihn her und suchten ihn zu bereden, er möge sogleich, ohne einen Augenblick zu zögern, heimkehren und seinem Vater Trost bringen. Er antwortete, er könne dies unter keiner Bedingung tun, ehe er nicht eine Angelegenheit durchgeführt habe, bei der ihm Leben und Ehre und Seele auf dem Spiel stehe. Die Diener drangen nun stärker in ihn und versicherten ihm, sie würden auf keinen Fall ohne ihn zurückkehren, und ob er nun wolle oder nicht, sie würden ihn mitnehmen.

Das werdet ihr nicht tun, entgegnete Don Luis, oder ihr müßtet mich tot fortschleppen; auf welche Weise immer ihr mich fortbringen möget, ihr werdet mich nur ohne Leben von hinnen schleppen.

Jetzt waren zu dem heftigen Wortgefecht bereits die übrigen in der Schenke Anwesenden hinzugekommen, nämlich Cardenio, Don Fernando und seine Gefährten, der Oberrichter, der Pfarrer, der Barbier und Don Quijote, den es bedünkte, es sei nicht länger nötig, vor der Burg Wache zu halten. Cardenio, schon bekannt mit der Geschichte des Jünglings, fragte die Diener, was sie veranlasse, den jungen Mann gegen seinen Willen fortzuführen.

Was uns dazu veranlaßt, antwortete einer von den vieren, ist, daß wir seinem Vater das Leben erhalten wollen, der durch die Entfernung dieses Edelmannes in die Gefahr geraten ist, es einzubüßen.

Darauf versetzte Don Luis: Ich sehe keinen Grund, hier über meine Angelegenheiten Auskunft zu geben. Ich bin ein freier Mann und werde zurückkehren, wenn es mir behagt; und wenn nicht, so soll keiner von euch mich dazu zwingen.

Die Vernunft wird Euer Gnaden zwingen, entgegnete der Diener; und wenn sie über Euch nicht genug vermag, so wird

sie über uns genug vermögen, damit wir ausführen, wozu wir gekommen und wozu wir verpflichtet sind.

Wir wollen doch einmal gründlich untersuchen, was dies bedeutet, fiel hier der Oberrichter ein.

Der Diener jedoch, der ihn als Hausnachbarn kannte, entgegnete: Kennt Euer Gnaden, Herr Oberrichter, diesen Edelmann nicht? Es ist der Sohn Euers Nachbars und hat sich aus seines Vaters Haus in einer seinem Range so unangemessenen Tracht entfernt, wie Euer Gnaden sehen kann.

Der Oberrichter betrachtete ihn aufmerksamer und erkannte ihn; er umarmte ihn und sprach: Was sind das für Kindereien, Señor Don Luis? Oder welcher Grund war so gewichtig, Euch zu bewegen auf solche Weise zu reisen und in solcher Tracht, die sich übel zu Eurem Stande schickt?

Dem Jüngling traten die Tränen in die Augen, und er konnte dem Oberrichter kein Wort erwidern. Dieser sagte zu den vier Dienern, sie möchten sich beruhigen, alles werde gut gehen; und Don Luis an der Hand fassend, führte er ihn beiseite, und fragte, was sein Hierherkommen bedeuten solle.

Während er diese Frage nebst mancher andern an ihn richtete, hörte man großes Geschrei am Tor der Schenke. Die Ursache war diese: Zwei Gäste, die diese Nacht hier eingekehrt waren und jetzt alle Welt nur mit Erkundigungen, was die vier Diener eigentlich vorhatten, beschäftigt sahen, hatten den Versuch gemacht von dannen zu gehen, ohne ihre Zeche zu bezahlen. Allein der Wirt, der auf seine eigenen Angelegenheiten mehr als auf fremde acht gab, packte sie an, wie sie zum Tor hinauswollten, verlangte seine Zahlung und schalt sie ob ihres bösen Vorhabens mit so starken Ausdrücken, daß er sie reizte, ihm mit den Fäusten die Antwort zu geben. Und nun begannen sie, ihn so mächtig zu dreschen, daß der arme Wirt mit lautem Schreien um Hilfe rufen mußte. Die Wirtin und ihre Tochter sahen sich rings

um und fanden keinen andern ſo unbeſchäftigt als Don Quijote, um dem Wirt beiſpringen zu können, und zu dem Ritter ſprach die Wirtstochter: Herr Ritter, um der Mannhaftigkeit willen, die Gott Euch verliehen, ſteht meinem armen Vater bei, den zwei Böſewichter zu Brei ſchlagen.

Hierauf antwortete Don Quijote ganz gelaſſen und in größter Gemütsruhe: Huldſeligſtes Fräulein, Eure Bitte findet für itzo nicht ſtatt, ſintemal mir verwehrt iſt, mich in ein anderweitig Abenteuer einzulaſſen, bevor ich nicht ein ſolches zu Ende geführt, an welches mein Wort mich gebunden hält. Aber was ich dennoch tun kann, um Euch dienſtlich zu ſein, das will ich Euch ſofort ſagen: Eilt hin und ſaget Eurem Vater, er möge ſich in dieſem Kampfe ſo gut halten und ſolange als er es vermag, und ſich in keinem Falle beſiegen laſſen, dieweil ich mir von der Prinzeſſin Mikomikona die Vergünſtigung erbitte, ihm in ſeiner Bedrängnis beiſtehen zu dürfen; und ſo ſie eine ſolche gewährt, dann haltet es für ſicher, daß ich ihn aus ſelbiger Not erlöſen werde.

Gott verzeih' mir meine Sünden! ſprach hierauf Maritornes, die dabeiſtand; bevor Euer Gnaden die Vergünſtigung einholt, von der Ihr redet, wird unſer Herr ſich in der andern Welt befinden.

Geſtattet immerhin, Ihr Fräulein, daß ich die beſagte Vergünſtigung einhole, entgegnete Don Quijote; und hab' ich ſie einmal erlangt, dann liegt wenig daran, ob er ſich bereits in der andern Welt befinde, denn ſelbſt von dort werd' ich ihn zurückholen, trotzdem ſelbige Welt ſich dawider ſetzen möge, oder mindeſtens werde ich Euch ſolche Rache an denen verſchaffen, die ihn ins Jenſeits befördert haben, daß Euch mehr als nur mittelmäßige Genugtuung werden ſoll.

Ohne ein Wort weiter zu ſprechen, wandte er ſich zu Dorotea, kniete vor ihr nieder, und bat mit rittermäßigen und bei

fahrenden Kämpen bräuchlichen Worten, Ihro Hoheit möge ihm großgünstigst die Vergünstigung gewähren, dem Burgvogt dieser Burg beizuspringen und beizustehen, welcher sich von harter Unbill bedrängt finde. Die Prinzessin gewährte sie ihm mit willigem Mute, und er schritt, seine Tartsche in den Arm nehmend und Hand an sein Schwert legend, zum Tor der Schenke hin, wo die beiden Gäste noch mit dem Wirte balgten und ihm den Balg zerklopften. Aber sowie er näher kam, hielt er jählings inne und blieb stille stehen, trotzdem Maritornes und die Wirtin ihm zuriefen, weshalb er stehen bleibe, er solle ihrem Herrn und Ehemanne zu Hilfe kommen!

Ich bleibe stehen, sprach Don Quijote, dieweil es mir nicht statthaft ist, gegen schildknappliches Gesindel das Schwert zu ziehen; ruft mir aber meinen Knappen Sancho her, ihm kommt es zu und gebührt es, sotane Verteidigung und Rache auf sich zu nehmen.

Dies trug sich am Tor der Schenke zu, und an diesem Tor gingen die Faustschläge und Backpfeifen aufs allerbeste hin und wider, und das alles zum Nachteil des Wirts und zum wütenden Ärger der Maritornes, der Wirtin und ihrer Tochter, die schier in Verzweiflung gerieten, daß sie mit ansehen mußten, wie Don Quijote feige dastand und ihr Gemahl, Vater und Dienstherr so viel Pech auszustehen hatte.

Doch verlassen wir ihn (es wird ihm schon an einem Helfer nicht fehlen, oder wenn doch, so dulde und schweige, wer sich an mehr wagt als seine Kräfte ihm verheißen), und wenden wir uns fünfzig Schritte zurück, um zu hören, was Don Luis dem Oberrichter antwortete, den wir verließen, wie er den jungen Mann beiseite nahm und um die Ursache befragte, weshalb er zu Fuße und in so unwürdiger Tracht hieher gekommen. Der Jüngling faßte des Oberrichters Hände mit aller Macht, als ob er damit andeuten wolle, daß ihm ein großer Schmerz das Herz zu-

ſammendrücke, und reichliche Tränen vergießend, ſprach er: Verehrter Herr, ich kann Euch nichts andres ſagen als dies: von dem Augenblick an, wo der Himmel es fügte und unſre Nachbarſchaft es vermittelte, daß ich das Fräulein Doña Clara, Eure Tochter und meine Gebieterin, ſah, von jenem Augenblick an machte ich ſie zur Herrin meines Willens; und wenn der Eure, Ihr, mein wahrer Vater und Herr, es nicht verwehrt, ſo ſoll ſie noch heut am Tage meine Gattin werden. Um ihretwillen habe ich meines Vaters Haus verlaſſen, ihr zu Liebe habe ich dieſe Tracht angelegt, um ihr überall hin zu folgen, wie der Pfeil ſich nach dem Ziele wendet, oder der Schiffer nach dem Polarſtern. Sie weiß von meinen Wünſchen nicht mehr, als was ſie daraus erraten konnte, daß ſie einigemal von weitem meine Augen Tränen vergießen ſah. Ihr kennt ja, Señor, den Reichtum und Adel meiner Eltern und wißt, daß ich ihr einziger Erbe bin; falls Ihr der Meinung ſeid, daß dieſe glücklichen Umſtände Euch genügende Gründe bieten, um es auf gut Glück zu wagen, mich in allen Beziehungen glücklich zu machen, ſo nehmt mich allſogleich zu Eurem Sohne an. Wenn aber mein Vater, von eigenen Plänen andrer Art angetrieben, an dem hohen Glück, das ich mir aufzufinden gewußt, kein Gefallen hegen ſollte, ſo hat doch die Zeit mehr Gewalt, die Dinge umzuwandeln und zu ändern als der Wille des Menſchen.

Nach dieſen Worten ſchwieg der verliebte Jüngling, und der Oberrichter ſtand da in Verlegenheit, Ungewißheit und Verwunderung, ſowohl über die eigentümliche und verſtändige Art, wie Don Luis ihm ſein Denken und Fühlen offenbart hatte, als auch darüber, daß er ſelbſt ſich jetzt nicht entſcheiden konnte, welcher Entſchluß in einem ſo unverſehens und unerwartet eingetretenen Fall zu faſſen wäre. Und ſo gab er Don Luis nur die Antwort, er möchte ſich einſtweilen beruhigen und ſeine Diener hinhalten, daß ſie dieſen Tag noch nicht zurückkehrten,

damit man Zeit gewänne zu überlegen, was für sie alle am ersprießlichsten sei.

Don Luis küßte ihm mit Gewalt die Hände, ja, er badete sie in seinen Tränen, was ein steinern Herz hätte erweichen können, geschweige das des Oberrichters, der als ein verständiger Mann bereits eingesehen hatte, wie angemessen diese Ehe für seine Tochter sei; und sofern es möglich wäre, wollte er sie mit Zustimmung des Vaters von Don Luis abschließen, von welchem er wußte, daß er beabsichtigte, seinem Sohne einen kastilischen Adelstitel zu verschaffen.

In der Zwischenzeit hatten die Gäste mit dem Wirt Frieden geschlossen; denn durch Überredung und gütliches Zusprechen von seiten Don Quijotes, mehr als infolge von dessen Drohungen, hatten sie dem Wirt alles bezahlt, was er forderte.

Die Diener des Don Luis warteten auf das Ende der Unterredung mit dem Oberrichter und den Entschluß ihres Herrn. Da ließ der Teufel, der nimmer schläft, im nämlichen Augenblick jenen Barbier zur Schenke kommen, welchem Don Quijote den Helm Mambrins und Sancho Panza das ganze Geschirr seines Esels weggenommen und mit dem des seinigen vertauscht hatte. Als besagter Barbier sein Tier in den Stall führte, erblickte er Sancho Panza, der gerade ich weiß nicht was an dem Sattel zurecht machte; und wie er diesen Sattel sah, erkannte er ihn gleich und erkühnte sich, Sancho Panza anzufallen, und schrie dabei: Aha, Herr Spitzbube, hab' ich Euch hier! Her mit meiner Schüssel und meinem Sattel, mit meinem ganzen Reitgeschirr, das Ihr mir gestohlen habt!

Als Sancho sich so unversehens angegriffen sah und hörte, mit welchen Schimpfworten man ihn belegte, faßte er mit der einen Hand den Eselssattel, und mit der andern versetzte er dem Barbier eine Maulschelle, daß ihm Lippen und Zähne in Blut schwammen. Allein der Barbier ließ darum die Beute nicht los,

die er da an dem Sattel errungen hatte; vielmehr erhub er ein so mächtiges Geschrei, daß alle Leute aus der Schenke zu dem Lärm und Kampf herzuliefen. Und er rief: Zu Hilfe im Namen des Königs und der Justiz! Weil ich mein Eigentum wieder haben will, da will mich dieser Dieb, dieser Straßenräuber umbringen!

Ihr lügt, entgegnete Sancho, ich bin kein Straßenräuber; in ehrlichem Krieg hat mein Herr Don Quijote diese Beute gewonnen.

Bereits hatte Don Quijote sich eingefunden und sah mit großem Vergnügen, wie trefflich sein Schildknappe zu Schutz und Trutz zu kämpfen wußte, und von da an hielt er ihn für einen echten, rechten Mann und nahm sich in seinem Innern vor, ihn bei der ersten Gelegenheit, die sich böte, zum Ritter zu schlagen, weil es ihm bedünkte, bei Sancho würde der Orden der Ritterschaft gut angebracht sein.

Unter manchen Äußerungen des Barbiers im Verlauf des Kampfes hörte man ihn auch sagen: Ihr Herren, dieser Eselssattel ist so sicher mein, als mir der Tod sicher ist, den ich Gott dem Herrn schulde. Ich kenne den Sattel so gut, als hätte ich ihn geboren, und dort steht mein Esel im Stall, der wird nicht leiden, daß ich lüge; oder leugnet mir's einer, so probiert ihn meinem Esel an, und wenn er ihm nicht wie angegossen sitzt, so will ich zeitlebens ein Schuft sein. Ja noch mehr, am nämlichen Tag, wo man mir ihn weggenommen hat, da hat man mir auch eine messingene Barbierschüssel genommen, ganz neu, sie war einen Goldtaler wert.

Hier konnte sich Don Quijote nicht enthalten, ihm Antwort zu geben. Er stellte sich zwischen die beiden, trieb sie auseinander, legte den Sattel auf den Boden nieder, damit er ihn vor Augen habe, bis die Wahrheit ans Licht gebracht werde, und sprach: Auf daß Euer Gnaden alle klar und offenbar ersehen, in welchem Irrtum dieser wackere Knappe befangen ist, da

er eine Schüssel nennt, was der Helm des Mambrin ist, war und sein wird, den ich ihm im ehrlichen Krieg abgewonnen und dessen Herr mit redlichem und rechtmäßigem Besitz ich geworden bin. Was den Sattel betrifft, da mische ich mich nicht hinein; ich kann darüber nichts sagen, als daß mein Schildknappe Sancho mich um die Erlaubnis bat, dem Roß dieses besiegten Feiglings Sattel und Zeug abzunehmen und das seinige damit zu schmücken, und er nahm es. Daß sich das Pferdegeschirr in einen Eselssattel verwandelt hat, dafür kann ich keinen andern Grund angeben als den gewöhnlichen, daß nämlich derlei Verwandlungen bei den Begebnissen im Rittertume des öftern vorkommen. Um nun das, was ich vorher gesprochen, zu bekräftigen, lauf, Sancho, mein Sohn, und hole den Helm her, welchen dieser gute Mensch für eine Bartschüssel erklärt.

Meiner Six, Señor, sprach Sancho, wenn wir für unsre Behauptungen keinen andern Beweis haben als den Euer Gnaden vorbringt, dann ist der Helm des Mambrin ebenso gut eine Barbierschüssel wie das Pferdegeschirr dieses guten Kerls ein Eselssattel.

Tu' was ich dir gebiete, entgegnete Don Quijote; es wird in dieser Burg doch nicht alles mit Zauberei zugehen.

Sancho ging nach der Schüssel und holte sie herbei, und sowie Don Quijote sie erblickte, nahm er sie in die Hand und sprach: Mögen doch Euer Gnaden zusehen, mit welcher Stirn dieser Knappe sagen kann, es sei dies eine Bartschüssel, und nicht der Helm, den ich genannt habe! Und ich schwöre bei dem Ritterorden, der mein erkorener Beruf ist, dieser Helm ist derselbe, den ich ihm abgenommen, ohne daß am selbigen das Geringste hinzu- oder hinweggetan worden.

Das ist zweifelsohne, sprach hier Sancho, denn seit mein Herr ihn erobert hat, bis zum heutigen Tage, hat er mit selbigem nicht mehr als einen einzigen Kampf bestanden, als er jene Un-

glücklichen aus ihren Ketten befreite, und hätte ihm dieſer Schüſſelhelm nicht geholfen, ſo wäre es ihm damals nicht ſehr gut ergangen, denn es gab genugſam Steinwürfe bei jenem argen Strauß.

Fünfundvierzigſtes Kapitel,

worin der Zweifel über Mambrins Helm und den Eſelsſattel gründlich und in hellſter Wahrheit aufgehellt wird, nebſt andern Abenteuern, ſo ſich zugetragen.

Was halten Euer Gnaden, meine Herren, ſagte der Barbier, von den Behauptungen dieſer edlen Herren, da ſie beharrlich dabei bleiben, es ſei dies keine Bartſchüſſel, ſondern ein Helm?

Und wer das Gegenteil ſagt, ſprach Don Quijote, dem werde ich zu Gemüte führen, daß er lügt, falls es ein Ritter iſt; und wenn ein Knappe, daß er nochmals lügt und tauſendmal lügt.

Unſer Barbier Nikolas, der bei allem zugegen war, wollte, da er Don Quijotes Sparren ſo gut kannte, deſſen Torheit noch beſtärken und den Spaß weiter treiben, damit ſie alle was zu lachen hätten, und er ſagte zu dem andern Barbier: Herr Barbier, oder was Ihr ſonſt ſeid, wißt, daß auch ich von Eurem Handwerk bin und ſeit länger als zwanzig Jahren mein Zeugnis über beſtandene Prüfung habe und mich auf alle Werkzeuge des Bartſcherertums, nicht eines ausgenommen, ſehr wohl verſtehe. Nicht mehr noch minder war ich in meiner Jugend eine Zeitlang Soldat und weiß auch, was ein Helm iſt und was eine Eiſenhaube und was ein Helm mit Viſier iſt, und weiß noch anderes in betreff des Kriegsweſens, ich meine der verſchiedenen Arten von Kriegswaffen. Und ich ſage, vorbehaltlich beſſeren Ermeſſens und indem ich immer alles beſſerer Einſicht anheimſtelle, dies Ding, das ſich hier vor unſeren Augen befindet und

das dieser wackere Herr in Händen hält, ist nicht nur nicht eine Barbierschüssel, sondern ist so fern davon eine solche Schüssel zu sein, wie das Weiße fern ist vom Schwarzen und die Wahrheit von der Lüge. Sodann sage ich, daß es zwar ein Helm ist, aber kein vollständiger Helm.

Gewiß nicht, sprach Don Quijote hierauf; denn es fehlt ihm die Hälfte, nämlich das Kinnblech.

So ist es, fiel der Pfarrer ein, welcher die Absicht seines Freundes, des Barbiers, bereits wohlverstanden hatte. Und das nämliche bestätigte Cardenio, sowie Don Fernando und seine Gefährten. Selbst der Oberrichter würde seinen Teil zu dem Spaß beigetragen haben, wenn nicht die Angelegenheit mit Don Luis seine Gedanken in Anspruch genommen hätte. Aber der Ernst der Gegenstände, die er zu bedenken hatte, hielt ihn in so beständiger Spannung, daß er wenig oder gar nicht auf diese lustigen Scherze achten konnte.

Gott steh' mir bei! sagte jetzt der gefoppte Bartscherer, ist es möglich, daß so viel vornehme Herren behaupten, dies sei nicht eine Bartschüssel, sondern ein Helm! Das ist offenbar eine Geschichte, die eine ganze Universität in Bewunderung setzen könnte, so gescheit sie wäre. Gut denn; wenn es feststeht, daß diese Schüssel ein Helm ist, muß dieser Eselssattel wohl auch ein Pferdegeschirr sein, wie dieser Herr gesagt hat.

Mir allerdings scheint es ein Eselssattel, sprach Don Quijote; aber ich habe bereits gesagt, daß ich mich hierein nicht mische.

Ob es ein Eselssattel oder Pferdezeug ist, sagte der Pfarrer, das hängt nur davon ab, daß der Herr Don Quijote es entscheide; denn in Dingen des Rittertums räumen wir ihm alle den Vorzug ein.

Bei Gott, meine Herren, entgegnete Don Quijote, so Vieles und so Seltsames ist mir in dieser Burg die beiden Male be-

gegnet, die ich darin geherbergt, daß ich nicht wagen kann, irgendwas mit Beſtimmtheit in betreff deſſen zu ſagen, was ſich in ſelbiger befindet; denn ich meine, alles, was hier vorgeht, geſchieht mittels Zauberkunſt. Das erſtemal quälte mich gewaltig ein verzauberter Mohr, der in der Burg weilt, und auch Sancho ging es mit deſſen Helfershelfern gar nicht gut; und heute nacht habe ich ſchier zwei Stunden an dieſem meinem Arm ſchwebend gehangen, ohne zu wiſſen, wie oder wie nicht ich in dieſes Mißgeſchick geraten bin. Sonach mich itzo darauf einzulaſſen, daß ich in einer Sache von ſolcher Unklarheit meine Meinung ausſpräche, das hieße, in eine dreiſte Übereilung beim Urteilen verfallen. Was die Behauptung betrifft, dieſes ſei eine Barbierſchüſſel und kein Helm, darauf habe ich ſchon geantwortet; aber bezüglich der Entſcheidung, ob dieſes ein Eſels- oder ein Pferdeſattel iſt, da erkühne ich mich nicht, einen endgültigen Spruch zu fällen, das überlaſſe ich ausſchließlich dem beſſeren Ermeſſen Euer Gnaden. Vielleicht weil ihr nicht zu Rittern geſchlagen ſeid, wie ich es bin, haben die Verzauberungen dieſes Ortes nichts mit euch zu ſchaffen und iſt eure Urteilskraft frei und könnt ihr von den Dingen in dieſer Burg ſo urteilen, wie ſie wahr und wirklich ſind, und nicht, wie ſie mir erſcheinen.

Es iſt kein Zweifel daran, entgegnete Don Fernando hierauf, daß der Herr Don Quijote diesmal ſehr richtig geſagt hat, nur uns komme die Entſcheidung dieſes Falles zu; und damit es mit deſto größerer Gründlichkeit geſchehe, will ich die Stimmen dieſer Herren im geheimen ſammeln und von dem Ergebnis vollſtändige und deutliche Kunde geben.

Für diejenigen, welche ſchon Kunde von Don Quijotes Sparren hatten, war das alles ein Stoff zu unendlichem Lachen; aber denen, die nichts davon wußten, ſchien es der größte Unſinn der Welt, beſonders den vier Dienern des Don Luis, und dem letzteren nicht mehr noch minder, und ſo auch drei andern

Reisenden, die soeben zufällig in die Schenke gekommen waren und wie Landreiter aussahen, was sie auch wirklich waren. Wer aber am meisten außer sich geriet, das war der Barbier, dessen Bartschüssel sich ihm vor seinen Augen in den Helm Mambrins verwandelt hatte, und der gar nicht daran zweifelte, daß auch sein Eselssattel sich ihm in ein reiches Pferdegeschirr verwandeln würde. Alle aber, die einen wie die andern, brachen in Gelächter aus, als sie sahen, wie Don Fernando einem nach dem andern die Stimme abnahm, wobei sie einander ins Ohr flüsterten, damit sie im geheimen abstimmten, ob dies Kleinod, über das soviel gekämpft worden, ein Eselssattel oder ein Pferdezeug sei. Und nachdem er die Stimmen derer, die Don Quijote kannten, gesammelt hatte, sprach er laut zu dem Barbier: Der Kasus ist, guter Freund, daß ich bereits müde bin, so viele Stimmen zu sammeln; denn ich ersehe, daß ich keinen nach dem Verlangten frage, der mir nicht antwortet, es sei ein Unsinn, dies für einen Eselssattel auszugeben, sondern es sei das Sattelzeug eines Pferdes, und obendrein eines Pferdes von reiner Rasse. So müßt Ihr Euch denn in Geduld fassen, denn zu Eurem und Eures Esels Leidwesen ist dies ein Pferdegeschirr und nicht ein Eselssattel. Ihr habt Euernteils falsch geklagt und nichts bewiesen und habt verloren.

So will ich im Jenseits verloren sein, versetzte der arme Barbier, wenn Ihr, gnädige Herren, Euch nicht alle täuscht, und möge meine Seele so sicher vor Gott erscheinen, wie dies mir ein Eselssattel scheint und nicht ein Pferdezeug. Allein, Gewalt geht vor . . ., und ich sage nichts weiter. Und wahrlich, ich bin nicht betrunken, ich habe mir heute noch nichts vergönnt, ausgenommen etwa Sünden zu begehen.

Nicht weniger Lachen erregten die albernen Reden des Barbiers als die verrückten Don Quijotes, der jetzt sprach: Hier ist nichts weiter zu tun, als daß jeder nehme, was ihm gehört,

und wem es Gott gegeben hat, dem mag Sankt Petrus es geſegnen.

Einer aber von den vier Dienern des Don Luis ſagte: Wenn dies nicht etwa eine verabredete Fopperei iſt, kann ich unmöglich verſtehen, daß Leute von geſundem Verſtand, wie alle hier Anweſenden ſind oder ſcheinen, ſich erlauben können zu ſagen, dies ſei keine Bartſchüſſel und jenes kein Eſelsſattel. Aber da ich ſehe, daß ſie es ſagen und behaupten, ſo muß ich annehmen, es ſteckt ein abſonderlich Geheimnis dahinter, ſo hartnäckig bei einer Behauptung zu bleiben, wovon uns das Gegenteil durch die Wirklichkeit und durch die Erfahrung ſelbſt dargetan wird. Denn ich ſchwör's bei dem und jenem — und er ſtieß den Schwur voll und unverkürzt aus, — mich ſoll alles, was heutzutage auf Erden lebt, nie überreden, daß dies ſich umgekehrt verhalte, und daß dies nicht eine Barbierſchüſſel und jenes nicht der Sattel eines Eſels ſei.

Es könnte der Sattel einer Eſelin ſein, ſagte der Pfarrer.

Das iſt ganz einerlei, entgegnete der Diener, denn es handelt ſich nicht hierum, ſondern darum, ob es ein Eſelsſattel iſt oder nicht, wie die gnädigen Herren ſagen.

Dies vernahm einer der eben angekommenen Landreiter, der dem Streit und der ganzen Verhandlung über die Frage zugehört hatte und ſprach voller Zorn und Ärger: Das iſt eben ſo ſicher ein Eſelsſattel als mein Vater einer iſt, und wer was anderes geſagt hat oder ſagen wird, muß toll und voll ſein!

Ihr lüget als ein niederträchtiger Schelm, entgegnete Don Quijote, erhub ſeinen Spieß, den er nie aus Händen ließ, und holte zu einem ſo gewaltigen Schlag auf den Kopf des Landreiters aus, daß er ihn, wenn er nicht ausgewichen wäre, ohne weiteres niedergeſtreckt hätte. Der Spieß ſprang auf dem Boden in Stücke, und als die anderen Landreiter ihren Kameraden mißhandeln ſahen, erhuben ſie die Stimme und riefen

nach Beistand für die heilige Verbrüderung. Der Wirt, welcher auch zur Genossenschaft der Landreiter gehörte, lief auf der Stelle hinein nach seinem Amtsstab und seinem Schwert und stellte sich dann seinen Kameraden zur Seite. Die Diener des Don Luis umringten diesen, damit er ihnen in dem Getümmel nicht entkomme. Der Barbier griff, wie er das ganze Haus in Aufruhr sah, wieder nach seinem Sattel, und das nämliche tat Sancho. Don Quijote zog sein Schwert und griff die Landreiter an. Don Luis schrie seinen Dienern zu, sie sollten ihn lassen und Don Quijote zu Hilfe eilen, ebenso dem Cardenio und Don Fernando, die beide sich Don Quijotes annahmen. Der Pfarrer schrie laut auf; die Wirtin kreischte, ihre Tochter jammerte; Maritornes weinte; Dorotea stand in Bestürzung, Luscinda war starr vor Staunen, Doña Clara ohnmächtig. Der Barbier prügelte Sancho, Sancho zerdrosch den Barbier; Don Luis, welchen einer seiner Diener am Arm zu fassen gewagt, damit er nicht entfliehe, gab ihm einen Faustschlag, daß ihm Mund und Zähne in Blut schwammen; der Oberrichter nahm sich des Jünglings an; Don Fernando hatte einen Landreiter unter sich gebracht und nahm ihm mit den Füßen das Maß seines ganzen Körpers nach Herzenslust; der Wirt schrie wiederum und mit stärkerer Stimme als zuvor: Zu Hilfe der heiligen Verbrüderung! So war die ganze Schenke ein Klagen und Schreien und Kreischen, Wirrsal, Ängsten, Schrecken, Unheil, Schwerthiebe, Maulschellen, Prügel, Fußtritte und Blutvergießen.

Und in diesem Chaos, in diesem ganzen Gewirre und Labyrinth der verschiedensten Dinge, tauchte plötzlich in Don Quijotes Geiste die Vorstellung auf, er habe sich gewaltsam mitten in die Zwietracht von Agramants Lager eingedrängt, und so rief er mit einer Stimme, die die Schenke durchdröhnte: Haltet alle ein, steckt alle die Schwerter ein, kommt alle zur Ruh, hört mich alle an, wenn ihr alle bei Leben bleiben wollt.

Beim Ton dieſer mächtigen Stimme hielten alle inne, und er fuhr fort: Habe ich euch nicht geſagt, ihr Herren, daß dieſe Burg verzaubert iſt, und daß eine Landsmannſchaft von Teufeln in ihr hauſen muß? Zu deſſen Bewahrheitung ſollt ihr nun mit euren eigenen Augen ſehen, wie die Zwietracht in Agramants Lager jetzt hierher übergegangen und mitten unter uns hereingetragen iſt. Schauet, wie dort gekämpft wird um das Schwert, hier um das Roß, an jener Stelle um den Adler, dort um den Helm, und wir alle kämpfen, wir alle verſtehen uns nicht. So komme denn Euer Gnaden, Herr Oberrichter, und Euer Gnaden, Herr Pfarrer, und der eine trete auf als König Agramant, der andere als König Sobrino, und ſtiftet Frieden unter uns; denn bei dem allmächtigen Gott, es iſt eine große Schändlichkeit, daß ſo viel hochgeſtellte Leute, wie wir hier ſind, einander aus ſo leichtfertigen Urſachen totſchlagen.

Die Landreiter, die Don Quijotes Redensarten nicht verſtanden und ſich von Don Fernando, Cardenio und deren Gefährten übel zugerichtet ſahen, wollten ſich nicht zur Ruhe fügen. Der Barbier dagegen wollte es gern, weil ihm bei dem Kampfe der Bart und der Sattel arg mitgenommen worden war. Sancho gehorchte bei der leiſeſten Mahnung ſeines Herrn als ein pflichtgetreuer Diener. Auch die vier Diener des Don Luis gaben ſich zum Frieden, da ſie ſahen, wie wenig ihnen daran gelegen ſein konnte, es nicht zu tun. Nur der Wirt blieb hartnäckig dabei, man müſſe die Unverſchämtheiten dieſes Narren züchtigen, der ihm bei jedem Anlaß die Schenke in Aufruhr bringe. Zuletzt wurde der Lärm, wenigſtens für den Augenblick, geſtillt, und in Don Quijotes Einbildung blieb der Eſelsſattel ein Pferdegeſchirr bis zum Tag des Jüngſten Gerichts, die Barbierſchüſſel ein Helm, und die Schenke eine Burg.

Wie nun auf Zureden des Oberrichters und des Pfarrers alle ſich beruhigt hatten und miteinander gut Freund ge-

worden, drangen die Diener des Don Luis aufs neue in ihn, augenblicks mit ihnen heimzukehren. Und während er sich mit ihnen auseinandersetzte, besprach sich der Oberrichter mit Don Fernando, Cardenio und dem Pfarrer, was er tun solle unter diesen Umständen, die er ihnen darlegte, so wie er ihnen auch alles mitteilte, was Don Luis ihm gesagt hatte. Endlich kamen sie überein, Don Fernando solle den Dienern eröffnen, wer er sei, und wie er den Wunsch hege, daß Don Luis ihn nach Andalusien begleite, wo er bei seinem Bruder, dem Marqués, eine ehrenvolle Aufnahme finden werde, wie sie seine Persönlichkeit verdiene; denn man kenne den Vorsatz des Don Luis, auf solche Weise nicht zu seinem Vater für diesmal zurückzukehren, und wenn man ihn in Stücke risse. Als nun die vier den Stand Don Fernandos und den bestimmten Vorsatz ihres jungen Herrn erfuhren, faßten sie unter sich den Beschluß, drei von ihnen sollten heimkehren, um dessen Vater zu berichten, was vorgehe, der vierte aber sollte bei Don Luis zurückbleiben, um ihn zu bedienen, und nicht von ihm weichen, bis sie wiederkommen würden, ihn zu holen, oder bis er vernähme, was sein Vater ihnen befehle.

So wurde durch das hohe Ansehen Agramants und die Klugheit des Königs Sobrino diese ganze Maschinerie des Haders in den Stand der Ruhe gebracht.

Als aber der Feind der Eintracht und Widersacher des Friedens sich verhöhnt und seinen Zweck vereitelt sah und inne ward, wie wenig Nutzen er daraus gezogen, daß er sie alle in ein so verwickeltes Labyrinth geführt hatte, da gedachte er, er wolle nochmals einen Versuch machen und neuen Streit und Unfrieden auferwecken.

Es war nämlich allerdings so, daß die Landreiter sich beruhigt hatten, weil sie etwas vom Stande der Herrn erhorcht, mit denen sie im Kampf gewesen. Sie hatten sich aus dem Streite zurückgezogen, weil es sie bedünkte, auf welche Weise auch die

Sache ausginge, würden sie in diesem Kampfe jedenfalls den kürzeren ziehen. Allein, einer von ihnen, und es war gerade der, welchen Don Fernando durchgewalkt und mit Fußtritten bearbeitet hatte, erinnerte sich jetzt, daß er unter verschiedenen Haftbefehlen, die er gegen etliche Verbrecher bei sich trug, auch einen gegen Don Quijote besaß, welchen die heilige Verbrüderung — weil er die Galeerensklaven in Freiheit gesetzt — festzunehmen befohlen hatte, wie dies Sancho mit gutem Grund gefürchtet. Da ihm dieses gerade in den Sinn kam, wollte er sich vergewissern, ob die Kennzeichen zuträfen, die man ihm von Don Quijote angegeben; er holte etliche Pergamente aus dem Busen und fand das gesuchte. Er begann nun langsam zu lesen, denn er war kein fertiger Leser, und bei jedem Worte, das er las, heftete er die Augen auf Don Quijote, verglich die Kennzeichen im Haftbefehl mit den Gesichtszügen des Ritters und fand, daß ohne allen Zweifel er der Mann sei, den der Steckbrief besage. Und kaum hatte er sich dessen versichert, als er seine Pergamente wieder einsteckte, mit der Linken den Haftbefehl vorzeigte, mit der Rechten Don Quijote so fest am Hals packte, daß er ihn nicht Atem holen ließ, und mächtig schrie: Zu Hilfe der heiligen Verbrüderung! Und damit alle ersehen, daß ich dies mit Recht verlange, so lese man diesen Befehl, wo es geschrieben steht, man soll diesen Straßenräuber festnehmen.

Der Pfarrer nahm den Haftbefehl und sah, daß alles sich in Wahrheit so verhalte wie der Landreiter gesagt, und daß die Kennzeichen mit Don Quijotes Person stimmten. Bei diesem aber stieg, als er sah, wie übel ihm von einem schurkischen Bauernlümmel mitgespielt wurde, die Wut auf den höchsten Gipfel. Es knirschten ihm die Knochen im Leibe, er packte mit möglichster Gewalt den Landreiter an der Kehle, und wären diesem nicht seine Kameraden zu Hilfe gekommen, so hätte er eher das Leben als Don Quijote seine Beute gelassen.

Der Wirt, der notwendigerweise seinen Amtsgenossen zu Hilfe kommen mußte, eilte sogleich herzu, ihnen Beistand zu leisten. Die Wirtin, die ihren Mann aufs neue in Streit befangen sah, erhub aufs neue ihre Stimme, in deren Ton sogleich ihre Tochter und Maritornes zur Begleitung einfielen, indem sie den Himmel und alle Anwesenden um Beistand anriefen. Als Sancho aber die Vorgänge sah, sprach er: So wahr Gott lebt, was mein Herr über die Verzauberungen in dieser Burg gesagt hat, ist alles wahr, denn in selbiger ist es nicht möglich nur eine Stunde ruhig zu leben.

Don Fernando trennte den Landreiter und Don Quijote, und was beiden willkommen war, er riß ihnen die Hände auseinander, mit denen sie sich fest gepackt hatten, der eine den einen am Rockkragen, der andre den andern an der Kehle. Aber die Landreiter ließen darum nicht davon ab, ihren Gefangenen zu fordern. Sie verlangten, man solle ihnen beistehen und den Ritter gebunden überliefern und ihn in ihre Gewalt geben, denn solches sei man dem Dienste des Königs und der heiligen Verbrüderung schuldig, in deren Namen sie wiederholt Hilfe und Beistand verlangten, um die Verhaftung dieses Räubers, dieses Strauchdiebs und Wegelageres zustande zu bringen.

Don Quijote lachte laut auf, als er diese Aeußerungen hörte, und sprach mit vollster Gelassenheit: Kommt mal her, schmutziges, gemeines Volk! Also den Gefesselten die Freiheit wiedergeben, die Gefangenen von den Banden lösen, den Bedrängten Beistand leisten, die Gefallenen aufrichten, die Hilfeflehenden aus der Not erretten, das heißt ihr Straßenraub? Ha, nichtswürdiges Gesindel! Um eures niedrigen, pöbelhaften Sinnes willen verdient ihr, daß der Himmel euch niemals offenbare, welch hohe Bedeutung die fahrende Ritterschaft in sich trägt, und euch niemals erkennen lasse, in welcher Sündhaftigkeit und Verstocktheit ihr wandelt, wenn ihr nicht den bloßen

Schatten, wie viel mehr die wirkliche Anweſenheit eines jeglichen fahrenden Ritters in hohen Ehren haltet. Kommt mal her, ihr Landräuber und nicht Landreiter, ihr Wegelagerer unter dem Freibrief der heiligen Verbrüderung, ſagt mir: Wer war der Verblendete, der einen Haftbefehl gegen einen Ritter, wie ich bin, unterzeichnet hat? Wer war's, der nicht wußte, daß die fahrenden Ritter von aller gerichtlichen Obergewalt befreit und ausgenommen ſind, daß ihr Schwert ihr Recht, ihr Mut ihre Regel, ihr Wille ihr Geſetz iſt? Wer war der Tollhäusler, ſag' ich wieder und wieder, der nicht weiß, daß es keinen Adelsbrief mit ſoviel Vorrechten und ſoviel Ausnahmsvergünſtigungen gibt, als wie ihn ein fahrender Ritter an dem Tage erwirbt, wo er den Ritterſchlag empfängt und ſich dem harten Beruf des Rittertums hingibt? Welcher fahrende Ritter hat jemals Kopfſteuer bezahlt oder den Kauf- und Tauſchpfennig, der Königin Nadelgeld, die ſiebenjährige Königsſteuer, Wegezoll oder Fährgeld? Welcher Schneider bekam je von ihm Macherlohn für Kleider? Welcher Burgvogt nahm ihn in ſeiner Burg auf, daß er ihm die Zeche abgefordert hätte? Welcher König zog ihn nicht an ſeine Tafel? Welches Fräulein neigte ſich ihm nicht zu und ergab ſich ihm nicht in Unterwürfigkeit nach all ſeinem Begehr und Belieben? Und endlich, welchen fahrenden Ritter auf Erden gibt es, hat es gegeben, wird es geben, der nicht Mut und Kraft beſäße, um für ſich ganz allein vierhundert Landreitern, die ihm vor die Augen treten, vierhundert Stockprügel aufzuzählen?

Sechsundvierzigstes Kapitel

Von dem denkwürdigen Abenteuer mit den Landreitern, auch von dem unbändigen Ingrimm unſers wackern Ritters Don Quijote.

Während Don Quijote alſo ſprach, mühte ſich der Pfarrer, die Landreiter zu überzeugen, daß Don Quijote nicht bei Verſtand ſei, wie ſie es aus ſeinen Taten und aus ſeinen Worten erſehen könnten, und daß es zwecklos ſei, die Sache weiter zu treiben, weil ſie, wenn ſie ihn auch in Haft nähmen und fortführten, ihn doch gleich wieder als einen Verrückten freilaſſen müßten.

Darauf entgegnete der Mann mit dem Haftbefehl, ſeine Sache ſei es nicht, über Don Quijotes Verrücktheit zu urteilen, ſondern lediglich auszuführen, was ihm von ſeinem Vorgeſetzten befohlen worden, und wenn er erſt einmal verhaftet ſei, möchten ſie ihn ſeinetwegen dreihundertmal wieder freilaſſen.

Trotz alledem, entgegnete der Pfarrer, werdet ihr ihn für diesmal doch nicht mitnehmen, noch würde er ſich mitnehmen laſſen, ſoviel ich erſehen kann.

In der Tat wußte der Pfarrer ihnen ſo vielerlei vorzureden, und Don Quijote wußte ſoviel Narreteien zu begehen, daß die Landreiter noch verrückter als er geweſen wären, wenn ſie nicht eingeſehen hätten, wo es ihm fehlte. So hielten ſie es denn für geraten ruhig zu bleiben, ja ſogar die Friedensſtifter zwiſchen dem Barbier und Sancho Panza abzugeben, welche noch immer grollend in ihrem Streit befangen waren. Endlich, da ſie doch Leute von der Juſtiz waren, vermittelten ſie den Rechtshandel und wußten ihn als Schiedsrichter dergeſtalt zu ſchlichten, daß beide Teile, wenn auch nicht gänzlich einverſtanden, doch in einigen Punkten zufriedengeſtellt wurden. Sie tauſchten nämlich mit den Eſelsſätteln, nicht aber mit den Gurten und

Halftern; und was die Sache mit Mambrins Helm anging, ſo zahlte der Pfarrer unter der Hand und ohne daß Don Quijote es merkte, acht Realen für die Schüſſel, und der Barbier ſtellte ihm einen Empfangſchein aus, worin er auch erklärte, er werde den Verkauf niemals wegen etwaiger Übervorteilung anfechten, weder jetzt noch in Ewigkeit, Amen.

Nachdem nun alſo dieſe beiden Streithändel, die bedeutendſten und wichtigſten unter allen, geſchlichtet waren, blieb nur noch übrig, daß die Diener damit einverſtanden wären, daß drei von ihnen heimkehrten und einer zurückbliebe, um Don Luis dahin zu begleiten, wo Don Fernando ihn hinbringen wollte. Und ſo wie das freundliche Schickſal und das noch freundlichere Glück bereits begonnen hatte, für das Liebespaar und die Tapfern in der Schenke eine Lanze zu brechen und Schwierigkeiten zu ebnen, ſo wollte es auch die Sache zu Ende führen und alles zu einem heitern Ausgang bringen. Denn die Diener waren mit allem einverſtanden, was nur immer Don Luis verlangte, und Doña Clara war darob ſo freudig erregt, daß ihr jetzt niemand ins Geſicht blicken konnte, ohne das Wonnegefühl ihres Herzens in ihren Zügen zu leſen.

Zoraida, obſchon ſie all die Ereigniſſe, die ſie mit angeſehen, nicht recht begriff, betrübte ſich und freute ſich aufs Geratewohl, je nachdem ſie bei jedem einzelnen den wechſelnden Geſichtsausdruck ſah und merkte, insbeſondere bei ihrem Spanier, auf den ſie ſtets die Augen gerichtet hielt und an dem ihre Seele hing.

Der Wirt, dem die Gabe und Entſchädigung nicht entgangen war, womit der Pfarrer den Barbier bedacht hatte, verlangte nun die Zeche für Don Quijote, nebſt dem Erſatz für den Schaden an ſeinen Schläuchen und für den Verluſt am Wein und ſchwur, weder Roſinante noch Sanchos Eſel dürfe aus der Schenke heraus, bis ihm alles auf den letzten Deut bezahlt ſei. Indeſſen brachte der Pfarrer alles ins Geleiſe, und Don Fer-

nando zahlte, wiewohl auch der Oberrichter mit größter Bereitwilligkeit sich zur Zahlung erboten hatte.

Nun war jedermann so völlig beruhigt und zufrieden, daß die Schenke längst nicht mehr wie die Zwietracht in Agramants Lager aussah (wie vorher Don Quijote gesagt hatte), sondern gänzlich so wie die Ruhe und der allgemeine Friede zu Oktavians Zeiten. Und für dies alles, war das allgemeine Urteil, müsse man den guten Absichten und der großen Beredsamkeit des Herrn Pfarrers Dank sagen, sowie der unvergleichlichen Freigebigkeit Don Fernandos.

Als Don Quijote sich nunmehr von so vielen Streithändeln, sowohl denen seines Schildknappen als seinen eignen, frei und ledig sah, deuchte es ihm am besten, alsbald seine angefangene Kriegsfahrt fortzusetzen und jenes große Abenteuer zu Ende zu führen, für welches er berufen und auserwählt worden. So ging er denn mit raschem Entschlusse hin und warf sich vor Dorotea auf die Kniee. Diese aber gestattete ihm nicht, auch nur ein Wort zu sprechen, bevor er aufstünde. Um ihr zu gehorchen, richtete er sich empor und sprach: Es geht die gemeine Rede, liebreizendes Fräulein, daß Beharrlichkeit die Mutter des glücklichen Erfolges ist, und bei vielen und schwierigen Dingen hat die Erfahrung gezeigt, daß des Unterhändlers unablässige Bemühungen bei den Richtern einen zweifelhaften Prozeß zu glücklichem Ende bringen. Aber nirgends zeigt sich die Wahrheit dieses Satzes deutlicher als in allem, was den Krieg betrifft, wo Schnelligkeit und stete Bereitschaft den Absichten des Feindes zuvorkommen und den Sieg erlangen, ehe der Gegner sich nur in Verteidigungsstand gesetzt hat. All dieses sag' ich, erhabene und hochpreisliche Herrin, weil es mich bedünkt, daß das Verweilen unserer Personen in dieser Burg jetzt bereits eines nützlichen Zweckes ledig geht, ja uns zu großem Schaden gereichen könnte, was wir eines Tages wohl erfahren möchten. Denn

wer weiß, ob nicht durch geheime und befliſſene Kundſchafter Euer Feind, der Rieſe, bereits vernommen hat, daß ich ausziehe, um ihn zu vernichten, und ob er nicht, nachdem ihm dieſe Verzögerung die Möglichkeit dazu gewährt, ſich in irgend einer unüberwindlichen Burg oder Feſte verſchanzt, gegen welche all mein Mühen und die unermüdliche Kraft meines Armes wenig vermögen würde? Demnach, Herrin mein, wollen wir, wie ich geſagt, mit unſeren ſchleunigen Maßregeln ſeinen Anſchlägen zuvorkommen und unverzüglich von dannen ziehen und in Erwartung guten Glückes. Und will Euer Hoheit ſotanes Glück ganz nach Dero Wunſch gewinnen, ſo iſt ſie von dieſem Gewinn nur ſoviel entfernt, ſoviel ich jetzt noch zögere, Euerem Feind gegenüberzutreten.

Hier ſchwieg Don Quijote und ſprach kein Wort weiter und erwartete ruhig und gelaſſen die Antwort der ſchönen Prinzeſſin, welche mit vornehmem und ganz in Don Quijotes Manier gehaltenem Gebaren ihm folgendermaßen antwortete: Gar ſehr, Herr Ritter, verdanke ich Euch das Befleißen, das ihr an den Tag leget, mir in meinen großen Nöten hilfreich zu ſein, recht als ein richtiger Ritter, dem es eigen und geziemlich iſt, den Waiſen und Bedrängten Beiſtand zu leiſten; und wollte der Himmel, daß Euer und mein Begehr in Erfüllung ginge, auf daß ihr ſehet, daß es dankbare Frauen auf Erden gibt! Und was meinen Aufbruch betrifft, der werde alſogleich ins Werk geſetzt, ſintemal ich keinen andern Willen hege als den Euern. Verfüget über mich ganz nach Euerem Erachten und Belieben. Denn diejenige, ſo Euch einmal den Schutz ihrer Perſon anvertraut und die Wiederaufrichtung ihrer Herrſchaft in Eure Hände gelegt hat, ſelbige darf nimmer ſich gegen die Anordnungen ſetzen, ſo Eure weiſe Einſicht treffen mag.

Mit Gottes Hilfe denn! ſprach Don Quijote. Sintemalen es alſo geſchieht, daß eine Dame ſich vor mir demütiget, will ich

die Gelegenheit nicht aus Händen lassen, sie aufzurichten und sie auf ihren angeerbten Thron zu setzen. Der Aufbruch geschehe sonach auf der Stelle, denn das alte, vielangeführte Wort: nur im Zögern steckt die Gefahr, beflügelt mir schon den Wunsch und die Reise. Und da der Himmel keinen je erschaffen und die Hölle keinen je gesehen hat, der mich in Schrecken setzen oder mutlos machen könnte, so sattle du, Sancho, den Rosinante und zäume deinen Esel auf und den Zelter der Königin, und nehmen wir Urlaub vom Burgvogt und von diesen Herrschaften, und gleich auf der Stelle lasset uns von dannen ziehen.

Sancho, der bei all diesem zugegen war, schüttelte den Kopf hin und her und sprach: Ach, gnädiger Herr, gnädiger Herr, es stinkt in der Fechtschule, und man will's nicht Wort haben, so sag' ich, jedoch mit Verlaub all jener Frauenzimmer, die sauber unter der Haube sind.

Was kann in der Fechtschule oder meinetwegen in allen Schulen der Welt für ein übler Geruch sein, der mir etwa zum Unglimpf gereichen könnte, du gemeiner Mensch? brauste Don Quijote auf.

Wird Euer Gnaden unwirsch, entgegnete Sancho, dann schweig' ich und werde nichts von allem offenbaren, wozu ich als getreuer Schildknappe verpflichtet bin, und was ein getreuer Diener schuldig ist seinem Herrn zu sagen.

Sage was dir beliebt, entgegnete Don Quijote, vorausgesetzt daß deine Worte nicht darauf ausgehen, mir Furcht einzuflößen. Wenn aber du Furcht hast, so handelst du eben deiner Natur gemäß, und wenn ich solche nicht habe, so handle ich gemäß der meinigen.

Darum, Gott verzeih' mir meine Sünden, darum handelt sich's nicht, erwiderte Sancho, sondern darum, daß ich für sicher und für erwiesen halte, daß dies Fräulein, welches sich für die Königin des großen Reiches Mikomikón ausgibt, das gerade-

ſowenig iſt als meine Mutter es war. Denn wäre ſie das, wofür ſie ſich ausgibt, ſo würde ſie nicht mit einem von jenen, die hier herumſtehen, den Schnabel zuſammenſtecken, ſo oft man den Kopf umdreht und ſo oft man nicht darauf achtgibt.

Bei Sanchos Worten errötete Dorotea; denn es war ganz richtig, daß ihr Gemahl Don Fernando hie und da verſtohlenerweiſe mit ſeinen Lippen einen Teil des Minnelohns eingeheimſt hatte, der ſeiner Sehnſucht gebührte. Sancho hatte das geſehen, und es dünkte ihm, ein ſo freies Benehmen paſſe ſich eher für ein buhleriſches Weib als für die Königin eines ſo großen Reiches.

Sie konnte und wollte Sancho kein Wort erwidern, ſondern ließ ihn in ſeinem Geſchwätze fortfahren, und er ſprach denn: Dies ſag' ich Euch, Señor, damit Ihr's bedenket: wenn, nachdem wir ſo viel Wege und Landſtraßen durchwandert, ſo viel ſchlimme Nächte und noch ſchlimmere Tage verbracht, wenn dann einer, der hier in der Schenke ſich's wohl ſein läßt, uns die Frucht unſrer Arbeit vor der Naſe abpflücken ſoll, da brauch' ich mich wahrhaftig nicht zu eilen, daß ich den Roſinante aufzäume, dem Eſel ſeinen Sattel auflege und den Zelter in Bereitſchaft ſetze. Denn da iſt es viel beſſer, wir bleiben ruhig zu Hauſe, und was eine Hure iſt, ſoll lieber am Spinnrocken ſitzen, wir aber wollen uns ans Eſſen und Trinken halten.

Hilf Himmel, wie ungeheurer Zorn erhub ſich in Don Quijote, als er die frechen Worte ſeines Schildknappen vernahm! Ja, ſag' ich, der Zorn war ſo übermäßig, daß der Ritter mit bebender Stimme und ſtotternder Zunge, blitzendes Feuer aus den Augen ſprühend, rief: Ha, gemeiner Schuft, vernunftloſer, frecher, dummer Kerl! albernes, doppelzüngiges, ſchamloſes, verleumderiſches Läſtermaul! Solcherlei Worte erdreiſteſt du dich in meiner Gegenwart und angeſichts dieſer erlauchten Damen auszuſprechen, und ſolchen Schändlichkeiten und Unverſchämtheiten erfrechſt du dich Raum zu geben in deiner verrückten Ein-

bildung? Entferne dich aus meiner Gegenwart, du Ungeheuer der Natur, du Vorratskammer der Lügen, du Zeughaus der Tücke, Senkgrube der Schelmenstreiche, Erfinder der Bosheiten, Verbreiter sinnloser Dummheiten, Feind der Ehrerbietung, die man königlichen Personen schuldet! Entferne dich, laß dich vor mir nicht mehr sehen, bei Strafe meines Zornes!

Und bei diesen Worten zog er die Brauen im Bogen empor, blies die Wangen auf, schaute ringsum und stampfte mit dem rechten Fuß mächtiglich auf den Boden; was alles den Ingrimm verriet, den er in seinem Innern hegte. Bei diesen Worten und diesem wütigen Gebaren wurde Sancho so kleinlaut und verzagt, daß es ihm eine Freude gewesen wäre, wenn sich gleich im Augenblicke die Erde unter seinen Füßen geöffnet und ihn verschlungen hätte. Er wußte nichts anzufangen als den Rücken zu wenden und von dem zürnenden Angesicht seines Herrn hinwegzuweichen.

Allein die kluge Dorotea, die sich auf Don Quijotes Art schon so trefflich verstand, sprach, um seinen Groll zu besänftigen: Entrüstet Euch nicht, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, ob der sinnlosen Dinge, so Euer wackerer Schildknappe gesagt, denn es läßt sich denken, daß er sie ganz gewiß nicht ohne Anlaß sagt. Auch ist von seinem richtigen Verstand und seinem christlichen Gewissen nimmer argwöhnisch anzunehmen, daß er falsches Zeugnis gegen irgendwen vorbringt. Diesem nach muß man des Glaubens leben und keinen Zweifel darein setzen, daß, sintemal in dieser Burg, wie Ihr, Herr Ritter, saget, alles mit Zauberei zugeht und geschieht, daß es also sein möchte, sag' ich, daß Sancho unter solcher teuflischen Einwirkung gesehen hätte, was er behauptet gesehen zu haben, und was meiner Tugend zu so großer Beeinträchtigung gereichen würde.

Bei dem allmächtigen Gotte schwöre ich, sprach Don Quijote, Euer Hoheit hat den Nagel auf den Kopf getroffen, und

dieſem Sünder von Sancho ſind böſe Geſichte erſchienen, welche ihn erſchauen ließen, was auf andre Weiſe als mittels Zauberei nie erſchaut werden konnte. Auch iſt mir von der Ehrlichkeit und Unſchuld dieſes unglücklichen Menſchen wohl bewußt, daß er gegen niemand falſches Zeugnis reden wird.

So iſt's, und ſo wird es ſein, ſprach Don Fernando, und deshalb, Señor Don Quijote, müßt Ihr ihm vergeben und ihn in den Schoß von Dero Gnade wieder aufnehmen sicut erat in principio, bevor die beſagten Geſichte ihm den Verſtand benahmen.

Don Quijote erwiderte, er vergebe ihm; und der Pfarrer ging, Sancho zu holen. Der kam in großer Demut heran, warf ſich auf die Knie und bat ſeinen Herrn um die Hand, und der Ritter gab ſie ihm, und nachdem er ihm vergönnt hatte ſie zu küſſen, erteilte er ihm ſeinen Segen und ſprach: Jetzt endlich wirſt du vollends erkannt haben, wie wahr iſt, was ich dir ſchon oftmals geſagt, daß alles in dieſer Burg mit Zauberei zugeht.

Das glaub' ich auch, ſagte Sancho, mit Ausnahme des Wippens, denn das iſt wirklich auf ganz natürliche Weiſe geſchehen.

Glaube das nicht, erwiderte Don Quijote; denn wäre dem ſo, dann hätt' ich dich damals gerächt, ja, würde dich jetzt noch rächen. Aber weder damals noch jetzt vermochte ich es, noch erblickte ich jemand, an dem ich für deine erlittene Schmach hätte Rache nehmen können.

Die Anweſenden alle wünſchten zu wiſſen, was es mit dem Wippen für eine Bewandtnis habe, und der Wirt erzählte ihnen Punkt für Punkt Sancho Panzas Luftfahrt; worüber ſie alle nicht wenig lachten, und worüber Sancho ſich nicht weniger würde geärgert haben, wenn ihm ſein Herr nicht aufs neue verſichert hätte, es ſei eitel Zauberei geweſen. Indeſſen ging Sanchos Einfalt dennoch nie ſoweit, um es nicht für reine und un-

widerlegliche Wahrheit, ohne Beimischung irgendwelcher Täuschung, zu erachten, daß ihn Leute von Fleisch und Blut gewippt hatten, und keineswegs Traumgebilde und Geschöpfe der Phantasie, wie sein Herr es glaubte und wiederholt versicherte.

Zwei Tage waren nun schon vorüber, seit die ganze hochansehnliche Gesellschaft in der Schenke verweilte. Und da es ihnen endlich Zeit zur Abreise schien und die schöne Dorotea und Don Fernando sich die Mühe ersparen wollten, mit Don Quijote in sein Dorf zurückzukehren und zu diesem Zwecke die Erfindung von der Befreiung der Prinzessin Mikomikona weiterzuführen, so traf man Veranstaltung, daß der Pfarrer und der Barbier ihn, wie sie wünschten, mitnehmen und in seiner Heimat für die Heilung seines Irrsinns Sorge tragen könnten. Und was man veranstaltete, war, daß man mit einem Ochsenkärrner, der gerade vorüberkam, vereinbarte, er solle ihn auf folgende Weise fortbringen: Man verfertigte aus gitterförmig gelegten Holzstäben eine Art von Käfig, geräumig genug, daß Don Quijote bequem Platz darin hatte; und Don Fernando und seine Gefährten, nebst den Dienern des Don Luis und den Landreitern gemeinschaftlich mit dem Wirt, kurz, alle verhüllten sich auf Anweisung und nach Gutheißen des Pfarrers alsbald die Gesichter und verkleideten sich, der auf eine Weise, und jener auf andre, damit Don Quijote sie für ganz andere Leute halten müsse, als die er in dieser Burg gesehen. Alsdann schlichen sie in tiefster Stille zu der Stätte, wo er im Schlummer lag und von den bestandenen Kämpfen ausruhte. Sie näherten sich ihm, der da frei von Besorgnis und sich sicher wähnend vor solchen Begebenheiten schlief, und indem sie ihn mit aller Macht packten, banden sie ihm Hände und Füße so fest, daß er, als er jählings aus dem Schlummer auffuhr, sich nicht rühren und nichts andres tun konnte als staunen und atemlos die seltsamen Gesichter anstarren, die vor ihm erschienen. Und gleich verfiel er

auf eine jener Vorſtellungen, die ihm ſeine nimmer ruhende, wahnwitzige Phantaſie malte: er hielt es für gewiß, all dieſe Geſtalten ſeien geſpenſterhafte Erſcheinungen dieſer verzauberten Burg, und ohne allen Zweifel ſei auch er bereits verzaubert, da er kein Glied rühren und ſich nicht verteidigen konnte: — alles genau ſo wie der Pfarrer, der Urheber dieſes Anſchlags, vermutet hatte, daß es kommen würde.

Sancho hatte allein von allen Anweſenden ſeinen richtigen Verſtand und ſein richtiges Ausſehen behalten; und obſchon ihm gar wenig daran fehlte, um ebenſo krank am Geiſte zu ſein wie ſein Herr, ſo entging es ihm doch nicht, wer all dieſe verlarvten Geſtalten ſeien. Allein er wagte den Mund nicht aufzutun, bis er ſähe, worauf dieſe Überrumpelung und Gefangennahme ſeines Herrn hinauswolle; und dieſer ſprach ebenſowenig ein Wort, ſondern erwartete mit Spannung den Ausgang des unglücklichen Begebniſſes. Dieſer Ausgang aber beſtand darin, daß man den Käfig herbeibrachte, ihn darin einſperrte und die Balken ſo feſt vernagelte, daß ſie nicht ſo leicht zu brechen waren. Dann nahmen ſie ihn auf die Schultern, und beim Verlaſſen des Gemaches hörte man eine furchbare Stimme, ſo furchtbar ſie der Barbier, — nicht der mit dem Eſelsſattel, ſondern der andere, — hervorzubringen vermochte, die da rief: „O Ritter von der traurigen Geſtalt! nicht ſchaffe dir Trübſal die Gefangenſchaft, in welcher du verweileſt; denn ſo muß es ſein, um deſto ſchneller das Abenteuer zu Ende zu führen, zu welchem dein hoher Mut dich bewogen hat. Selbiges wird aber zu Ende geführt werden, wenn der grimmige Manchaner Löwe mit der weißen Toboſer Taube das Lager teilen wird, nachdem ſie beide den ſtolzen Nacken unter das milde eheſtandliche Joch werden gebeugt haben; aus welcher nie erhörten Verbindung ans Licht der Welt hervortreten ſoll die ungeſtüme Leuenbrut, die es den kralligen Tatzen des heldenhaften Vaters nachtun wird. Und

dies soll geschehen, bevor noch der Verfolger der flüchtigen Nymphe auf seiner raschen naturgemäßen Rundreise zu zweien Malen den Besuch der leuchtenden Sternbilder abgetan hat. Und du, o edelster, gehorsamster aller Schildknappen, so jemals ein Schwert am Gurt, einen Bart im Angesicht und Geruch in der Nase besessen, es mache dich nicht mutlos noch ärgerlich, daß du so vor deinen eignen Augen die Blume des fahrenden Rittertums hinführen siehst. Denn bald, wenn es dem Werkmeister des Weltalls gefällt, wirst du dich so emporgehoben und so zum Gipfel erhöht sehen, daß du dich selber nicht kennest, und es werden sich nicht als Täuschung erzeigen die Verheißungen, so dir dein redlicher Herre getan hat. Und ich bürge dir im Namen der Zauberin Lughilde, daß dein Dienstlohn dir ausbezahlt werden soll, wie du es durch die Tat ersehen wirst. Folge du nur immer den Wegspuren des mannhaften, anitzo verzauberten Ritters; denn es ist gebührend, daß du mit ihm zu dem Orte ziehest, wo ihr beide euer Reiseziel finden sollt. Und da es mir nicht vergönnt ist, ein mehreres zu sagen, so fahret wohl in Gottes Namen; denn ich kehre zurück, ich weiß wohl, wohin."

Und wie er an den Schluß dieser Weissagung kam, erhob er die Stimme zu solcher Kraft und ließ sie dann zu so sanftem Tone sinken, daß sogar die Mitwisser des losen Streiches beinahe an die Wahrheit der gehörten Worte geglaubt hätten.

Don Quijote fühlte sich durch die vernommene Weissagung recht getröstet, denn auf der Stelle begriff er deren Sinn ganz und gar und erkannte, man verspreche ihm, daß er sich in heiliger und geziemender Ehe verbunden sehen solle mit seiner geliebten Dulcinea del Toboso, aus deren glückseligem Leibe die Leuenbrut hervorgehen werde, nämlich seine Söhne, zum unvergänglichen Ruhme der Mancha. Und im ernstlichen und festen Glauben hieran erhub er die Stimme, stieß einen mäch-

tigen Seufzer aus und ſprach: O du, wer immer du ſein mögeſt, der du mir ſo viel hohe Güter vorhergeſagt! ich bitte dich, den weiſen Zauberer, der für meine Angelegenheiten zu ſorgen hat, in meinem Namen zu erſuchen, daß er mich nicht in dieſen Banden, worin ich itzo fortgeſchleppt werde, zugrunde gehen laſſe, bis daß ich ſo freudige, ſo unvergleichliche Verheißungen erfüllt ſehe, wie ſie mir hier geworden. Sofern aber dies geſchehen ſollte, ſo werde ich die Qualen meines Kerkers für Verherrlichung halten, für Erquickung die Ketten, die mich umgürten, und das Lager, auf das man mich hinſtreckt, nicht für ein hartes Schlachtfeld, ſondern für eine weiche Schlafſtätte und ein glückſeliges Brautbett. Und was die Tröſtung für meinen Knappen Sancho Panza anbetrifft, ſo vertraue ich auf ſein redliches Herz und ſeine redliche Handlungsweiſe, daß er mich weder in guten noch in böſen Tagen verlaſſen wird. Denn wenn es ſo kommen ſollte, daß um ſeines oder meines Unſterns willen ich ihm die Inſul, die ich ihm verſprochen, oder etwas andres von gleichem Werte, nicht geben könnte, ſo wird ihm wenigſtens ſein Dienſtlohn nicht verloren gehen; ſintemal in meinem letzten Willen, der bereits errichtet iſt, genau beſtimmt ſtehet, was ihm zu verabreichen iſt, wenn es auch nicht ſeinen vielen redlichen Dienſten entſpricht, ſondern nur dem wenigen, was in meiner Möglichkeit liegt.

Sancho Panza verbeugte ſich vor ihm mit großer Höflichkeit und küßte ihm beide Hände; eine hätte er nicht küſſen können, weil ſie zuſammengebunden waren. Alsbald nahmen die Geſpenſter den Käfig auf die Schulter und ſetzten ihn auf dem Ochſenkarren zurecht.

Siebenundvierzigstes Kapitel

Von der seltsamen Art, wie Don Quijote verzaubert wurde, nebst anderen denkwürdigen Begebnissen.

Als sich Don Quijote solchergestalt eingekäfigt und auf dem Karren sah, sprach er: Viele und sehr bedeutsame Historien hab' ich von fahrenden Rittern gelesen; aber niemals hab' ich gelesen noch gesehen noch gehört, daß man die verzauberten Ritter auf solche Weise von dannen führt und mit solcher Langsamkeit, wie diese trägen, zaudernden Tiere es erwarten lassen. Denn stets pflegt man sie mit wunderbarer Schnelligkeit durch die Lüfte davonzuführen, von einer dunkelgrauen Wolke umschlossen, oder in einem feurigen Wagen, oder etwa auf einem Hippogryphen, oder einem andern Untier ähnlicher Art. Aber daß man mich jetzt, mich, auf einen Ochsenkarren hinschleppt, bei Gott, da steht mir der Verstand still. Indessen hat das Rittertum und die Zauberkunst dieser unsrer Zeiten vielleicht eine andre Manier angenommen als die Alten pflagen; und da ich im Rittertum ein Neuling auf der Welt bin und der erste, der den bereits vergessenen Beruf der abenteuernden Ritterschaft auferweckt hat, so könnte es wohl auch der Fall sein, daß neuerlich andre Arten von Verzauberungen erfunden wurden und andre Manieren, verzauberte Ritter von dannen zu führen. Was bedünkt dich hievon, Sancho mein Sohn?

Ich weiß wahrlich nicht, was mich bedünkt, antwortete Sancho, denn ich bin nicht so belesen in den fahrenden Büchern wie Euer Gnaden; aber bei alledem möchte ich behaupten und beschwören, die Gespenster, die hier umgehen, sind keine rechten, es kann kein Mensch recht an sie glauben.

An sie glauben? O du Gerechter! Wie kann man an sie glauben, da sie doch sämtlich Teufelsgeister sind, die nur schein-

bar Körper angenommen haben, um uns dieſe Geſchichten aufzuſpielen und mich in dieſen Zuſtand zu verſetzen? Und wenn du ſehen willſt, wie ſehr wahr dies iſt, berühre ſie, befühle ſie, und du wirſt finden, daß ſie nur Körper von Luft haben und ihr ganzes Weſen nur in äußerem Schein beſteht.

Bei Gott, Señor, entgegnete Sancho, ich habe ſie ſchon befühlt; und dieſer Teufel, der ſich hier ſo geſchäftig benimmt, hat feſtes, derbes Fleiſch und beſitzt außerdem noch eine Eigenſchaft, die ganz anders iſt als die, welche ich den teufliſchen Geiſtern nachſagen hörte. Denn, wie man ſagt, riechen ſie alle nach Schwefel und andern übeln Düften, dieſer hingegen riecht auf eine halbe Meile weit nach Ambra.

Sancho meinte damit Don Fernando, der als ein ſo vornehmer Herr allerdings den von Sancho erwähnten Wohlgeruch um ſich verbreiten mochte.

Wundere dich nicht darüber, Freund Sancho, verſetzte Don Quijote; denn ich tue dir zu wiſſen, daß die Teufel ſich auf gar vieles verſtehen, und ſelbſt im Falle ſie Gerüche mit ſich führen, ſo riechen ſie ſelbſt doch nach nichts, weil ſie Geiſter ſind; und wenn ſie nach etwas duften, können ſie nicht nach was Gutem duften, ſondern nur nach was Schlechtem und Stinkendem. Und der Grund iſt: da ſie allerwärts, wo ſie ſich befinden, die Hölle in ihrem Innern mitbringen und keine Erleichterung irgendwelcher Art in ihren Martern finden können, und da guter Geruch etwas Ergötzliches und Erfreuendes iſt, ſo iſt es nicht möglich, daß ſie nach etwas Gutem riechen. Und wenn es dir ſo vorkommt, als rieche dieſer teufliſche Geiſt, von dem du ſprichſt, nach Ambra, ſo irrſt du dich entweder, oder er will dich irre führen und dich verleiten, ihn nicht für einen Teufel zu halten.

Solcherlei Zwieſprach geſchah zwiſchen Herrn und Diener, und Don Fernando und Cardenio waren in Beſorgnis, es möchte

Sancho vollständig hinter ihren Anschlag kommen, da er schon ganz nahe daran war. Sie beschlossen daher, die Abreise zu beschleunigen, riefen den Wirt beiseite und befahlen ihm, Rosinante aufzuzäumen und dem Esel Sanchos seinen Sattel aufzulegen. Er tat es denn in aller Eile. Inzwischen hatte der Pfarrer mit den Landreitern die Abrede getroffen, daß sie ihn nach seinem Orte begleiten sollten, wofür er ihnen ein Gewisses täglich zusagte. Cardenio hängte an Rosinantes Sattelbogen einerseits die Tartsche, anderseits die Barbierschüssel und gebot Sancho durch Zeichen, sich auf seinen Esel zu setzen und Rosinante am Zügel zu nehmen; und zu beiden Seiten des Karrens stellte er je zwei von den Landreitern mit ihren Musketen auf.

Bevor jedoch der Karren sich in Bewegung setzte, kam die Wirtin mit ihrer Tochter und Maritornes heraus; sie stellten sich, als weinten sie vor Schmerz über sein Mißgeschick. Don Quijote sprach zu ihnen: Weinet nicht, meine lieben Damen; allen dergleichen Mißgeschicken sind diejenigen ausgesetzt, die sich zu dem Berufe bekennen wie ich, und wenn solche Trübsale mir nicht zustießen, würde ich mich nicht für einen fahrenden Ritter von Ruf erachten. Denn den Rittern von geringem Ruf und Namen widerfahren nimmer solcherlei Geschichten, sintemal niemand auf Erden sich um sie bekümmert; wohl aber den heldenhaften, die da Neider ihrer Tugend und Mannhaftigkeit in zahlreichen Fürsten und vielen andren Rittern haben, welche insgesamt mit schlechten Mitteln die Guten zu verderben trachten. Aber bei alledem ist die Tugend so mächtig, daß sie für sich allein, trotz all der Schwarzkunst, auf die sich ihr erster Erfinder Zoroaster verstand, als Siegerin aus allen Nöten hervorgehen und das ihr eigene Licht über die Welt verbreiten wird, wie die Sonne es über den Himmel verbreitet. Verzeihet mir, huldselige Damen, wenn ich aus Unbedacht euch etwa eine Ungebühr

angetan, denn mit Willen und Wiſſen habe ich ſolche nie jemand zugefügt; und bittet zu Gott, daß er mich aus dieſen Banden löſe, in die irgend ein übelwollender Zauberer mich eingetan hat. Wenn ich mich aber von ſelbigen wieder frei ſehe, werden mir die Gnaden, ſo ihr mir in dieſer Burg erwieſen habt, nie aus dem Gedächtnis entfallen, auf daß ich ſie verdanken, mit Dienſte vergelten und belohnen kann, wie ſie es verdienen.

Während die Edelfrauen der Burg ſich dergeſtalt mit Don Quijote im Geſpräch ergingen, nahmen der Pfarrer und der Barbier Abſchied von Don Fernando und ſeinen Gefährten, dem Hauptmann und ſeinem Bruder und von all den vergnügten Damen, insbeſondere von Dorotea und Luſcinda. Sie umarmten einander und verabredeten, ſich gegenſeitig Nachricht von ihren Schickſalen zu geben. Don Fernando ſagte dem Pfarrer, wohin er ihm ſchreiben ſolle, um ihm mitzuteilen, was aus Don Quijote werden würde, und verſicherte ihm, nichts könne ihm mehr Vergnügen machen als dies zu erfahren. Ebenſo wolle auch er ihn von allem benachrichtigen, was nach ſeiner Meinung der Pfarrer gern vernehmen werde, ſowohl von ſeiner Trauung als von Zoraidas Taufe und wie es mit Don Luis ergehen werde, und von Luſcindas Rückkehr zu ihrer Familie. Der Pfarrer erbot ſich, all ihre Aufträge pünktlichſt auszuführen. Sie umarmten einander nochmals und wiederholten nochmals ihre Freundſchaftsverſicherungen.

Der Wirt trat jetzo zu dem Pfarrer heran und gab ihm ein Heft Papiere, welche er, wie er ihm ſagte, im Unterfutter des nämlichen Mantelſacks endeckt habe, in welchem er die Erzählung von dem „Törichten Vorwitz“ gefunden, und da der Herr desſelben nie wieder hierher zurückkehrt ſei, ſo möge er ſie alle mitnehmen; denn da er ſelbſt nicht leſen könne, ſo wolle er ſie nicht behalten. Der Pfarrer dankte ihm dafür, ſchlug die Papiere auf und fand gleich, daß es zu Anfang der Handſchrift

hieß: „Novelle von Rinconete und Cortadillo“. Er sah also, daß es eine Novelle sei, und da die vom „Törichten Vorwitz“ gefallen hatte, so folgerte er, es werde auch mit dieser der Fall sein, weil ja beide möglicherweise vom nämlichen Verfasser herrühren könnten. Und so nahm er sie in Verwahr, mit der Absicht, zu lesen, sobald er Muße dazu fände.

Nun stieg er zu Pferde, und so auch sein Freund, der Barbier, beide mit ihren Tüchern vor dem Gesicht, damit sie nicht gleich von Don Quijote erkannt würden, und sie begannen hinter dem Wagen herzutraben. Die Ordnung, die sie dabei einhielten, war diese: Zuerst kam der Karren, der von dem Eigentümer gefahren wurde; zu beiden Seiten hielten sich die Landreiter, wie gesagt, mit ihren Musketen; gleich danach folgte Sancho Panza auf seinem Esel, den Rosinante am Zügel führend; hinter dem Ganzen her zogen der Pfarrer und der Barbier auf ihren mächtigen Maultieren, die Gesichter verhüllt, wie schon bemerkt, mit ernster und gelassener Haltung, nicht schneller reitend, als es der träge Schritt der Ochsen gestattete. Don Quijote saß in seinem Käfig, die Hände gebunden, die Füße ausgestreckt, an die Latten des Verschlages gelehnt, so schweigsam und so geduldig, als wäre er kein Mensch von Fleisch und Bein, sondern eine steinerne Bildsäule.

Und so zogen sie, stets in gleicher Gemächlichkeit und Stille, etwa zwei Meilen hin, bis sie zu einem Tale gelangten, das der Ochsenkärrner für einen passenden Ort hielt, um auszuruhen und den Ochsen Futter zu geben. Doch als er dies dem Pfarrer mitteilte, war der Barbier der Meinung, man solle noch ein wenig weiter ziehen, weil ihm bekannt war, daß hinter einer Anhöhe, die man von dort aus erblickte, sich ein Tal mit viel mehr und weit besserem Gras befinde, als wo man jetzt halten wollte. Der Vorschlag des Barbiers wurde angenommen und demnach die Reise wieder fortgesetzt.

Indem wendete der Pfarrer die Augen zurück und ſah ſechs oder ſieben Berittene hinter ihnen herkommen, ſtattliche, wohlgekleidete Leute, von denen ſie ſehr bald eingeholt wurden; denn dieſelben zogen nicht mit der Bedächtigkeit und Trägheit der Ochſen einher, ſondern als Leute, die auf Maultieren von Domherren ritten und vom Verlangen getrieben waren, möglichſt bald in der Schenke, die ſich auf eine Entfernung von weniger als einer Meile dort zeigte, ihre Mittagsraſt zu halten. Die Eilfertigen holten die Säumigen bald ein, ſie begrüßten einander höflichſt; und als der eine von den Ankömmlingen, der, um es in Kürze zu ſagen, Domherr zu Toledo und Dienſtherr der andern war, die ihn geleiteten, den wohlgeordneten Zug ſah mit dem Karren, den Landreitern, Sancho, Roſinante, Pfarrer und Barbier, und gar Don Quijote eingekäfigt und in Banden, konnte er nicht umhin zu fragen, was es zu bedeuten habe, daß man dieſen Mann auf ſolche Weiſe fortbringe; obzwar er ſchon, gleich als er die Abzeichen der Landreiter erblickte, vermutet hatte, es müſſe ein ruchloſer Straßenräuber oder ein Verbrecher andrer Art ſein, deſſen Beſtrafung in das Amt der heiligen Verbrüderung falle. Einer der Landreiter — derjenige, an den die Frage gerichtet war — antwortete alſo: Señor, was es zu bedeuten hat, daß dieſer Herr auf ſolche Weiſe fortgebracht wird, das mag er ſelber Euch ſagen, denn wir unſernteils wiſſen es nicht.

Don Quijote hörte die Unterhaltung und ſprach: Sind eure Gnaden, ihr Herren Ritter, vielleicht in betreff der fahrenden Ritterſchaft beleſen und erfahren? Denn wenn ihr es ſeid, ſo will ich euch meine traurigen Schickſale mitteilen; und wenn nicht, ſo ſeh' ich keinen Grund, mich mit der Erzählung zu bemühen.

Inzwiſchen waren der Pfarrer und der Barbier, welche bemerkt hatten, daß die Reiſenden ſich in ein Geſpräch mit Don

Quijote eingelassen, schon herzugekommen, um ihnen so zu antworten, daß ihr listiger Anschlag nicht entdeckt werde.

Der Domherr entgegnete auf Don Quijotes Äußerung: In der Tat, lieber Freund, weiß ich mehr von Ritterbüchern als von den Summulä des Villalpando; demnach könnt Ihr mir, wenn es nur davon abhängt, in voller Seelenruhe alles mitteilen, was Ihr wollt.

In Gottes Namen denn, entgegnete Don Quijote. Da es also ist, so sollt ihr wissen, Herr Ritter, ich weile in diesem Käfig verzaubert durch Neid und Trug bösartiger Zauberer; denn die Tugend wird von den Bösen weit mehr verfolgt als von den Guten geliebt. Ich bin ein fahrender Ritter, und zwar keiner von jenen, an deren Namen die Göttin Fama niemals gedacht hat, um sie zu verewigen, sondern einer von jenen, welche zu Trotz und Ärger dem Neide selbst, und zum Leidwesen all der Magier, die Persien erzeugte, der Brahmanen, die Indien, und der Gymnosophisten, die Äthiopien gebar, ihren Namen einschreiben werden im Tempel der Unsterblichkeit, auf daß er in kommenden Jahrhunderten zum Beispiel und Vorbild diene, aus welchem die fahrenden Ritter ersehen mögen, welche Lebenswege sie zu wandeln haben, wenn sie zum Gipfelpunkt und zur erhabensten Höhe des Waffenwerks gelangen wollen.

Wahr spricht der Herr Don Quijote, sagte jetzt der Pfarrer; verzaubert zieht er hin auf diesem Karren, nicht ob seiner Verschuldungen und Sünden, sondern ob der bösen Gesinnung jener, welchen die Tugend zuwider und die Tapferkeit ein Ärgernus ist. Dieser Mann, Señor, ist der Ritter von der traurigen Gestalt, falls Ihr etwa ihn zu irgendwelcher Zeit schon habt nennen hören, dessen mannhafte Taten geschrieben stehen werden auf hartem Erz und ewigem Marmor, so sehr sich auch der Neid abmühen möge, sie zu verdunkeln, und die Bosheit, sie in die Verborgenheit zu drängen.

Als der Domherr den Mann in Gefangenſchaft und den Mann in Freiheit, beide auf ſolche Manier reden hörte, wollte er ſich ſchier aus Staunen und Verwunderung kreuzigen und ſegnen, und er wußte kaum, wie ihm geſchah; und in nicht geringeres Staunen verfielen ſeine Begleiter alle. Inzwiſchen hatte ſich Sancho Panza genähert, um das Geſpräch zu hören, und um alles in Richtigkeit zu bringen, fiel er ein: Jetzt, ihr Herren, ob ihr nun gut oder übel aufnehmt, was ich ſagen will, die Sache iſt die, daß mein Herr Don Quijote geradeſo verzaubert iſt wie meine Frau Mutter: er hat ſeinen völligen Verſtand und ißt und trinkt und verrichtet ſeine Bedürfniſſe wie andre Menſchen und wie er ſie geſtern verrichten tat, bevor man ihn eingekäfigt hat. Und da dem ſo iſt, wie wollt ihr mir weismachen, er ſei verzaubert? Denn ich habe viele Leute ſagen hören, daß die Verzauberten weder eſſen noch ſchlafen noch reden, und mein Herr hingegen, wenn man ihm nicht Einhalt tut, würde mehr reden als dreißig Advokaten.

Sodann wandte er ſich zu dem Pfarrer, ſah ihn an und fuhr ſo fort: Ach, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! Hat Euer Gnaden gemeint, ich kenne Euch nicht? und könnt Ihr meinen, ich verſtehe nicht und errate nicht, worauf dieſe neuen Verzauberungen hinaus wollen? Wohl, ſo vernehmt, daß ich Euch kenne, ſo ſehr Ihr Euch das Geſicht verdeckt, und erfahret, daß ich Euch verſtehe, ſo ſehr Ihr Eure Ränke verbergen möget. Kurz, wo der Neid regiert, da kann die Tugend nicht beſtehen, und wo Geiz, da iſt keine Freigebigkeit zu Haus. Daß doch der Teufel den Teufel holte! Wenn Euer Ehrwürden ſich nicht darein gemengt hätten, ſo wäre jetzt ſchon die Stunde da, wo mein Herr mit der Prinzeſſin Mikomikona verheiratet wäre, und ich wäre zum mindeſten ein Graf, denn ein geringerer Ehrenſold ließ ſich nicht erwarten, einerſeits von dem guten Herzen meines Herrn, des Ritters von der traurigen Geſtalt, und

anderseits von der Größe meiner Verdienste. Aber ich sehe es schon, wahr ist, was man draußen in der Welt sagt: das Rad des Glückes dreht sich hurtiger als ein Mühlrad, und wer gestern obenauf war, liegt heut' am Boden. Um Weib und Kinder ist mir's leid; denn gerade als sie hoffen konnten und sollten, sie würden ihren Vater als Statthalter oder Unterkönig einer Insul oder eines Reiches zu ihren Toren einziehen sehen, da werden sie ihn einziehen sehen als einen Pferdeknecht. Alles, was ich da sage, Herr Pfarrer, bezweckt weiter nichts als Euer Würden dringend zu bitten, Ihr möchtet Euch ein Gewissen daraus machen, daß mein Herr so schlecht behandelt wird, und möchtet wohl achthaben, daß nicht Gott in jener Welt Rechenschaft von Euch fordert für diese Einkerkerung meines Herrn und es Euch dereinst schwer anrechnet, daß mein Herr all die Zeit, wo er gefangen liegt, so viele Rettungswerke und Guttaten ungetan lassen muß.

Ei ei, das Lämpchen flackert und muß geschneuzt werden! sagte hierauf der Barbier. Auch Ihr, Sancho, gehört zur Kumpanschaft Eures Herrn? So wahr Gott lebt, ich seh' es kommen, daß Ihr ihm bald im Käfig Gesellschaft zu leisten habt und eben so verzaubert werden müßt wie er, für den Anteil, den Ihr an seinem Sparren und an seinem Rittertum habt! Zu übler Stunde habt Ihr von seinen Verheißungen Euer Hirn schwängern lassen; im unglücklichsten Augenblick ist Euch die heiß erwünschte Insul in den Sinn gekommen.

Ich bin von niemand geschwängert worden, antwortete Sancho, ich bin nicht der Mann, der sich schwängern ließe, ja nicht einmal vom König selber. Wiewohl ein armer Mann, bin ich ein Christ von altem Blut und bin niemand nichts schuldig; und wenn ich Insuln erwünsche, so wünschen andre andres und Schlimmeres. Und jedereiner ist der Sohn seiner Taten, und dafern ich nur ein Mann bin, kann ich's doch noch dahin bringen,

daß ich Papſt werde, wie viel eher alſo Statthalter einer Inſul, zumal deren mein Herr ſoviele erobern kann, daß es ihm an Leuten fehlen wird, ſie ihnen zu verſchenken. Alſo überlege Euer Edlen, was Ihr redet, Herr Barbier, denn Bärte ſcheren iſt nicht alles, und es iſt immer ein Unterſchied zwiſchen Peter und Peter. Ich ſage das, weil wir einander alle kennen, und mir darf man nicht mit falſchen Würfeln kommen, und was die Verzauberung meines Herrn betrifft, da weiß Gott, was wahr iſt, und dabei wollen wir's laſſen, denn wenn man darin herumrührt, wird's immer ſchlimmer.

Der Barbier wollte Sancho keine Antwort geben, damit er durch Äußerungen, wie er ſie in ſeiner Einfalt tat, nicht alles verriete, was er und der Pfarrer ſo ſehr zu verbergen ſuchten. Die nämliche Beſorgnis hatte den Pfarrer veranlaßt, den Domherrn zu erſuchen, ein wenig mit ihm vorauszureiten; er wolle ihm alsdann das Geheimnis von dem eingekäfigten Ritter mitteilen, nebſt manchem anderen, was ihm Vergnügen machen werde. Der Domherr tat es, ritt mit ſeinen Dienern und mit ihm voraus und horchte aufmerkſam auf deſſen Mitteilungen über Don Quijotes Denkart, Lebenslauf, Torheit und Gewohnheiten; wobei der Pfarrer in aller Kürze von dem Urſprung und Grund der Verrücktheit des Ritters berichtete, wie vom weiteren Verlauf ſeiner Geſchichte bis dahin, wo er in den Käfig geſperrt wurde, und endlich von ihrer Abſicht, ihn nach ſeiner Heimat zu bringen, um zu ſehen, ob ſie durch irgend ein Mittel ein Heilmittel für ſeine Verrücktheit fänden.

Aufs neue verwunderten ſich die Diener und der Domherr über Don Quijotes ſeltſame Geſchichte, und der Domherr ſprach, als er ſie zu Ende gehört hatte: Wahrhaftig, Herr Pfarrer, ich meinesteils finde, daß die Bücher, die man Rittergeſchichten nennt, dem Gemeinweſen ſchädlich ſind; und obgleich ich, von müßiger und verkehrter Leſeluſt getrieben, beinah von allen, die

im Druck vorhanden sind, den Anfang durchgegangen, so habe ich mich nie dahin bringen können, auch nur eines vom Anfang bis zum Ende zu lesen. Denn es bedünkt mich, daß sie, eins mehr und eins minder, alle immer dasselbe sind, und daß dieses nichts andres als jenes und jenes nichts andres als dieses enthält. Und wie mir deucht, gehört diese Art von Schriftstellerei oder Dichtung zur Art jener Milesischen Märchen, welches ungereimte Erzählungen sind, die nur ergötzen und nicht belehren wollen; im Gegensatze zu den Äsopischen Fabeln, welche beides zusammen, sowohl ergötzen als belehren. Und wenn nun auch der hauptsächlichste Zweck solcher Bücher ist zu ergötzen, so weiß ich nicht, wie sie ihn erreichen können, da sie von so vielen und so ungeheuerlichen Abgeschmacktheiten voll sind. Denn das Ergötzen, das der Geist empfindet, soll er nur empfinden ob der Schönheit und der richtigen Verhältnisse alles einzelnen, die er an den Dingen findet, die ihm der lebendige Anblick oder die Phantasie vorführt; und alles, was Häßlichkeit und Mißverhältnis in sich hat, kann durchaus kein Vergnügen in uns erregen. Nun aber, welche Schönheit, oder welches Verhältnis der Teile zum Ganzen kann in einem Buch oder Märchen vorhanden sein, wo ein Junge von sechzehn Jahren einem turmhohen Riesen einen Schwerthieb versetzt und ihn mitten auseinanderhaut, als wär' er von Zuckerteig? Und wie erst, wenn man uns eine Schlacht schildern will, nachdem man gesagt, es stünden auf feindlicher Seite mehr als eine Million Streiter? Falls nur der Held des Buches gegen sie ist, so müssen wir notgedrungen, so ungern wir's auch tun, für wahr annehmen, daß der besagte Ritter den Sieg durch die Tapferkeit seines starken Armes allein davongetragen hat. Und dann, was sollen wir von der leichtsinnigen Bereitwilligkeit sagen, mit der eine Königin oder die Erbin eines Kaisertums sich einem fahrenden, ihr unbekannten Ritter an den Hals wirft? Welcher Geist, wenn er

nicht völlig roh und ungebildet iſt, kann ſich daran vergnügen, zu leſen, wie ein großer Turm voll Ritter über Meer fährt, gleich einem Schiff unter günſtigem Winde, und heute in der Lombardei Nachtruhe hält, und morgen in der Frühe ſich in den Landen des Prieſters Johannes von Indien befindet oder in anderen, welche weder Ptolomäus entdeckt noch Marco Polo geſehen hat? Und wollte man mir hierauf entgegnen, daß die Verfaſſer von Büchern dieſer Art ſie nur als erdichtete Geſchichten niederſchreiben, und daß ſie ſonach nicht verpflichtet ſind, auf Schicklichkeit und auf Wahrheit der Tatſachen zu ſehen, ſo würde ich ihnen zu antworten haben, daß die Lüge um ſo beſſer iſt, je mehr ſie wahr ſcheint, und um ſo mehr gefällt, je mehr ſie Wahrſcheinlichkeit und Mögliches enthält. Die Dichtung muß ſich mit dem Geiſte des Leſers vermählen; das heißt, man muß das Erdichtete ſo geſtalten, daß es das Unmögliche begreiflich macht, das Allzuhohe ebnet, die Geiſter in Spannung verſetzt und mithin uns in ſolchem Grade Verwunderung und Staunen abnötigt, uns aufregt und unterhält, daß Verwunderung und frohe Stimmung ſtets gleichen Schritt halten. Und all dieſes wird der nicht zuſtande bringen können, der ſich von der Wahrſcheinlichkeit und der Nachahmung der Wirklichkeit ferne hält, worin die Vollkommenheit eines Buches beſteht. Nie habe ich ein Ritterbuch geſehen, deſſen Dichtung ein einiges Ganzes mit all ſeinen Gliedern gebildet hätte, ſo daß die Mitte dem Anfang entſpräche, und das Ende dem Anfang und der Mitte. Vielmehr ſetzen ſie die Erzählung aus ſo viel Gliedern zuſammen, daß es eher den Anſchein hat, ſie beabſichtigen eine Chimära oder ſonſt ein widernatürliches Ungetüm zu bilden als eine Geſtalt von richtigen Verhältniſſen zu ſchaffen. Außerdem ſind ſie im Stile hart, in den erzählten Taten unwahrſcheinlich, in den Liebeshändeln unzüchtig, in den Feinheiten des Umgangs unbeholfen, weitſchweifig in den Schlachten, albern in den Ge-

sprächen, ungereimt in den Reisen, und kurz, alles Kunstverständnisses bar, und darum wert, aus dem christlichen Gemeinwesen als unnützes Volk verbannt zu werden.

Der Pfarrer hörte ihm höchst aufmerksam zu und erkannte in ihm einen Mann von gesundem Verstand, der in allen seinen Behauptungen recht habe. Daher sagte er ihm, weil er ganz und gar mit ihm gleicher Meinung sei und gegen die Ritterbücher einen Widerwillen hege, habe er die, welche Don Quijote besaß, samt und sonders verbrannt, und deren seien gar viele gewesen. Und dann erzählte er ihm, wie er Gericht über sie gehalten, und welche er zum Feuer verurteilt, und welche er am Leben gelassen habe. Darüber lachte der Domherr nicht wenig und entgegnete, trotz all dem Bösen, das er von den besagten Büchern gesprochen, finde er in ihnen immerhin ein Gutes, nämlich daß ihr Gegenstand stets ein solcher sei, daß in ihnen ein guter Kopf sich zeigen könne; denn sie öffneten ein weites, geräumiges Feld, über das die Feder ohne irgendwelches Hindernis hineilen könne, um Schiffbrüche, Seestürme, Scharmützel und Schlachten zu beschreiben; einen tapferen Feldherrn zu schildern mit allen den Eigenschaften, die zu einem solchen erforderlich sind: sich als vorsichtig bewährend, den listigen Anschlägen seiner Feinde zuvorkommend, ein gewandter Redner, der seine Krieger zu allem überreden oder ihnen jegliches ausreden kann, bedächtig im Rat, rasch zur Tat, ebenso mannhaft entschieden im Abwarten wie im Angreifen; bald einen jammervollen, schmerzlichen Vorgang darzustellen, bald ein freudiges, unverhofftes Ereignis; dort eine wunderschöne, tugendsame, verständige und sittige Dame, hier einen Ritter voll christlichen Heldenmutes und feiner Gesittung zu zeichnen, dort hingegen einen ungeschlachten, großsprecherischen Barbaren, an anderem Orte einen freundlichen, tapferen, umsichtigen Fürsten; die Biederkeit und Treue der Untertanen, die Größe und Freigebig-

keit der Herrscher. Bald kann er sich als Sterndeuter zeigen, bald als Meister der Erdbeschreibung, bald als Musiker, bald als Kenner der Staatsangelegenheiten; ja, vielleicht kommt ihm einmal die Gelegenheit, sich, wenn er Lust hat, als Schwarzkünstler zu zeigen. Er kann die List des Ulysses und die Kühnheit des Achilles darstellen, Hektors Mißgeschick, Sinons Verräterei, die Freundschaft des Euryalus, Alexanders Großmut, den Heldensinn Cäsars, die Milde und Aufrichtigkeit Trajans, die Treue des Zopyrus, den umsichtigen Geist Catos, kurz, alle jene Handlungen, die einen hochgestellten Mann vollkommen machen können, indem er sie bald in einem einzigen Helden zusammengesellt, bald sie unter viele verteilt. Und wenn dies mit gefälliger Anmut des Stils geschieht und mit sinnreicher Erfindung, die soviel als möglich das Aussehen der Wahrheit trägt, dann wird er ohne Zweifel ein Gewebe weben, aus mannigfachen und reizenden Verschlingungen gebildet, das, wenn es erst zustande gebracht worden, eine solche Vollkommenheit und solchen Reiz der Gestaltung zeigt, daß es das schönste Ziel erreicht, das man in Büchern anstrebt, nämlich zugleich zu belehren und zu ergötzen, wie ich schon bemerkt habe. Denn die zwanglose Schreibart dieser Bücher gewährt dem Verfasser Freiheit und Raum, sich als epischen, lyrischen, tragischen, komischen Dichter zu zeigen, in der ganzen Vielseitigkeit, die in holden und heiteren Künsten der Poesie und Beredsamkeit enthalten ist; — denn die epische Dichtung läßt sich ebensogut in Prosa als in Versen schreiben.

Achtundvierzigstes Kapitel,

worin der Domherr mit der Besprechung der Ritterbücher fortfährt, nebst andern Dingen, so des geistvollen Herrn würdig sind.

Es ist so wie Euer Gnaden sagen, Herr Domherr, sprach der Pfarrer, und aus diesem Grunde verdienen diejenigen um so strengeren Tadel, die bis heute dergleichen Bücher verfaßt haben, ohne jemals vernünftige Überlegung zu Rate zu ziehen, noch die Kunst und die Regeln, durch die sie sich leiten lassen und in der Prosa Ruhm erwerben konnten, wie es in Versen die beiden Fürsten der griechischen und der lateinischen Dichtung getan.

Ich wenigstens, versetzte der Domherr, bin einmal in eine gewisse Versuchung geraten, ein Ritterbuch zu schreiben, und habe dabei alle die Regeln beobachtet, die ich soeben besprochen. Und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so habe ich mehr als hundert Blätter vollgeschrieben und habe sie, um die Probe zu machen, ob sie meiner Wertschätzung entsprächen, Leuten mitgeteilt, die leidenschaftlich für diese Art Bücher eingenommen sind, sowohl gelehrten und verständigen, als auch ungebildeten und beschränkten, die nur Sinn haben für das Vergnügen, ungereimtes Zeug zu hören, und habe bei allen den erwünschten Beifall gefunden. Aber trotzdem habe ich es nicht fortgesetzt, sowohl weil ich glaubte, mit dieser Arbeit etwas meinem Berufe Fernliegendes zu tun, als auch weil ich einsah, daß die Zahl der Einfältigen größer ist als die der Einsichtigen, und weil ich, — sintemalen es besser ist, von wenigen Verständigen gelobt, als von vielen Dummköpfen verhöhnt zu werden, — mich nicht dem unklaren Urteil der in Einbildung sich blähenden Menge unterwerfen will, die doch vor allen anderen sich mit dem Lesen solcher Bücher abgibt. Was aber vorzugsweise mir die Arbeit

aus den Händen nahm, ja, mich vom Gedanken sie zu vollenden gänzlich abbrachte, war eine Betrachtung, die ich für mich anstellte, und die eine Folgerung aus den Komödien war, die heutzutage aufgeführt werden. Ich sagte mir nämlich: wenn diese Stücke, die jetzt im Schwange sind, sowohl die rein erfundenen als die aus der Geschichte entnommenen, alle oder doch meistenteils, anerkanntermaßen ungereimtes Zeug sind und weder Hand noch Fuß haben; und wenn trotzdem die Menge sie mit Vergnügen anhört und sie für gute Stücke hält und als solche mit Beifall belohnt, während sie es nicht im entferntesten sind; und wenn die Verfasser, die sie schreiben, und die Schauspieler, die sie aufführen, sagen, sie müssen so sein, weil die Menge sie so und nicht anders haben will; und wenn die Komödien, die einen Plan haben und die Handlung folgerichtig entwickeln, wie die Kunst es verlangt, nur für drei, vier einsichtige Leute vorhanden sind, die ein Verständnis für dieselben haben, und alle übrigen Hörer ganz verständnislos sind für deren Kunst, und wenn es mithin für die Verfasser und Darsteller viel besser ist, bei der Menge ihr Brot zu verdienen als bei den wenigen Ruhm zu erwerben: da wird es am Ende mit meinem Buch ebenso ergehen, nachdem ich mir die Finger lahm geschrieben, um die erwähnten Vorschriften zu beobachten, und ich werde am Ende den Schneider von Cantillo spielen, der die Hosen unentgeltlich nähte und den Zwirn dazu gab. Und wiewohl ich die Schauspieler mehrmals zu überzeugen suchte, daß sie mit ihrer Ansicht im Irrtum sind, und daß sie mehr Leute anziehen und größeren Ruf erlangen würden, wenn sie Komödien darstellten, die den Regeln der Kunst folgen, als jene Stücke voller Widersprüche und Ungereimtheiten, so halten sie dennoch so fest an ihren Meinungen und sind damit so verwachsen, daß weder eine vernünftige Erwägung noch die augenscheinlichsten Tatsachen imstande wären, sie davon abzubringen. Ich erinnere mich, daß

ich eines Tages gegen einen dieser Starrköpfe äußerte: Sagt mir doch, erinnert Ihr Euch nicht, daß vor wenigen Jahren in Spanien drei Trauerspiele zu Aufführung kamen, die ein berühmter Dichter dieser Lande verfaßt hatte, und die so wirkungsvoll waren, daß sie die Hörer alle, sowohl die ungebildeten als die einsichtsvollen, sowohl die zum großen Haufen gehörenden als die auserlesenen, in Bewunderung, freudige Stimmung und hohes Staunen versetzten, und die drei Stücke für sich allein den Darstellern mehr Geld einbrachten als dreißig der besten, die seitdem und bis jetzt geschrieben wurden? — Ganz gewiß, antwortete der Schauspieler, den ich meine. Euer Gnaden spricht ohne Zweifel von der Isabela, der Phyllis und der Alexandra. — Diese meine ich allerdings, erwiderte ich ihm; und denkt einmal darüber nach, ob sie die Vorschriften der Kunst genau befolgt haben, und ob sie etwa deshalb, weil sie sie befolgten, nicht für so wertvoll gegolten wie sie es sind, und nicht jedermann gefallen haben. So liegt also die Schuld nicht an dem großen Haufen, der etwa Ungereimtes verlangt, sondern an jenen, die nichts andres darzustellen verstehen. So ist es, und das Schauspiel Für Undank Rache war keine Ungereimtheit, und die Numancia enthielt keine, und man fand keine in der Komödie vom Kaufmann als Liebhaber, oder gar in der freundlichen Feindin, noch in etlichen anderen, die von verschiedenen einsichtsvollen Dichtern verfaßt wurden, ihnen selbst zu Ruhm und Ehre, und denen zum Gewinn, die sie aufführten. Noch andere Gründe fügte ich diesen hinzu, womit ich meines Bedünkens ihn etwas verlegen machte, ihn aber weder zu einem Zugeständnis bewog noch genügend überzeugte, um ihn von seinen irrigen Ansichten abzubringen.

Euer Gnaden hat einen Gegenstand berührt, Herr Domherr, sprach hier der Pfarrer, der in mir einen alten Groll wieder geweckt hat, den ich gegen die jetzt im Schwange gehen-

den Bühnenſtücke hege, und der nicht minder heftig iſt als gegen die Ritterbücher. Denn während die Komödie, wie Tullius Cicero meint, ein Spiegel des menſchlichen Lebens, ein Lehrbuch der Sitten und ein Bild der Wahrheit ſein ſoll, ſind die Stücke, die man heutzutage aufführt, Spiegel der Ungereimtheiten, Lehrbücher der Albernheiten und Bilder der frechen Lüſternheit. Denn welche größere Ungereimtheit iſt denkbar auf dem Gebiete, das wir beſprechen, als daß in der erſten Szene des erſten Aufzugs ein Kind in Windeln erſcheint und in der zweiten als ein bereits bärtiger Mann auftritt? Und iſt es nicht der ärgſte Widerſinn, uns einen Greis als tapfern Kämpfer und einen jungen Mann als Feigling darzuſtellen, einen Lakaien als redegewandt im Wortſtreit, einen Edelknaben als Ratgeber, einen König als Tagelöhner und eine Prinzeſſin als Küchenmagd? Was ſoll ich ſodann von der Art, wie die Zeit eingehalten wird, binnen deren die Handlung in dieſen Schauſpielen vorgehen kann oder konnte, was ſoll ich anders ſagen, als daß ich manches Drama geſehen habe, wo der erſte Aufzug in Europa anfing, der zweite in Aſien und der dritte in Afrika zu Ende ging und gewiß, wenn es vier Aufzüge gehabt hätte, der vierte in Amerika ſchließen und ſolcherweiſe das Stück in allen vier Weltteilen ſpielen würde? Und wenn es richtig iſt, daß die Nachahmung der Wirklichkeit das Hauptſächlichſte iſt, was das Drama im Auge haben muß, wie kann ſich ein auch nur mittelmäßiger Kopf befriedigt fühlen, wenn bei einer Handlung, die der Dichter in die Zeiten des Königs Pipin und Karls des Großen verlegt, die Perſon, die in ihr die Hauptrolle ſpielt, für den Kaiſer Heraklius ausgegeben wird, der mit dem Kreuz in Jeruſalem einzieht und das heilige Grab erobert wie Gottfried von Bouillon, während doch zahlloſe Jahre zwiſchen dieſem und jenem Ereignis liegen. Und wenn man demſelben Drama, während es

sich auf reine Erfindung gründet, hier etliche geschichtliche Tatsachen beigibt und dort Bruchstücke von andern beimischt, die sich bei verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten ereignet haben, und dies nicht etwa nach einem die Wahrscheinlichkeit beachtenden Plan, sondern mit offenbaren, in jeder Beziehung unentschuldbaren Irrtümern? Und das Schlimme dabei ist, daß es einfältige und ungebildete Menschen gibt, die da sagen, das eben sei das Vollkommene, und *mehr* wollen, heiße ganz besondere Leckerbissen begehren. — Und wie erst, wenn wir auf die geistlichen Schauspiele kommen! Wieviel falsche Wunder werden in diesen erdichtet, wieviel unterschobene und mißverstandene Dinge, wo die Wunder des einen Heiligen einem andern zugeschrieben werden! Ja, selbst in den weltlichen Stücken erkühnen sie sich, Wunder tun zu lassen, ohne andere Rücksicht und ohne anderen Grund, als daß es sie bedünkt, das betreffende Wunder und die betreffende Maschinerie (wie man es nennt) werde sich an jener Stelle gut ausnehmen, damit ungebildetes Volk in Staunen gerate und in die Komödie laufe. All dieses gereicht der Wahrheit zum Nachteil und der Geschichte zur Herabwürdigung, ja, den spanischen Dichtern zur Schande. Denn die ausländischen, die mit größter Genauigkeit die Gesetze des Dramas beobachten, halten uns für roh und ungebildet', wenn sie die Abgeschmacktheiten und Ungereimtheiten in unseren dramatischen Werken sehen. Und es wäre keine genügende Entschuldigung dafür, zu sagen: der hauptsächliche Zweck eines wohlgeordneten Gemeinwesens bei der Gestattung öffentlicher Schauspiele sei, der Gesamtheit eine anständige Erholung zu vergönnen und hie und da die schlimmen Gelüste zu verscheuchen, welche der Müßiggang zu erzeugen pflegt; und da dieser Zweck mit jeder Art von Drama, mit einem guten oder schlechten, erreicht werde, so sei kein Grund vorhanden, Gesetze aufzustellen und die Verfasser und Dar-

ſteller derſelben zu nötigen, ſie nur ſo zu ſchaffen, wie ſie ſein ſollten, weil, wie geſagt, mit jedem beliebigen Schauſpiel erreicht werde, was man damit bezwecken wolle. Hierauf würde ich antworten, daß dieſer Zweck ohne allen Vergleich weit beſſer mit guten Komödien erreicht würde als mit nicht guten, denn aus der Vorſtellung eines kunſtreichen und wohlgeordneten Schauſpieles komme der Hörer frohgeſtimmt ob der Scherze, belehrt durch die Wahrheiten, in Verwunderung geſetzt durch die Begebenheiten, aufgeklärt durch die verſtändigen Anſichten, gewarnt durch die trügeriſchen Ränke, gewitzigt durch die Beiſpiele, entrüſtet ob des Laſters, in Liebe entflammt für die Tugend. Alle dieſe Gemütsbewegungen nämlich muß ein gutes Bühnenſtück im Hörer hervorrufen, ſo ungebildet und unempfänglich er auch ſei. Und es iſt die unmöglichſte der Unmöglichkeiten, daß es einem Schauſpiel, das all dieſe Eigenſchaften beſäße, nicht gelingen ſollte, weit mehr zu ergötzen und zu unterhalten, zu gefallen und zu befriedigen, weit mehr als einem Stücke, das derſelben entbehrt, wie zum größten Teil diejenigen Schauſpiele ihrer entbehren, die heutzutage für gewöhnlich aufgeführt werden. Und daran tragen die Dichter, die ſie ſchreiben, keine Schuld; denn es gibt unter ihnen manche, die ganz wohl erkennen, worin ſie ſich verfehlen, und vollſtändig wiſſen, was ſie eigentlich tun ſollten. Aber da die Bühnenſtücke zur käuflichen Ware geworden ſind, ſo ſagen ſie, und ſie ſagen die Wahrheit, die Schauſpieler würden ihnen die Stücke nicht abkaufen, wenn ſie nicht von dieſem Schlage wären, und darum ſucht der Dichter ſich dem anzubequemen, was der Schauſpieler, der ihm ſeine Arbeit bezahlen ſoll, von ihm verlangt. Und daß dieſes reine Wahrheit iſt, kann man aus den vielen, ja unzähligen Komödien erſehen, die einer der reichbegabteſten Geiſter dieſer Lande mit ſolcher Anmut und ſolchem Witz gedichtet hat, in geſchmackvollen Verſen, mit ſo geiſtvollen Geſprächen, mit

so bedeutsamen Lehrsprüchen, kurz so voller Beredsamkeit und Erhabenheit des Stils, daß er die Welt mit seinem Ruhm erfüllt. Aber weil er sich den Wünschen der Schauspieler anbequemen wollte, haben seine Stücke nicht sämtlich, wie es doch mit einigen geschehen, den Grad der Vollkommenheit erreicht, der für sie erforderlich wäre. Andere schreiben ihre Stücke, durchaus ohne zu überlegen, was sie tun, so daß nach der Aufführung die Darsteller sich genötigt sehen zu flüchten und sich in die Ferne zu begeben, aus Furcht zur Strafe gezogen zu werden, wie sie es schon oftmals wurden, weil sie manches zum Nachteil gewisser Könige und etlichen edlen Familien zur Unehre auf die Bühne brachten. Aber all diese Unzuträglichkeiten und noch viel andere, die ich nicht erwähne, würden aufhören, wenn in der Residenz ein einsichtiger, erfahrener Mann da wäre, der alle Bühnenstücke vor der Aufführung zu prüfen hätte, nicht nur diejenigen, die man in der Hauptstadt aufführen wollte, sondern alle, die man in ganz Spanien darzustellen beabsichtigte, und wenn sodann, ohne solche Gutheißung mit Siegel und Unterschrift, keine Gerichtsbehörde erlaubte, ein Schauspiel an ihrem Amtssitze aufzuführen. Und auf diese Art würden die Schauspieler Sorge tragen, die Stücke erst nach der Hauptstadt zu senden, und könnten sie alsdann in aller Sicherheit aufführen, und die Verfasser würden mit mehr Sorgfalt und Fleiß ihre Werke gründlich überdenken, da ihnen stets die Besorgnis vor Augen schwebte, ihre Stücke würden die strenge Prüfung eines Sachkenners zu bestehen haben. Und auf diese Weise würden gute Schauspiele geschrieben und würde glücklich erreicht werden, was man mit ihnen beabsichtigt: für die Unterhaltung des Volkes, für den guten Ruf der spanischen Dichter, für die Sicherheit der Schauspieler und deren eignes Bestes zu sorgen und den Behörden die Unannehmlichkeit zu ersparen, sie zur

Strafe zu ziehen. Und wenn man einem andern oder dem nämlichen das Amt übertrüge, die etwa neu ans Licht tretenden Ritterbücher zu prüfen, ſo würde gewiß eins und das andre in der Vollkommenheit ans Licht treten, die Euer Gnaden geſchildert hat, unſre Sprache mit erfreulichen und köſtlichen Schätzen von Beredſamkeit bereichern und veranlaſſen, daß die alten Bücher verdunkelt würden im edleren Glanz der neuen, die zum anſtändigen Zeitvertreib erſcheinen würden nicht nur für die Müßiggänger, ſondern auch für die beſchäftigteren Leute. Denn der Bogen kann nicht fortwährend geſpannt bleiben, und die Natur und Schwäche des Menſchen kann ſich ohne eine anſtändige Erholung nicht aufrecht halten.

So weit waren der Domherr und der Pfarrer in ihrer Unterhaltung gekommen, als der Barbier hinter ihnen hervorkam, ſich ihnen näherte und zu dem Pfarrer ſprach: Dies, Herr Lizentiat, iſt der Ort, den ich vorher als dazu geeignet rühmte, um während unſrer Mittagsruhe den Ochſen friſches und reichliches Futter zu gewähren.

Auch mir ſcheint es ſo, entgegnete der Pfarrer; und als er dem Domherrn ſein Vorhaben mitteilte, wollte auch dieſer mit ihnen da raſten, weil die ſchöne Lage des Tals ihn anzog, das ſich ihren Blicken darbot. Sowohl um die Reize der Gegend als die fernere Unterhaltung des Pfarrers zu genießen, zu dem er bereits Zuneigung fühlte, und auch Don Quijotes Taten mehr im einzelnen zu erfahren, beauftragte er ein paar von ſeinen Dienern, ſich zu der Schenke zu begeben, die ſich nicht weit von dort zeigte, und aus derſelben für ſie alle zu holen, was zu eſſen vorrätig wäre; denn er nahm ſich vor, hier den ganzen Nachmittag Raſt zu halten. Darauf entgegnete einer von den Dienern, das Saumtier mit dem Mundvorrat, das ſchon in der Schenke angelangt ſein müſſe, ſei mit Lebensmitteln genugſam

beladen, um aus der Schenke nichts weiter als Futter für die Tiere nehmen zu müssen.

Wenn dem so ist, versetzte der Domherr, so führe man alle Maulesel dorthin und lasse das Saumtier hierher zurückkommen.

Während dieses vorging, ersah Sancho die Gelegenheit, jetzt ohne die fortwährende Gegenwart des Pfarrers und des Barbiers, die ihm verdächtig waren, mit seinem Herrn reden zu können. Er näherte sich also dem Käfig, in dem sich der Ritter befand, und sprach zu ihm: Señor, um die Last von meinem Gewissen zu wälzen, muß ich Euch sagen, wie es mit Eurer Verzauberung zugeht. Die zwei nämlich, die da mit verhülltem Gesicht umhergehen, sind der Pfarrer unsers Ortes und der Barbier. Und ich meine, sie haben den Anschlag, Euch auf solche Manier fortzubringen, aus purem Neid darüber ausgesonnen, daß Euer Gnaden so weit über ihnen steht, weil Ihr weltberühmte Taten tut. Dieses also vorausgeschickt, was volle Wahrheit ist, so folgt daraus, daß Ihr nicht verzaubert seid, sondern betrogen und zum Narren gehalten. Zum Beweise dafür will ich Euch über etwas befragen, und wenn Ihr mir so antwortet wie ich glaube, daß Ihr mir antworten müßt, so werdet Ihr den Betrug mit Händen greifen und werdet einsehen, daß Ihr nicht verzaubert, sondern verrückt seid.

Frage, was du willst, Sancho mein Sohn, erwiderte Don Quijote, ich werde dich zufriedenstellen, und ganz nach deinem Herzenswunsch dir Antwort geben. Und was deine Behauptung angeht, daß diese beiden, die da um uns hin- und hergehen, der Pfarrer und der Barbier, unsre Landsleute und Bekannten seien, so kann es ganz gut so scheinen, daß sie es sind; aber daß sie es wahr und wirklich wären, das glaube du nie und nimmer. Was du glauben und meinen mußt, ist dieses: wenn sie ihnen in der Tat gleich sehen, wie du sagst, so kann es nur so zugehen, daß jene, die mich verzauberten, die äußere Erscheinung und

Ähnlichkeit derſelben angenommen haben. Denn den Zauberern iſt es leicht, jegliche Geſtalt anzunehmen, die ihnen gerade beliebt, und ſie werden die unſrer Freunde angenommen haben, um dich zu dem Wahnglauben zu verleiten, in dem du jetzt befangen biſt, und dich in ein Labyrinth von Selbſttäuſchungen zu verlocken, aus dem es dir nicht gelingen ſoll, den Ausweg zu finden, wenn du ſelbſt den Faden des Theſeus hätteſt. Und ſie werden es auch deshalb getan haben, damit ich in meinem Urteil von den Dingen ſchwankend werde und nicht in Erfahrung bringen könne, von wannen mir dieſes Unheil kommt. Denn wenn einerſeits du mir ſagſt, daß der Barbier und der Pfarrer unſres Ortes in meiner Begleitung ſind, und anderſeits ich mich eingekäfigt ſehe und doch von mir weiß, daß keine menſchliche Kraft, wenn ſie nicht etwa übernatürlich iſt, genügend wäre, mich einzukäfigen — was, ſage mir, ſoll ich anders ſagen oder glauben, als daß die beſondere Art meiner Verzauberung jede andere Art übertrifft, von der ich jemals geleſen in all den Geſchichten von fahrenden Rittern, die verzaubert wurden? Sonach kannſt du dich völlig beruhigen und getröſten, ſoviel deine Vermutung betrifft, daß ſie die Perſonen ſeien, die du nennſt; denn das ſind ſie gerade ſo wie ich ein Türke bin. Was aber den Umſtand betrifft, daß du mich über etwas befragen willſt, ſprich, und ich werde dir Antwort geben, wenn du mich auch von heute bis morgen früh fragen wollteſt.

So helfe mir Unſre Liebe Frau! entgegnete Sancho mit heftigem Aufſchrei. Iſt's denn möglich und iſt Euer Gnaden ſo hart am Kopfe und ſo ſchwach im Hirn, daß Ihr nicht einſeht, wie reine Wahrheit ich Euch ſage, und daß an Eurem Gefängnis und Mißgeſchick die Bosheit mehr ſchuld iſt als die Zauberei? Es iſt aber einmal ſo, und ich will Euch den augenſcheinlichen Beweis führen, daß Ihr keineswegs verzaubert ſeid. Wenn anders, ſo ſaget mir, ſo wahr Gott Euch aus dem Sturm dieſer

Bedrängnis erlösen soll, und so wahr Ihr Euch in den Armen unsres Fräuleins Dulcinea sehen möget, wann Ihr es am wenigsten denkt ...

Hör' auf mich zu beschwören, fiel Don Quijote ein, und frage, was immer du zu wissen wünschest. Ich habe dir schon gesagt, ich werde dir Punkt für Punkt genau beantworten.

Das will ich eben, erwiderte Sancho; und was ich wünsche, ist, daß Ihr mir saget, ohne irgendwas hinzuzutun oder wegzulassen, sondern mit aller Wahrheit, wie zu erwarten ist, daß alle jene sagen müssen und wirklich sagen, die da zum Beruf des Waffenwerks sich bekennen in der Eigenschaft als fahrende Ritter, wie Euer Gnaden sich dazu bekennt, ...

Ich sage dir, ich werde dir in keinem Punkte was vorlügen, entgegnete Don Quijote. Komm' nur zu Ende mit deinem Fragen, denn in der Tat langweilst du mich mit all deinen Entschuldigungen, Bitten und Einleitungen, Sancho.

Ich sag' Euch, ich bin von der Redlichkeit und Wahrheitsliebe meines gnädigen Herrn ganz überzeugt; und so, weil es für unsre Geschichte wichtig ist, frag' ich Euch und sag' es mit aller Ehrerbietung, ob, seit Euer Gnaden eingekäfigt ist und nach Eurer Meinung in diesem Käfig als ein Verzauberter weilt, ob vielleicht Euch Lust und Wunsch gekommen ist, was Großes oder Kleines zu verrichten, wie man zu sagen pflegt?

Ich verstehe nicht, was das heißen soll, Großes verrichten, Sancho. Drücke dich deutlicher aus, wenn du willst, daß ich dir glatt antworten soll.

Ist's möglich? Großes oder Kleines verrichten, das versteht Euer Gnaden nicht? Ei! schon die erst entwöhnten Kinder werden in der Schule damit auferzogen! So erfahrt denn, ich meine, ob Euch Lust gekommen ist zu tun, was man nicht unterlassen kann?

Nun, nun verſteh' ich dich, Sancho. Freilich, oftmals ſchon, und jetzt eben habe ich ſotane Luſt. Erlöſe mich aus dieſer Gefahr, denn es iſt wahrlich nicht alles ſauber im Unterſtübchen.

Neunundvierzigſtes Kapitel,

worin von der verſtändigen Zwieſprach berichtet wird, welche Sancho Panza mit ſeinem Herrn Don Quijote hielt.

Aha! ſagte Sancho, jetzt hab' ich Euch gefangen. Das eben war mir lieb zu hören, ſo lieb als Seele und Seligkeit. Kommt mal her, gnädiger Herr! Könnt Ihr leugnen, was man gemeiniglich unter uns zu ſagen pflegt, wenn es einem übel iſt: ich weiß nicht, was dem da fehlt, daß er nicht ißt und nicht trinkt und nicht ſchläft, und auf alle Fragen verkehrt antwortet; es ſieht gerade ſo aus, als wäre er verzaubert? Daraus nun wird jedereiner abnehmen, daß Leute, die nicht eſſen und nicht trinken und nicht ſchlafen und die natürlichen Dinge, die ich meine, nicht verrichten, daß ſelbige Leute verzaubert ſind; nicht aber die Leute, die den Drang verſpüren, den Euer Gnaden verſpürt. Und Ihr trinket, wenn man's Euch verabreicht, und Ihr eſſet, wenn Ihr was habt, und antwortet auf alles, was man Euch fragt.

Ganz richtig iſt was du ſageſt, Sancho, entgegnete Don Quijote. Allein ich habe dir ſchon bemerkt, es gibt gar verſchiedene Arten von Verzauberungen. Auch iſt es möglich, daß mit der Zeit die eine Art ſich in die andre verwandelt hat, und daß es jetzt bei Verzauberten bräuchlich iſt, alles zu tun, was ich tue, wenn ſie es auch früherhin nicht taten; ſo daß man alſo gegen den Brauch der verſchiedenen Zeiten keine Gründe geltend machen kann und auch keine Möglichkeit iſt, Folgerungen daraus zu ziehen. Ich weiß und bin des feſten Glaubens, daß ich verzaubert bin, und das genügt mir zur Beruhigung meines Gewiſſens. Ja, ich würde mir ein großes Gewiſſen daraus

machen, wenn ich glaubte nicht verzaubert zu sein und ließe es geschehen, müßig und feig in diesem Käfig zu sitzen und betröge so viele bedrängte und in Nöten befangene Leute um die Hilfe, so ich denen gewähren könnte, welche gerade zu dieser Zeit und Stunde ohne Zweifel meines Beistandes und Schirmes aufs dringendste und aufs äußerste benötigt sein werden.

Wohl, trotz alledem, versetzte Sancho, sag' ich, zu allem Überfluß und zur bessern Überzeugung wäre es gut, daß Euer Gnaden versuchte aus diesem Gefängnis zu kommen, und ich mache mich anheischig mit allen Kräften dazu behilflich zu sein, ja, Euch herauszuholen; und daß Ihr dann wieder versuchtet auf Euren wackern Rosinante zu steigen, der seinem Aussehen nach ebenfalls verzaubert ist, so schwermütig und trübselig geht er einher; und daß wir hierauf noch einmal unser Glück versuchten und auf Abenteuer auszögen. Sollte es uns aber damit nicht gut ergehen, so bleibt noch immer Zeit in den Käfig zurückzukehren, und auf mein Wort als eines redlichen und getreuen Schildknappen verspreche ich Euch, mich mit Euch darin einzusperren, falls Euer Gnaden so unglücklich oder ich ein solcher Esel sein sollte, daß es mir nicht gelänge, meinen Vorschlag zu glücklicher Ausführung zu bringen.

Ich bin's zufrieden, Freund Sancho, alles zu tun, was du willst, erwiderte Don Quijote. Sobald du eine Gelegenheit siehst, meine Befreiung ins Werk zu setzen, werde ich in allem und zu allem dir gehorsamen. Du jedoch, Sancho, wirst ersehen, wie du dich täuschest in deiner Ansicht von meinem Mißgeschick.

Mit solcherlei Gesprächen unterhielten sich der fahrende Ritter und der übelfahrende Schildknappe, bis sie an die Stelle kamen, wo der Pfarrer, der Domherr und der Barbier schon abgestiegen auf sie warteten. Der Kärrner spannte seine Ochsen sogleich vom Karren ab und ließ sie los und ledig auf dem begrünten lieblichen Platze weiden gehen, dessen frische Kühle zum

Genusse einlud, freilich nicht so verzauberte Persönlichkeiten wie Don Quijote, sondern nur so gescheite und einsichtige Leute wie seinen Schildknappen. Der letztere bat den Pfarrer um Erlaubnis für seinen Herrn, sich auf eine kleine Weile aus dem Käfig herauszubegeben; denn wenn sie ihn nicht herausließen, würde dies Gefängnis nicht so reinlich bleiben, wie es das anständige Gebaren eines solchen Ritters wie sein Herr erheische.

Der Pfarrer merkte seine Absicht und erwiderte, er würde sehr gern diesen Wunsch erfüllen, wenn er nicht fürchten müßte, daß sein Herr, sobald er sich in Freiheit sähe, seine tollen Streiche begehen und sich auf und davon machen würde auf Nimmerwiedersehen.

Ich bin sein Bürge für das Entrinnen, sagte Sancho.

Ich auch und wir alle, sprach der Domherr, zumal wenn er mir sein Wort als Ritter gibt, sich von uns nicht zu entfernen, bis es mit unserm Willen geschehen würde.

Ja, ich gebe es, fiel Don Quijote hier ein, der alles angehört hatte; um so mehr als jemand, der verzaubert ist wie ich, ohnehin nicht die Freiheit besitzt, über seine Person nach eignem Belieben zu verfügen. Denn der ihn verzaubert hat, kann bewirken, daß er nicht imstande ist, während dreier Jahrhunderte sich vom Fleck zu rühren; und wäre er auch entflohen, so zwingt ihn der Zauberer im Fluge zurückzukehren. Da dem nun so sei, so könnten sie ihn ganz gut von den Banden lösen, besonders da es allen zum Besten gereiche, und wenn sie ihn nicht löstten, dann würde, so beteuerte er ihnen, unfehlbar der Geruch sie belästigen, wenn sie sich nicht aus seiner Nähe weit wegmachten.

Der Domherr ergriff seine Hand, trotzdem beide ihm noch gebunden waren, und auf sein Gelöbnis und Ehrenwort wurde er entkäfigt. Er freute sich unendlich und über die Maßen, wie er sich außerhalb des Käfigs sah. Das erste, was er tat, war, den ganzen Körper zu recken und strecken; und dann trat

er sofort zu Rosinante, schlug ihn zweimal mit flacher Hand auf die Kruppe, und sprach: Noch immer hoff' ich zu Gott und seiner gebenedeiten Mutter, o du Blume und Spiegel aller Rosse, daß wir beide baldigst uns wieder so finden werden, wie wir es ersehnen, du dich mit deinem Herrn auf dem Rücken, und ich mich auf dir, das Amt übend, für welches Gott mich auf die Welt gesetzt hat.

Mit diesen Worten entfernte sich Don Quijote, ging nebst Sancho an eine abgelegene Stelle und kehrte von dort sehr erleichtert zurück, mit um so lebhafterem Wunsche, alles auszuführen, was sein Schildknappe anordnen würde. Der Domherr betrachtete ihn aufmerksam und staunte ob der Seltsamkeit seiner gewaltigen Narreteien und zugleich darüber, daß er in allem, was er sagte und antwortete, einen so ausgezeichneten Verstand an den Tag legte und nur dann Bügel und Zügel verlor, wie schon früher zum öftern gesagt, wenn man mit ihm vom Ritterwesen redete. Darob von Mitleid bewegt, sprach er zu Don Quijote, nachdem sich alle auf dem grünen Rasen gelagert, um den Mundvorrat des Domherrn zu erwarten: Ist es möglich, edler Junker, daß das widerwärtige, eitle Lesen von Ritterbüchern die Gewalt über Euch hatte, Euch den Kopf so zu verdrehen, daß ihr zuletzt gar glauben mögt, Ihr seiet wirklich verzaubert, nebst andern Dingen dieses Schlages, die von der Wahrheit so weit entfernt sind als die Lüge von der Wahrheit. Und wie kann nur ein menschlicher Verstand sich dazu verstehen, an die unendliche Menge von Amadisen zu glauben, zu glauben, daß es in der Welt jemals jenen wirren Haufen berühmter Ritter gegeben, so manchen Kaiser von Trapezunt, so manchen Felixmarte von Hyrkanien, so manchen Zelter, so manch fahrendes Fräulein, so viele Schlangen, so viele Drachen, so viele Riesen, so viele unerhörten Abenteuer, so viele Arten von Verzauberungen, so viele Schlachten, so viel

ungeheuerliche Kämpfe, ſo vielen Prunk der Trachten, ſo viele verliebte Prinzeſſinnen, ſo viele Schildknappen, die zu Grafen werden, ſo viele witzige Zwerge, ſo manch Liebesbriefchen und ſo manch Liebesgetändel, ſo viele heldenhaft kämpfende Weiber, kurz, ſo zahlreiche und ſo ungereimte Begebenheiten wie die Ritterbücher ſie enthalten? Von mir muß ich ſagen: wenn ich ſie leſe, alsdann machen ſie mir, ſolange mein Geiſt ſich von dem Gedanken fernhält, daß ſie ſämtlich Lüge und leichtfertige Torheit ſind, einigermaßen Vergnügen; aber ſobald mir zu Sinnen kommt, was ſie eigentlich ſind, dann ſchleudere ich das beſte von ihnen wider die Wand. Ja, ich würde ſie alle ins Feuer werfen, wenn ich dasſelbe im Zimmer oder in der Nähe hätte, gerade wie Verbrecher, die eine derartige Strafe verdienen, weil ſie Fälſcher und Betrüger ſind und ſich ganz außerhalb der Verhältniſſe bewegen, die der Menſchennatur gemäß ſind; auch als Erfinder neuer Lehren und neuer Lebensweiſe, und als ſolche, die es verſchulden, daß der unwiſſende Pöbel all die Albernheiten, die ſie enthalten, am Ende gar glaubt und für wahr hält. Ja, ſo dreiſt ſind ſie, daß ſie ſich erdreiſten, den Geiſt verſtändiger und edler Männer von gutem Stande in Verwirrung zu bringen, wie man wohl daraus erſehen kann, was ſie Euer Gnaden angetan. Denn ſie haben Euch in eine Verfaſſung gebracht, daß es notwendig geworden, Euch in einen Käfig zu ſperren und auf einem Ochſenkarren zu fahren, wie wenn man einen Löwen oder Tiger von Ort zu Ort her oder hin führt, um ihn ſehen zu laſſen und Geld mit ihm zu verdienen. Wohlan denn, Señor Don Quijote, habt Mitleid mit Euch ſelber und kehrt in den Schoß der Vernunft zurück, verſteht ſie, die vom gütigen Himmel Euch in reichem Maße verliehen worden, zu gebrauchen und die glücklichen Gaben Eures Geiſtes auf das Leſen andrer Bücher zu verwenden, auf daß es Eurem Gewiſſen zum Heil und zur Erhöhung Eurer Ehre ge-

reiche. Und wenn Ihr dennoch, von Eurer angeborenen Neigung hingerissen, Bücher von Großtaten und vom Rittertum lesen wollt, so leset in der Heiligen Schrift das Buch der Richter, denn da werdet Ihr großartige Begebnisse finden und Taten ebenso wahr als heldenhaft. Einen Viriatus hatte Lusitanien, einen Cäsar Rom, einen Hannibal Karthago, einen Alexander Griechenland, einen Grafen Fernán González Kastilien, einen Cid Valencia, einen Gonzalo Fernández Andalusien, einen Diego García de Paredes Extremadura, einen García-Pérez de Vargas Jerez, einen Garcilaso Toledo, einen Don Manuel de León Sevilla, und deren Heldentaten zu lesen kann die ausgezeichnetsten Geister unterhalten, belehren, ergötzen und zur Bewunderung hinreißen. Dies würde allerdings eine Beschäftigung sein, würdig des klaren Verstandes Euer Gnaden, mein lieber Herr Don Quijote, und aus ihr würdet Ihr gelehrter in der Geschichte hervorgehen und als ein glühender Verehrer der Tugend, unterwiesen in allem Guten, gebessert in aller edlen Sitte, tapfer ohne Tollkühnheit, vorsichtig ohne Feigheit; und all dies Gott zu Ehren, Euch zum Nutzen und der Mancha zu hohem Ruhm, aus welcher Ihr, wie ich erfuhr, Eure Geburt und Abstammung herleitet.

Mit höchster Aufmerksamkeit lauschte Don Quijote den Worten des Domherrn, und als dieser geendet hatte, blickte er ihm eine gute Weile ins Gesicht und sprach dann: Mich bedünkt, edler Junker, die Reden Euer Gnaden gehen darauf hinaus, mir die Überzeugung beizubringen, daß es niemals fahrende Ritter in der Welt gegeben hat, und daß alle Ritterbücher falsch, lügenhaft, schädlich und für das Gemeinwesen nutzlos sind, daß ich übel getan, sie zu lesen, noch übler, an sie zu glauben, und am allerübelsten, ihnen nachzuahmen, indem ich mich damit abgegeben, dem durch sie vorgezeichneten überharten Beruf des fahrenden Rittertums zu folgen — während Ihr mir in Abrede

ſtellt, daß es jemals in der Welt Amadiſe gegeben, weder von Gallien noch von Griechenland, noch irgend einen der andern Ritter, von denen die Schriften voll ſind.

Alles dieſes iſt buchſtäblich ſo wie Euer Gnaden es eben vorträgt, ſagte hier der Domherr.

Worauf Don Quijote erwiderte: Auch fügte Euer Gnaden noch die Verſicherung hinzu, es hätten mir die beſagten Bücher großen Schaden zugefügt, da ſie mir den Kopf verrückt und mich in einen Käfig gebracht hätten, und es würde mir beſſer ſein, mich zu belehren und meine Leſegewohnheiten zu ändern, nämlich andre Bücher zu leſen, die mehr der Wahrheit gemäß ſind und beſſere Ergötzung und Belehrung bieten.

So iſt es, ſprach der Domherr.

Ich aber, verſetzte Don Quijote, finde meinesteils, daß der Mann ohne Verſtand und der Verzauberte Euer Gnaden ſelbſt iſt, da Ihr Euch befliſſen habt, dergleichen große Läſterungen gegen etwas auszuſtoßen, das überall in der Welt ſolche Geltung gefunden und für ſo wahr erachtet wird, daß, wer es leugnen wollte, wie Euer Gnaden es leugnet, dieſelbe Strafe verdiente, die Ihr, wie Ihr ſaget, den Büchern auferlegt, wenn Ihr ſie leſet und ſie Euch langweilen. Dann jemand einreden zu wollen, daß Amadis nie auf Erden gelebt, und ebenſowenig auch die andern abenteuernden Ritter, mit denen die Geſchichtsbücher angefüllt ſind, das heißt einem einreden wollen, daß die Sonne nicht leuchtet und das Eis nicht kältet und die Erde uns nicht trägt. Mithin, welch vernünftiges Weſen kann es auf Erden geben, das einem andern einreden könnte, es ſei nicht volle Wahrheit, was von der Prinzeſſin Floripes erzählt wird, und von Guido von Burgund, und von Fierabras, nebſt der Brücke von Mantible, was alles ſich zur Zeit Karls des Großen zutrug? Ich ſchwöre es bei allem, was heilig iſt, dies iſt alles ſo wahr, als daß es jetzt Tag iſt. Und wenn es Lüge iſt, ſo

muß es auch Lüge sein, daß je ein Hektor gewesen ist und ein Achilles und ein trojanischer Krieg und die zwölf Pairs von Frankreich und König Artus von England, der noch bis heute in einen Raben verwandelt lebt, so daß man ihn von einem Augenblick zum andern in seinem Königreich zurückerwartet. Und dann mag man sich auch erdreisten zu sagen, erlogen sei die Geschichte von Guerino Mezquino und die von der Aufsuchung des heiligen Graal und untergeschoben sei die Erzählung von den Liebeshändeln Don Tristans und der Königin Isolde, wie von denen der Ginevra und des Lanzelot; während es doch Personen gibt, die sich beinahe noch erinnern, die Hofdame Quintañona gesehen zu haben, welche zu ihrer Zeit die beste Mundschenkin in ganz Großbritannien war. Und das ist so sicher wahr, daß ich mich erinnere, wie meine Großmutter von väterlicher Seite öfter mir sagte, wenn sie eine alte Dame in ehrwürdiger Haube sah: Die da, lieber Enkel, sieht aus wie die Hofdame Quintañona. Daraus ziehe ich den Schluß, meine Großmutter muß sie gekannt haben, oder sie muß es wenigstens soweit gebracht haben, ein Bild von ihr zu sehen. — Sodann, wer wird leugnen können, daß die Geschichte von Peter und der schönen Magelona wahr ist, da man noch heutzutage in der Waffensammlung unserer Könige den Zapfen sieht, mit welchem der Graf Peter das hölzerne Pferd hin und her lenkte, auf dem er durch die Lüfte flog? Und selbiger Zapfen ist etwas größer als eine Karrendeichsel. Und neben dem Zapfen sieht man dort den Sattel des Babieca, und in Roncesvalles befindet sich das Horn Rolands, von der Größe eines mächtigen Balkens. Woraus folgt, daß es einen Ritter Peter gegeben, daß es Männer wie Cid gegeben und andre dergleichen Ritter, von der Art jener, welche, nach dem üblichen Ausdruck, auf die ihnen vorbestimmten Abenteuer ausziehen. Wenn das geleugnet wird, so sage man mir doch auch, es sei unwahr, daß der tapfere Lusitanier Juan de Merlo

ein fahrender Ritter war und nach Burgund hinzog und in der Stadt Arras gegen den berühmten Herrn von Charni, genannt der edle Herr Peter, im Zweikampf ſtritt und ſpäter in der Stadt Baſel gegen den edlen Herrn Heinrich von Rabenſtein und aus beiden Wagniſſen als Sieger hervorging und reich an Ruhm und Ehre; und unwahr ſeien auch die ebenfalls in Burgund zuſtande gebrachten Abenteuer und Herausforderungen der heldenhaften Spanier Pedro Barba und Gutierre Quijada (von deſſen Geſchlecht ich mich in geradem Mannsſtamme ableite), welche die Söhne des Grafen von Saint-Paul beſiegten. Und ſo ſoll man mir auch leugnen, daß Don Fernando de Guevara nach Deutſchland auf Abenteuer auszog, wo er mit Herrn Georg, einem Ritter von der Hofhaltung des Herzogs von Öſterreich, ſeinen Strauß ausfocht. Man ſoll mir ſagen, die Kämpfe des Suero de Quiñones, des Helden von jenem Waffengang, ſeien nur Spaß geweſen; Spaß nur die Kämpfe des edlen Herrn Luis de Falces, die er für ſeine Deviſe ausfocht gegen den kaſtiliſchen Ritter Don Gonzalo de Guzmán, nebſt vielen andern Heldentaten, ſo chriſtliche Ritter der ſpaniſchen und auswärtigen Reiche ausgerichtet haben, die ſo wahr und erwieſen ſind, daß ich nochmals ſagen muß: wer ſie leugnen wollte, dem würde aller Menſchenverſtand und alle geſunde Vernunft abgehen.

Der Domherr war hocherſtaunt, dieſe Miſchung von Wahrheit und Lügen zu hören, welche Don Quijote vorbrachte, und zu ſehen, welche Kenntnis er von allem hatte, was die Taten ſeines fahrenden Rittertums betraf und berührte. Und ſomit antwortete er ihm: Ich kann nicht leugnen, Señor Don Quijote, daß einiges von dem, was Ihr geſagt, wahr iſt, beſonders was die fahrenden Ritter Spaniens angeht. Und ebenſo will ich auch zugeben, daß es zwölf Pairs von Frankreich gegeben hat, aber ich mag nicht glauben, daß ſie all jene Taten getan, die der Erzbiſchof Turpin von ihnen ſchreibt. Das Wahre daran iſt:

sie waren von dem König von Frankreich auserlesene Ritter, die man Pairs, das heißt Ebenbürtige nannte, weil sie an Tüchtigkeit, Adel und Tapferkeit alle einander ebenbürtig waren; und wenn sie es nicht waren, sollten sie es wenigstens sein. Es war also ein Orden wie die jetzt bekannten Orden von Santiago oder Calatrava, bei welchen vorausgesetzt wird, daß jeder darin Aufgenommene ein mannhafter und tapferer Ritter von guter Geburt ist. Und so wie man jetzt sagt: Ritter vom heiligen Johannes oder von Alcántara, so sagte man zu jener Zeit: ein Ritter aus der Zahl der zwölf Pairs, weil es zwölf in jeder Beziehung Ebenbürtige waren, die man für diesen Kriegerorden auserkor. Was den Punkt betrifft, ob es einen Cid gegeben, so ist daran kein Zweifel, ebensowenig daran, daß es einen Bernardo del Carpio gegeben; aber daß sie die großen Taten getan, die man erzählt, daran, meine ich, ist ein großer Zweifel. Was nun das andere betrifft, den Zapfen, den Ihr dem Grafen Peter zuschreibt, und welcher neben dem Sattel Babiecas in der königlichen Waffensammlung zu sehen ist, so bekenne ich meine Sünde, ich habe zwar den Sattel, aber nicht den Zapfen zu sehen bekommen, so dumm oder so kurzsichtig muß ich wohl sein, vorab da er so groß ist wie Euer Gnaden sagt.

Freilich ist er da, ohne allen Zweifel, entgegnete Don Quijote; und zum weiteren Wahrzeichen: er steckt in einem Futteral von Rindsleder, damit er nicht vom Schimmel angegriffen wird.

Das kann ja alles sein, versetzte der Domherr; aber bei den Weihen, die ich empfangen habe, ich entsinne mich nicht, daß ich ihn gesehen hätte. Doch wenn ich auch zugeben wollte, daß er sich dort befindet, so verpflichte ich mich darum noch nicht, die Geschichten von so viel Amadisen, von solchem wirren Haufen von Rittern zu glauben, die uns weit und breit erzählt werden. Und es liegt keine Vernunft darin, daß ein Mann wie Euer Gnaden, so ehrenhaft, voll so guter Eigenschaften, mit so klarem

Verſtande begabt, ſich einbilden ſoll, daß die zahlreichen, alles Maß überſteigenden Narreteien Wahrheit ſeien, die da in den ungereimten Ritterbüchern geſchrieben ſtehen.

Fünfzigſtes Kapitel

Von dem ſcharfſinnigen Meinungsſtreit zwiſchen Don Quijote und dem Domherrn, nebſt andern Begebniſſen.

Das iſt nicht übel, entgegnete Don Quijote. Die Bücher, die mit königlicher Erlaubnis und mit Gutheißung der Herren, denen ſie zur Prüfung überwieſen worden, gedruckt ſind und mit allgemeinem Beifall geleſen und gefeiert worden von groß und klein, von vornehm und gemein, von den Gelehrten und den Ungelehrten, von den Leuten aus dem Volk und den Edelleuten, kurz von jeder Art Perſonen, wes Standes und Berufes ſie auch ſeien — dieſe Bücher ſollten Lüge ſein! Zumal da ſie doch ſo ſehr das Gepräge der Wahrheit an ſich tragen, indem ſie uns jedesmal den Vater, die Mutter, das Vaterland, die Verwandten, das Alter, den Ort und die Taten des fraglichen Ritters oder der fraglichen Ritter Punkt für Punkt und Tag für Tag angeben. Nein, würdiger Herr, ſchweiget, ſprecht keine ſolche Läſterung aus und glaubt mir: ich rate Euch, was Ihr als verſtändiger Mann in der Sache tun müſſet. Oder aber, leſt ſie doch nur, und Ihr werdet ſehen, welchen Genuß Ihr von dieſen Büchern empfangt. Oder aber, ſagt mir doch einmal: gibt's ein größeres Vergnügen als zum Beiſpiel zu ſehen, wie hier gleich vor unſern Augen ein großer See von ſiedendem und Blaſen auftreibendem Pech erſcheint, und wie darin zahlreiche Schlangen, Nattern, Eidechſen und viel andre Arten wilder, entſetzlicher Tiere umherſchwimmen und ſich in die Kreuz und Quer bewegen, und wie mitten aus dem See eine jammervolle

Stimme empordringt und spricht: Du, Ritter, wer du auch seiest, der du diesen fürchterlichen See beschauest, wenn du das Heil erringen willst, das unter diesen schwarzen Wassern verborgen liegt, bewähre die Tapferkeit deines heldenstarken Busens und wirf dich mitten in das schwarze, flammende Naß dieses Sees hinein; denn so du solches nicht tuest, bist du nimmer würdig, die erhabenen Wunder zu erschauen, die da enthalten und beschlossen sind in den sieben Burgen der sieben Feen, welche unter dieser Finsternis liegen. Und wie der Ritter, da er die fürchterliche Stimme kaum noch recht vernommen, auf der Stelle, ohne weiter mit sich zu Rate zu gehen, ohne zu bedenken, in welche Gefahr er sich begibt, ja, ohne sich des Gewichtes seiner starken Rüstung zu entledigen, sich Gott und seiner Gebieterin befiehlt, und sich mitten in den kochenden See hineinstürzt. Und wie er, ehe er sich nur besinnt, und ehe er noch weiß, wohin er geraten mag, sich auf blühenden Gefilden findet, mit welchen die des Elysiums sich in keiner Hinsicht vergleichen können. Da, däucht es ihm, ist der Himmel klarer und scheint die Sonne mit höherem, ungekanntem Glanze. Da bietet sich seinen Augen ein lieblicher Hain von so frischgrünen, dichtbelaubten Bäumen, daß ihr Grün den Blick ergötzt, während die Ohren sich laben an dem süßen, nicht durch Kunst erlernten Gesang der kleinen, zahllosen, bunten Vöglein, die durch das verschlungene Gezweig beständig hin und her fliegen. Dort wieder ersieht er ein Bächlein, dessen frische Wasser flüssige Kristalle scheinen und über feinen Sand und weiße Steinchen hineilen, die wie Goldstaub und reine Perlen anzuschauen sind. Anderwärts erblickt er einen kunstreichen Springbrunnen, dessen Schale aus buntem Jaspis und glattem Marmor besteht; dann einen andern im grotesken Geschmacke angelegt, wo die kleinen Muschelschalen mit den gewundenen weißen und gelben Schneckenhäusern in ungeordneter Ordnung hingelegt sind, und darunter

gemiſcht Stücke glänzenden Kriſtalls und künſtlich nachgemachten Smaragds, ein Werk von großer Mannigfaltigkeit darſtellen, ſo daß die Kunſt, indem ſie die Natur nachahmt, dieſe hier zu beſiegen ſcheint. Dort alsdann zeigt ſich ihm unverſehens eine ſtarke Feſte oder prächtige Königsburg, deren Mauern von gediegenem Golde, die Zinnen von Demanten, die Tore von Hyazinthen ſind. Und zudem iſt ſie von ſo wunderbarem Bau, daß, obſchon die Beſtandteile, aus denen ſie errichtet iſt, nichts Geringeres ſind als Demanten, Karfunkel, Rubine, Perlen, Gold und Smaragde, die Arbeit an dem ganzen Werke von noch höherem Wert iſt. Und hat er dies alles geſehen, was gibt's noch Herrlicheres zu ſehen, als zu ſehen, wie aus der Pforte der Königsburg eine reichliche Anzahl junger Fräulein hervortritt, alle in ſo reizenden, prachtvollen Trachten, daß ich wahrlich, wenn ich ſie nunmehr ſo ſchildern wollte, wie die Geſchichtsbücher ſie uns beſchreiben, nimmer damit zu Ende kommen würde; und zu ſehen, wie alſogleich die Dame, die als die fürnehmſte unter allen ausſah, den verwegenen Ritter, der ſich in den kochenden See geſtürzt, an der Hand nimmt und ihn, ohne ein Wort zu reden, in die herrliche Königsburg oder Feſte hineingeleitet und ihn ſplitternackt, wie er aus der Mutter Schoß kam, entkleiden und in lauem Waſſer baden läßt und ihm ſodann mit duftenden Salben den ganzen Körper ſalben und ihn mit einem Hemd vom feinſten Zindel bekleiden läßt, das ganz und gar voll Wohlgeruches und lieblich durchduftet iſt; und wie dann ein anderes Fräulein herankommt und ihm über die Schultern einen Mantel wirft, der mindeſtens, ja zum mindeſten, wie die Berichte lauten, eine ganze Stadt wert iſt, ja noch mehr. Was iſt ſodann Schöneres zu ſehen, als wenn uns berichtet wird, wie er nach alledem in einen andern Saal geleitet wird, wo er die Tiſche in ſo wundervoller Anordnung gedeckt findet, daß er voll Staunens außer ſich gerät? Was Schöneres, als zu ſehen, wie ihm über

die Hände Wasser gegossen wird, das aus lauter Ambra und duftigen Blumen abgezogen ist? Was Herrlicheres zu sehen, als wie man ihn auf einen Sessel von Elfenbein niedersitzen heißt? Was Schöneres, als zu sehen, wie ihn alle die Fräulein in wundersamem Schweigen bedienen? Was Prächtigeres, als wie ihm eine solche Mannigfaltigkeit von Gerichten aufgetragen wird, alle so schmackhaft bereitet, daß die lüsterne Begier nicht weiß, nach welchem sie zuerst die Hand ausstrecken soll? Und wie herrlich, dann den Gesängen zu lauschen, die da ertönen, während er tafelt, ohne daß er weiß, wer sie singt noch wo sie ertönen? Und wenn das Mahl beendet und die Tafel aufgehoben ist, wie da der Ritter sich auf seinen Sessel zurücklehnt, und, während er sich die Zähne stochert, wie es jetzt Sitte ist, wie da unversehens zur Tür des Saales eine andre Jungfrau hereintritt, weit schöner als jegliche von den ersten. Und wie sie sich dem Ritter zur Seite niederläßt und ihm sofort berichtet, welch eine Burg dieses ist, und daß sie in selbiger verzaubert weilen muß, nebst viel anderem, was den Ritter in Staunen versetzt und die Leser, die seine Geschichte lesen, mit Bewunderung erfüllt. Ich will mich nicht weiter hierüber verbreiten; aber man kann schon aus dem Gesagten schließen, daß jedes beliebige Stück, das man von jeder beliebigen Rittergeschichte liest, bei jedem beliebigen Leser Vergnügen und Verwunderung hervorbringen muß. Und Euer Gnaden möge mir folgen und, wie ich schon vorher bemerkt, diese Bücher lesen. Und Ihr werdet sehen, wie sie Euch den Trübsinn, der Euch etwa drückt, verbannen und die Stimmung bessern, wenn Ihr Euch etwa in einer schlechten befinden solltet. Von mir wenigstens muß ich sagen, seit ich ein fahrender Ritter bin, seitdem bin ich tapfer, freigebig, gesittet, großmütig, höflich, kühn, sanft, geduldig, ertrage leicht Mühsale, Gefangenschaft, Verzauberung, und obschon ich erst vor kurzem mich als verrückt in einem Käfig eingesperrt

ſah, ſo hoffe ich doch durch die Kraft meines Armes, wenn der Himmel mir beiſteht und das Glück mir nicht feindlich iſt, mich binnen weniger Tage zum König eines Reiches erhoben zu ſehen, wo ich die Dankbarkeit und Freigebigkeit zeigen kann, die meine Bruſt in ſich faßt. Denn wahrlich, Señor, der Arme iſt unfähig, die Tugend der Freigebigkeit gegen irgendwen zu zeigen, wenn er ſie auch im höchſten Grade beſitzt; und die Dankbarkeit, die nur im Wunſche beſteht, iſt etwas Totes, gerade wie der Glaube ohne Werke tot iſt. Darum möchte ich, daß das Glück mir baldigſt eine Gelegenheit böte, mich zum Kaiſer zu machen, um mein Herz in Wohltaten zu bewähren, die ich meinen Freunden erwieſe, insbeſondere dem armen Teufel von Sancho, meinem Schildknappen, der der beſte Menſch von der Welt iſt. Ich möchte ihm gern eine Grafſchaft ſchenken, die ich ihm ſchon ſeit langen Tagen verſprochen habe; nur fürchte ich, er möchte nicht die Fähigkeit beſitzen, ſeine Grafſchaft zu regieren.

Ungefähr dieſe letzten Worte hörte Sancho ſeinen Herrn ſagen, und gleich ſprach er zu ihm: Señor Don Quijote, arbeitet nur daran, mir jene Grafſchaft zu verſchaffen, die von Euch ebenſo ernſtlich verheißen als von mir erhofft iſt; ich hingegen verheiße Euch, mir ſoll es an Fähigkeiten nicht fehlen, ſie zu regieren. Und wenn es mir auch daran fehlen ſollte, ſo hab' ich gehört, es gibt Leute in der Welt, die die Herrſchaften der großen Herren in Pacht nehmen und ihnen ſo und ſo viel jährlich abgeben. Sie hingegen ſorgen für die Regierung, und der Herr ſitzt und ſtreckt die Beine aus und genießt ſeine Rente, die er bekommt, ohne ſich um ſonſt was zu kümmern. Und ſo will ich's auch machen, und ich will mich nicht um das Geringſte weiter kümmern, ſondern gleich alles aus Händen geben und will mir meine Rente ſchmecken laſſen wie ein Prinz, und den Leuten mag es bekommen wie es will.

Dies, Freund Sancho, ſagte der Domherr, kann gelten, ſo-

weit es das Verzehren der Rente betrifft; aber was die Verwaltung der Rechtspflege angeht, die muß der Besitzer der Herrschaft selbst verstehen. Und hier kommt Fähigkeit und tüchtiger Mutterwitz in Betracht und besonders der redliche Wille, das Richtige zu tun. Denn wo dieser im Anfang fehlt, wird auch Mitte und Ende stets fehlgehen; und Gott pflegt ebenso der redlichen Absicht des Einfältigen hilfreich zu sein als die böse Absicht des Klugen zu vereiteln.

Ich weiß nichts von derlei Gelahrtheiten, entgegnete Sancho Panza. Ich weiß nur, so geschwind ich die Grafschaft bekommen würde, so geschwind würde ich sie zu regieren verstehen; denn ich habe so viel Verstand im Leibe wie jeder andre und so viel Leib wie nur der Allerbeleibteste, und ich würde ebensosehr in meiner Herrschaft der König sein wie jedereiner in seiner. Und wenn ich das wäre, so würde ich tun, was ich wollte; und wenn ich täte, was ich wollte, so würde ich tun, was ich Lust habe; und wenn ich täte, was ich Lust habe, wäre ich zufrieden; und wenn einer zufrieden ist, hat er nichts mehr zu wünschen; und wenn einer nichts mehr zu wünschen hat, so ist die Sache abgemacht; und so soll mir die Herrschaft nur herankommen. Und damit Gott befohlen und auf Wiedersehen, wie ein Blinder zum andern sagte.

Diese Gelahrtheiten, wie du gesagt, sind nicht so übel, Sancho, sprach der Domherr; aber bei alledem bleibt über die Sache mit den Grafschaften noch viel zu sagen.

Darauf versetzte Don Quijote: Ich wüßte nicht, daß noch etwas zu sagen bliebe. Ich richte mich lediglich nach zahlreichen und mannigfachen Beispielen, die ich in diesem Betreff hier anziehen könnte, von Rittern meines Berufs, welche, um den getreuen und ausgezeichneten Dienstleistungen, die sie von ihren Schildknappen empfingen, gerecht zu werden, ihnen ganz besondere Gnaden erwiesen und sie zu unabhängigen Herren von

Städten und Inſuln machten. Und manchen gab es, deſſen Verdienſte ſo hohen Grad erreichten, daß er ſich überhob und vermaß, den Königsthron zu beſteigen. Aber wozu verwende ich hierauf ſoviel Zeit, da mir ein ſo glänzendes Beiſpiel der große und nie genugſam geprieſene Amadis von Gallien bietet, der ſeinen Schildknappen zum Grafen der Feſtlandsinſul machte? Und ſo kann auch ich ohne Gewiſſensbedenken meinen Sancho Panza zum Grafen machen, der einer der beſten Schildknappen iſt, die je ein fahrender Ritter gehabt hat.

Der Domherr war höchlich verwundert über dieſe ſyſtematiſchen Narreteien (wenn in Narreteien ein Syſtem ſein kann), welche Don Quijote vorgebracht, und über die Art, wie er das Abenteuer des Ritters vom See geſchildert, über den Eindruck, den die vorſätzlichen Lügen der Bücher, die er geleſen, auf ihn hervorgebracht hatten, und endlich erſtaunte ihn auch die Einfalt Sanchos, der ſich ſo heiß danach ſehnte, die von ſeinem Herrn verheißene Grafſchaft zu erlangen.

Unterdeſſen kehrten die Diener des Domherrn aus der Schenke zurück, von wo ſie das Saumtier mit dem Mundvorrat geholt hatten. Ein Teppich und das grüne Gras der Wieſe diente als Tiſch. Man ſetzte ſich unter ſchattigen Bäumen nieder und ſpeiſte daſelbſt, damit der Ochſenkärrner nicht um die günſtige Gelegenheit käme, die ihm, wie geſagt, dieſer Ort darbot.

Während ſie ſo tafelten, vernahmen ſie plötzlich ein ſtarkes Rauſchen von Zweigen und das Klingen einer Schelle, welches aus Dornbüſchen und dichtem Geſträuch, das ſich ringsher fand, erklang. Und im nämlichen Augenblick ſahen ſie aus dem Dickicht eine ſchöne Ziege hervorſpringen, deren ganzes Fell ſchwarz, weiß und grau geſprenkelt war. Hinter ihr her kam ein Ziegenhirt, rief ihr nach und ſprach ihr ſchmeichelnd zu, wie die Hirten pflegen, damit ſie ſtehen bliebe oder zur Herde

zurückliefe. Die fliehende Ziege lief in ihrer Furcht und Ängstlichkeit zu den Leuten hin, als ob sie Schutz bei ihnen suchte, und blieb da stehen. Der Ziegenhirt kam herbei, faßte sie an den Hörnern und redete mit ihr, gerade als besäße sie Verstand und Einsicht: Ha, du Landstreicherin, Bergläuferin, Scheckchen, Scheckchen! Wo hüpfest du denn all die Zeit herum? Was für Wölfe haben dich fortgeschreckt, mein Töchterlein? Willst du mir nicht sagen, was das bedeuten soll, du Allerschönste? Aber was kann es bedeuten, als daß du ein Weibchen bist und keine Ruhe halten kannst? Das ist eben deine Natur, der Kuckuck soll sie holen, und es ist die Natur aller Weiber, und du tust es ihnen nach. Komm mit heim, komm mit heim, Liebchen. Bist du auch nicht so vergnügt in deiner Hürde, so bist du doch besser geborgen darin oder bei deinen Gefährtinnen. Und wenn du, die du sie hüten und leiten sollst, so ohne Führung bist und auf Abwegen wandelst, wohin soll's dann mit ihnen kommen?

Das Gerede des Ziegenhirten machte allen Zuhörern großes Vergnügen, insbesondere dem Domherrn, der zu ihm sagte: Ich bitte Euch um alles, guter Freund, beruhigt Euch ein wenig und eilt nicht so arg, die Ziege zu ihrer Herde zurückzubringen. Denn da sie, wie Ihr sagt, ein Weibchen ist, so muß sie ihrem angebornen Triebe folgen, ob Ihr Euch auch noch so sehr mühet es zu verwehren. Nehmt diesen Bissen und trinkt einmal, damit werdet Ihr Euren Zorn kühlen, und die Zeit kann die Ziege sich ausruhen.

Dies sagen und ihm auf der Spitze des Messers die Lenden von einem kalten gebratenen Kaninchen darreichen war alles das Werk eines Augenblicks. Der Ziegenhirt nahm's und dankte dafür, trank und ward ruhig und sprach alsbald: Ich möchte nicht, daß Euer Gnaden mich für einen einfältigen Menschen halten, weil ich mit dem Tier so ganz nach der Ver-

nunft gesprochen; denn allerdings sind die Worte, die ich der Ziege sagte, etwas absonderlich. Ich bin ein Bauer, aber nicht so bäuerisch, daß ich nicht wüßte, wie man mit dem Menschen und mit dem Vieh umgehen muß.

Das glaube ich ganz gern, sagte der Pfarrer; denn ich weiß schon aus Erfahrung, daß die Wälder Leute von Bildung auferziehen und die Schäferhütten manchem Philosophen Wohnung bieten.

Wenigstens, Señor, beherbergen sie Leute, entgegnete der Hirt, die durch Schaden klug geworden sind. Und damit Ihr die Wahrheit dieses Satzes glaubet und sie mit den Händen greifet, so werde ich, trotzdem es aussieht, als ob ich ungebeten mich selber einlade — so werde ich, wenn es Euch nicht langweilt und Ihr mir eine kleine Weile aufmerksames Gehör schenken wollt, Euch eine wahre Geschichte erzählen, die die Behauptung dieses Herrn (auf den Pfarrer deutend) und die meinige bestätigen wird.

Hierauf entgegnete Don Quijote: Sintemal ich ersehe, daß dieser Kasus ich weiß nicht was für einen Anstrich von einem Ritterschafts-Abenteuer hat, so werde ich an meinem Teile Euch sehr gerne anhören, guter Freund, und desgleichen werden alle diese Herren tun, da sie so überaus verständig sind und gerne vernehmen von absonderlichen Neuigkeiten, so da die Sinne spannen, ergötzen und behaglich unterhalten, wie meines Bedünkens Eure Erzählung ohne Zweifel tun wird. So machet denn einen Beginn, Freund, wir werden Euch alle zuhören.

Ich ziehe meinen Einsatz aus dem Spiel, sprach Sancho; mit der Pastete hier gehe ich dort an den Bach und will mich da auf drei Tage anfüllen. Denn ich habe meinen Herrn Don Quijote sagen hören, fahrenden Ritters Schildknappe muß essen, bis er nicht mehr kann, wenn sich ihm die Gelegenheit

bietet, dieweil er oftmals in die Lage kommt, daß er zufällig in einen dichtverschlungenen Wald hineingerät, wo er nicht vermögend ist in sechs Tagen wieder herauszukommen, und wenn da der Mensch nicht satt gegessen oder mit einem wohlgespickten Schnappsack versehen ist, so kann er drin stecken bleiben und, wie ihm oftmalen geschieht, zur Mumie zusammenhutzeln.

Du hast das beste Teil erwählt, Sancho, sprach Don Quijote. Geh' du, wohin dir's paßt, und iß, was der Magen faßt. Ich habe schon mein Genügen; es erübrigt mir nur noch, dem Geiste seine Erquickung zu gewähren, und die gewähre ich ihm, wenn ich die Erzählung dieses Biedermanns anhöre.

Wir alle werden unsere Geister daran erquicken, sprach der Domherr; und sofort bat er den Ziegenhirten, mit der versprochenen Erzählung den Anfang zu machen. Der Hirt gab der Ziege, die er an den Hörnern hielt, zwei Schläge mit der flachen Hand auf den Rücken und sagte zu ihr: Leg' dich neben mich hin, Scheckchen, wir haben übrige Zeit zu unserem Pferch heimzukehren.

Die Ziege schien ihn zu verstehen; denn sowie ihr Herr sich setzte, streckte sie sich ganz ruhig neben ihm nieder und sah ihm ins Gesicht, als ob sie zu verstehen gäbe, daß sie auf die Worte des Hirten ernstlich aufmerken wolle. Und dieser begann seine Geschichte folgendermaßen:

Einundfünfzigstes Kapitel,

welches berichtet, was der Ziegenhirt der ganzen Gesellschaft erzählte, die den Ritter Don Quijote von dannen führte.

Drei Meilen von diesem Tale liegt ein Dorf, welches zwar klein, aber doch eins der reichsten in der ganzen Gegend ist. In dem Dorfe lebte ein Bauer in großem Ansehen, und wiewohl

dem Reichtum allezeit das große Anſehen anhaftet, ſo genoß er dieſes doch weit mehr ob ſeiner Rechtſchaffenheit als ob des Reichtums, den er beſaß. Was ihn aber noch weit glücklicher machte, wie er ſelbſt ſagte, war der Umſtand, daß er eine Tochter hatte von ſo außerordentlicher Schönheit, ſo ſeltenem Verſtand, ſo voll Anmut und Tugend, daß jeder, der ſie kannte und beobachtete, voll Wunders war ob der außerordentlichen Gaben, mit denen der Himmel und die Natur ſie überreich ausgeſtattet hatten. Schon als Kind war ſie ſchön, und ſeitdem nahm ſie ſtets zu an Reizen, und im Alter von ſechzehn Jahren war ſie die Schönſte von allen. Der Ruf ihrer Reize begann ſich in den umliegenden Dörfern zu verbreiten. Was ſag' ich, nur in den umliegenden? Er drang bis zu entfernten Städten, ja, zu den Prunkſälen der Könige und zum Ohr von Leuten jeden Standes, die von allen Seiten herkamen, um ſie wie eine Seltenheit oder wie ein wundertätiges Bild anzuſchauen. Ihr Vater hütete ſie, und ſie hütete ſich ſelber; denn es gibt kein Vorhängeſchloß, keinen Riegel, der eine Jungfrau beſſer hüten könnte als ihre eigne Sittſamkeit.

Der Reichtum des Vaters und die Schönheit der Tochter bewog viele, ſowohl aus dem Ort als auswärtige, um ihre Hand anzuhalten. Er aber, als der Mann, deſſen Aufgabe es war, über ein ſo köſtliches Kleinod zu verfügen, war in großer Verlegenheit, ohne ſich entſchließen zu können, wem von den Unzähligen, die ihn beſtürmten, er ſie geben ſolle. Unter den vielen, die einen ſo redlichen Wunſch hegten, war auch ich, und mir verſprach der Umſtand große Ausſicht auf guten Erfolg, daß ich wußte, der Vater wußte genau, was an mir war; daß ich aus demſelben Dorfe gebürtig, von reinchriſtlichem Blute, in blühendem Alter, an Vermögen ſehr reich und an Geiſtesgaben nicht minder vortrefflich war. Mit allen den nämlichen Vorzügen hielt auch ein anderer aus demſelben Ort um ſie an, und

das gab denn einen Grund, den Entschluß des Vaters unentschieden zu machen und in die Schwebe zu bringen, da es ihn bedünkte, mit jedem von uns beiden wäre seine Tochter gleich gut versorgt. Um aus dieser Verlegenheit zu kommen, beschloß er, Leandra von der Sache in Kenntnis zu setzen; so heißt nämlich das reiche Mädchen, um dessentwillen mein Herz verarmt ist. Er erwog, da wir beide in allem uns gleichstanden, so wäre es am besten, wenn er es dem Willen seiner geliebten Tochter überließe, nach ihrer Neigung zu wählen; ein Verfahren, das alle Eltern nachahmen sollten, wenn sie für ihre Kinder den Stand der Ehe in Aussicht nehmen. Ich sage nicht, sie sollen ihren Kindern im Schlechten und Verderblichen freie Wahl lassen, sondern sie sollen ihnen Gutes vorschlagen, damit sie unter dem Guten nach ihrem Wunsch auswählen. Ich weiß nicht, welchen Wunsch Leandra hatte; ich weiß nur, daß der Vater uns beide mit dem zu jugendlichen Alter seiner Tochter und mit allgemeinen Redensarten hinhielt, durch die er sich weder zu etwas verbindlich machte noch sich gegen uns unverbindlich zeigte. Mein Mitbewerber heißt Anselmo, und ich Eugenio, damit Ihr die Namen der Personen kennt, die in diesem Trauerspiel vorkommen, dessen Ende noch obschwebt, wiewohl sich ersehen läßt, daß es ein unglückliches sein wird.

Um diese Zeit kam ein gewisser Vicente de la Roca in unser Dorf, der Sohn eines armen Bauern aus diesem nämlichen Ort, welcher Vicente aus Italien und verschiedenen anderen Ländern kam und Soldat gewesen war. Es hatte ihn aus unserm Dorf, als er ein Junge von etwa zwölf Jahren war, ein Hauptmann mitgenommen, der mit seinem Fähnlein durchmarschierte, und wieder nach zwölf Jahren kam der Bursche von auswärts zurück, soldatisch gekleidet, bunt in tausend Farben, vollbehängt mit tausenderlei Klimperkram von Glas und dünnen Stahlketten. Heute warf er sich in diesen Staat und

morgen in jenen, aber alles war hohl und angemalt, leicht von Gewicht und noch leichter an Wert. Die Bauersleute, die an sich boshaft, und wenn gerade Müßiggang ihnen Gelegenheit dazu gibt, die Bosheit selber sind, merkten das wohl, rechneten Stück für Stück seinen Staat und seine Kostbarkeiten nach und fanden, daß seiner Anzüge drei waren, von verschiedenen Farben mit den zugehörigen Kniebändern und Strümpfen. Allein er wußte sie mit soviel Änderungen herzurichten und mit soviel neuen Erfindungen aufzuputzen, daß, wenn die Bauern sie nicht nachgezählt hätten, mancher imstande gewesen wäre zu beschwören, er habe mehr als zehn Paar Anzüge und mehr als zwanzigfachen Federschmuck zur Schau getragen. Und ihr dürft nicht für ungehörig und überflüssig halten, was ich da von seinen Anzügen erzähle, denn die spielen eine große Rolle in unserer Geschichte. Er setzte sich öfter auf eine Bank, die auf unserm Marktplatz unter einer großen Pappel steht, und da hielt er uns alle fest, daß wir Maul und Nase aufsperrten und an seinen Lippen hingen, wenn er uns seine Heldentaten erzählte. Da war kein Land auf dem ganzen Erdkreis, das er nicht gesehen, keine Schlacht, der er nicht beigewohnt hätte. Er hatte mehr Mauren umgebracht als in ganz Marokko und Tunis leben, und hatte mehr Zweikämpfe bestanden, wie er sagte, als Gante und Luna, Diego García de Paredes und tausend andere, die er nannte. Und aus allen war er siegreich hervorgegangen, ohne daß man ihm einen Tropfen Blutes abgezapft hätte. Anderseits wieder zeigte er Wundenmale, und obschon man sie nicht recht sehen konnte, wollte er uns vorreden, es seien Wunden von Musketenschüssen, die er bei verschiedenen Scharmützeln und Treffen empfangen habe. Kurz, mit nie erhörter Anmaßung redete er seinesgleichen, ja sogar die Leute, die ihn genau kannten, mit Er an und sagte öfter, sein tapferer Arm sei sein Vater, seine Taten seien sein Stammbaum, und in seinem Stande als Soldat stehe er so hoch wie der König selbst.

Zu dieser Großtuerei kam bei ihm noch hinzu, daß er ein wenig Musik trieb und auf der Gitarre spielte und über die Saiten nur so hinfuhr, so daß etliche sagten, die Gitarre bekäme Sprache unter seinen Fingern. Aber damit waren seine Geistesgaben noch nicht alle, denn er hatte auch die Gabe zu dichten, und so machte er über jede Kinderei, die im Dorfe vorging, eine Romanze anderthalb Meilen lang.

Diesen Soldaten also, den ich hier geschildert habe, diesen Vicente de la Roca, diesen Helden, diesen Putznarren, diesen Musiker, diesen Dichter sah und beobachtete Leandra oftmals aus einem Fenster ihrer Behausung, das auf den Marktplatz ging. Sie verliebte sich in das Flittergold seiner in die Augen stechenden Trachten; sie war bezaubert von seinen Romanzen, die er in Abschriften, zwanzig von jedem Gedicht, herum verteilte; die Heldentaten, die er von sich selbst erzählt hatte, kamen ihr zu Gehör, und endlich — der Teufel mußte wohl die Sache eingefädelt haben — kam es soweit, daß sie sich ernstlich in ihn verliebte, bevor nur noch in ihm selbst der vermessene Gedanke entstanden war, sich um ihre Gunst zu bewerben. Da aber, wo es sich um Angelegenheiten des Herzens handelt, keine so rasch zum Ziele gelangt als eine solche, bei der die Neigung des Weibes selbst Bundesgenosse ist, so verständigten sich Leandra und Vicente sehr leicht; und ehe einer von ihren vielen Bewerbern von ihrer Neigung etwas ahnte, hatte sie dieselbe schon dem Ziele entgegengeführt. Sie verließ das Haus ihres teuren, geliebten Vaters, denn eine Mutter hatte sie nicht mehr, und entfernte sich aus dem Dorfe mit ihrem Soldaten, der einen größeren Triumph aus dieser Unternehmung davontrug als aus den vielen, deren er sich zu rühmen pflegte.

Der Vorfall setzte das ganze Dorf in Erstaunen, sowie einen jeden, der davon Kenntnis erhielt. Ich war höchlich bestürzt, Anselmo zu Tode erschrocken, der Vater tief betrübt, ihre Ver-

wandten beſchimpft, das Gericht in voller Tätigkeit, die Landreiter auf der Spähe. Man ſtreifte auf den Wegen, man durchſuchte die Wälder und was darum und daran war, und nach drei Tagen fand man dieſe ihren Launen fröhnende Leandra in einer Höhle mitten im Walde, entkleidet bis aufs Hemd, ohne das viele Geld und die koſtbaren Juwelen, die ſie von Hauſe mitgenommen hatte. Man brachte ſie zu ihrem bekümmerten Vater zurück; man befragte ſie über ihr Unglück. Sie geſtand ohne alles Drängen, Vicente de la Roca habe ſie hintergangen und mittels eines Eheverſprechens ſie überredet, ihres Vaters Haus zu verlaſſen; er werde ſie in die reichſte und üppigſte Stadt bringen, die es in der ganzen Welt gäbe, nämlich Neapel; und ſie, ſchlimm beraten und noch ſchlimmer getäuſcht, habe ihm Glauben geſchenkt und, nachdem ſie ihren Vater beraubt, ſich in derſelben Nacht, wo ſie vermißt wurde, ſeinen Händen anvertraut, und er habe ſie in ein wildes Waldgebirge geführt und ſie in die Höhle eingeſperrt, wo man ſie gefunden habe. Sie erzählte auch, daß ihr der Soldat, ohne ihr jedoch die Ehre zu rauben, alles, was ſie bei ſich hatte, weggenommen habe und ſie in der Höhle gelaſſen und von dannen gegangen ſei; ein Vorgang, der alle aufs neue in Erſtaunen ſetzte. Schwer fiel es, lieber Herr, an die Enthaltſamkeit des Burſchen zu glauben. Aber ſie bekräftigte es mit ſo zahlloſen Beteuerungen, daß ſie viel dazu beitrugen, dem untröſtlichen Vater Troſt zu verleihen, und er achtete der Schätze nicht, die man ihm entführt hatte, da man ſeiner Tochter das Kleinod gelaſſen, das, wenn einmal verloren, keine Hoffnung läßt jemals wieder erlangt zu werden.

Am nämlichen Tage, wo Leandra uns wieder vor Augen kam, ſchaffte ſie ihr Vater uns wieder aus den Augen, indem er ſie ſogleich von unſerm Dorf wegführte und in einer benachbarten Stadt ins Kloſter einſchloß. Denn er hoffte, die Zeit werde einiges von dem übeln Rufe verwiſchen, in welchen ſeine

Tochter sich gebracht hatte. Die große Jugend Leandras diente ihrer Schuld zur Entschuldigung, wenigstens bei denen, die es nicht berührte, ob sie tugendhaft oder schlecht war. Aber wer ihre Klugheit und ihren großen Verstand kannte, maß ihre Verschuldung nicht ihrer Unerfahrenheit bei, sondern der leichtfertigen Überhebung und dem natürlichen Hang der Weiber, der in den meisten Fällen das sinnlos Törichte und Unüberlegte vorzieht.

Sowie Leandra eingesperrt war, wurden Anselmos Augen blind; wenigstens hatten sie keinen Gegenstand mehr, dessen Anschauen ihnen Vergnügen machte. Die meinigen waren von Finsternis umgeben, ohne einen Lichtstrahl, der sie zu etwas Freudigem geleitet hätte, da Leandra ferne war; unsere Betrübnis wuchs mehr und mehr, unsere Gelassenheit im Erdulden nahm beständig ab, wir verfluchten den Prunk des Soldaten und verwünschten die Unvorsichtigkeit von Leandras Vater. Endlich kamen Anselmo und ich überein, das Dorf zu verlassen und in dieses Tal zu ziehen, wo er eine große Anzahl ihm zugehöriger Schafe weidet und ich eine ansehnliche Herde von Ziegen, die ebenfalls mein eigen sind, und wo wir unser Leben unter den Bäumen verbringen, unseren Leiden freie Bahn lassen oder gemeinsam der schönen Leandra Preis oder Schmach singen oder auch einsam seufzen und jeder für sich allein seine Klagen dem Himmel anvertraut. In Nachahmung unseres Beginnens sind viel andere von Leandras Freiern in dies rauhe Waldgebirge gezogen, um sich derselben Lebensart zu widmen wie wir, und es sind ihrer so viele, daß es den Anschein hat, es habe sich dies Gefilde in ein schäferliches Arkadien verwandelt, so angefüllt ist es mit Schäfern und Hürden, und es ist keine Stelle, wo man nicht den Namen der schönen Leandra vernähme. Der eine verwünscht sie und nennt sie launenhaft, veränderlich und sittenlos, der andere verdammt sie als leicht zu gewinnen

und flatterhaft; jener spricht sie frei und vergibt ihr, dieser spricht das Urteil über sie und schmäht sie; der eine feiert ihre Schönheit, der andere lästert ihren Charakter; kurz, alle verunglimpfen sie und beten sie an, und bei allen geht die Verrücktheit so weit, daß mancher unter ihnen über Verschmähung klagt, ohne sie je gesprochen zu haben, ja, mancher bejammert und fühlt schmerzlich die wütige Krankheit der Eifersucht, zu der sie doch keinem jemals Anlaß gegeben. Denn, wie gesagt, man hat ihren Fehltritt eher erfahren als ihre Neigung. Da ist kein Felsspalt, kein Bachesrand, kein Schattenplatz unter Bäumen, den nicht irgend ein Schäfer besetzt hielte, um seine Mißgeschicke den Lüften zu verkünden; das Echo wiederholt, allerwärts, wo es erweckt werden kann, Leandras Namen, Leandra widerhallen die Wälder, Leandra murmeln die Bäche, und Leandra hält uns alle fest in banger Erwartung und in Verzauberung, und wir hoffen ohne Hoffnung und fürchten, ohne zu wissen, was wir fürchten.

Unter diesen Unsinnigen ist derjenige, der die wenigste und die meiste Vernunft an den Tag legt, mein Mitbewerber Anselmo, der, obschon er sich über soviel anderes zu beklagen hat, sich nur über Abwesenheit beklagt und zum Klang einer Fiedel, die er wunderbar spielt, klagende Verse singt, in denen er seinen klaren Verstand zeigt. Ich verfolge einen leichteren, doch meines Bedünkens den richtigsten Weg. Ich will sagen, ich schmähe auf den Leichtsinn der Weiber, auf ihre Unbeständigkeit, auf ihre Doppelzüngigkeit, auf ihre totgeborenen Verheißungen, auf ihre Wortbrüchigkeit und endlich auf den Mangel an Verständnis, den sie zeigen, wenn es gilt, ihren Wünschen und Neigungen ein Ziel zu wählen.

Dies, Ihr Herren, war der Anlaß zu den Worten und Äußerungen, die ich, als ich in Eure Nähe kam, an meine Ziege richtete; denn weil es ein Weibchen ist, schätze ich sie gering,

obschon es das beste Stück aus meiner ganzen Hürde ist. Dies ist die Geschichte, die ich euch zu erzählen versprach. Wenn ich etwa bei der Erzählung zu verschwenderisch mit Worten war, werde ich auch nicht karg sein, wenn ich Euch Dienste zu leisten haben sollte. Ich habe meinen Pferch hier in der Nähe und habe dort frische Milch und sehr wohlschmeckenden Käse, nebst verschiedenem reifen Obst, das dem Anblick nicht minder als dem Geschmack angenehm ist.

Zweiundfünfzigstes Kapitel

Von dem Kampfe, so Don Quijote mit dem Ziegenhirten bestand, nebst dem ungewöhnlichen Abenteuer mit den Pilgern auf der Bußfahrt, welches er im Schweiße seines Angesichts zu Ende führte.

Die Erzählung des Ziegenhirten machte sämtlichen Zuhörern viel Vergnügen, besonders dem Domherrn, der mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit die eigentümliche Art beobachtete, wie jener erzählte, der, weit entfernt, sich als ein bäuerischer Hirte zu zeigen, beinahe für einen feinen Hofmann gelten konnte. Daher sagte der Domherr, es habe der Pfarrer recht gehabt mit seiner Behauptung, daß das Waldgebirge Leute von Bildung auferzieht. Alle erboten sich dem Hirten Eugenio zu Dienstleistungen. Wer sich aber darin am freigebigsten zeigte, das war Don Quijote, der zu ihm sprach: Gewiß, Freund Ziegenhirt, wenn ich mich in der Möglichkeit fände, irgend welch Abenteuer zu beginnen, gleich auf der Stelle würde ich mich auf den Weg begeben, auf das Euer Abenteuer zu glücklichem Ziel käme, und aus dem Kloster, worin sie zweifelsohne wider ihren Willen weilet, würde ich Leandra reißen, trotz der Äbtissin und trotz jeglichem, der es

verwehren möchte, und würde ſie Euch in die Hände geben, auf daß Ihr mit ſelbiger ganz nach Eurem Willen und Begehr verfahret — unter Wahrung jedoch der Geſetze des Rittertums, welche vorſchreiben, daß keinem Fräulein keinerlei Ungebühr angetan werde. Indeſſen hoffe ich zu Gott dem Herrn, es werde die Macht eines boshaften Zauberers nicht ſoviel vermögen, daß nicht die eines anderen, günſtiger geſinnten Zauberers weit mehr vermöchte, und für alsdann verheiße ich Euch meinen Schutz und Beiſtand, wie mich mein Beruf zu tun verpflichtet, welcher kein anderer iſt denn den Hilfloſen und Bedrängten zu Hilfe zu kommen.

Der Ziegenhirt ſchaute ihn an, und als er Don Quijotes ſchlechten Aufzug und jämmerliches Angeſicht bemerkte, verwunderte er ſich und ſprach zu dem Barbier, den er in ſeiner Nähe ſah: Señor, wer iſt der Mann, der ein ſolches Ausſehen hat und ſolcherlei Reden verführt?

Wer wird es anders ſein, antwortete der Barbier, als der berufene Don Quijote von der Mancha, der Mann, der alle Ungebühr abſtellt, alles Unrecht wieder zurecht bringt, der Schirmer aller Jungfrauen, der Schrecken aller Rieſen und der Sieger in allen Kämpfen!

Ei, ſagte der Ziegenhirt, das klingt mir ganz nach dem, was man in den Büchern von den fahrenden Rittern lieſt, welche all dies taten, was Euer Gnaden von dieſem Manne ſagt; wiewohl ich der Meinung bin, daß entweder Euer Gnaden einen Spaß macht, oder daß es bei dieſem Edelmann leer im Oberſtübchen ausſieht.

Ihr ſeid ein ausbündiger Schelm, rief hier Don Quijote. Ihr, Ihr ſeid der dumme Tölpel, bei Euch iſt es leer und ſchwach im Kopf. Bei mir iſt es voller als es jemals bei der niederträchtigen Hure war, der ſchlechten Hure, die Euch auf die Welt geſetzt hat.

Und mit diesen Worten riß er ein Brot vom Tische, das gerade neben ihm lag, und schleuderte es dem Ziegenhirten so wütig ins Gesicht, daß er ihm schier die Nase platt schlug. Allein als der Ziegenhirt, der keinen Spaß verstand, sah, wie man alles Ernstes ihm übel mitspielte, setzte er alle Rücksicht auf den Teppich, auf das Tischtuch und die ganze tafelnde Gesellschaft außer Augen, sprang auf den Ritter los, packte ihn mit beiden Händen am Halse, und hätte ihn ohne Zweifel erwürgt, wenn nicht gerade im Augenblick Sancho Panza gekommen wäre, ihn an den Schultern ergriffen und ihn über den Tisch hin geworfen hätte, wobei Schüsseln zerschlagen, Trinkschalen zerbrochen und alles, was auf dem Tische war, verschüttet und umhergeworfen wurde. Don Quijote, der sich jetzt frei sah, stürzte sofort über den Ziegenhirten her, und dieser, voll Blut im Gesichte, von Sancho mit Fußtritten zerdroschen, zappelte auf allen Vieren nach einem Messer vom Tische, um sich blutig zu rächen; allein der Domherr und der Pfarrer hinderten ihn daran. Der Barbier jedoch wußte es anzustellen, daß der Hirt den Ritter unter sich brachte, und nun ließ er auf diesen eine solche Unzahl von Faustschlägen regnen, daß vom Gesichte des armen Don Quijote ebensoviel Blut troff wie von dem seinigen. Der Domherr und der Pfarrer wollten vor Lachen bersten, die Landreiter sprangen in die Höhe vor lauter Lust, und diese wie jene hetzten drauf los, wie man mit Hunden tut, wenn sie heftig aneinander geraten sind. Nur Sancho Panza war schier in Verzweiflung, weil er sich nicht von einem Diener des Domherrn losmachen konnte, der ihn festhielt und ihn hinderte, seinem Herrn zu Hilfe zu kommen.

Während sie nun alle so in tollem Jubel waren, mit Ausnahme der zwei Faustpauker, die miteinander balgten, vernahmen sie den Klang einer Trompete, einer so trübselig tönenden, daß sich alle Blicke nach der Seite hinwendeten, von wo der Klang

ihnen herzukommen ſchien. Wer aber am meiſten darüber in Aufregung geriet, war Don Quijote, der zwar noch, freilich ſehr gegen ſeinen Willen und mehr als nur mäßig zerbläut, unter dem Ziegenhirten lag, aber dennoch ihn anſprach: Lieber, guter Teufel, denn was andres kannſt du nicht ſein, da deine Tapferkeit und Kraft ſo groß iſt, um die meinige zu bewältigen, ich bitte dich, laß uns einen Waffenſtillſtand ſchließen, nicht länger als auf eine Stunde; denn der jammervolle Klang jener Drommete, der zu unſern Ohren dringt, ſcheint mich zu einem neuen Abenteuer zu rufen.

Der Ziegenhirt, bereits müde zu prügeln und geprügelt zu werden, ließ ihn auf der Stelle los, und Don Quijote ſtellte ſich auf die Füße, wendete nun ebenfalls das Geſicht dahin, wo man den Ton vernahm, und ſah plötzlich, wie von einem Hügel eine Menge von Leuten herabkam, alle wie Pilger auf einer Bußfahrt weiß gekleidet. In dieſem Jahre hatten nämlich die Wolken der Erde ihr Naß verſagt, und in allen Ortſchaften dieſer Gegend wurden Wallfahrten, Bittgänge und Bußübungen abgehalten, um Gott zu bitten, daß er die Hände ſeiner Barmherzigkeit auftue und Regen ſpende. Und zu dieſem Zwecke kamen die Leute aus einem nahgelegenen Dorfe wallfahrend zu einer heiligen Einſiedelei gezogen, die auf einer Höhe bei dieſem Tale lag.

Don Quijote erblickte die ſeltſamen Trachten der Bußfahrer, ohne daß ihm ins Gedächtnis kam, wie oft er ſie ſchon geſehen haben mußte, und bildete ſich ein, dies ſei ſo was von einem Abenteuer, und ihm allein als fahrendem Ritter komme es zu, ſich an dasſelbe zu wagen. Und was ihn in dieſer Einbildung noch mehr beſtärkte, war, daß er ſich einredete, eine Bildſäule, die ſie in Trauerhüllen einhertrugen, ſei eigentlich eine vornehme Dame, die von dieſen Böſewichtern und ſchamloſen Wegelagerern mit Gewalt entführt werde. Und ſowie ihm dies

in den Kopf kam, ſtürzte er leichtfüßig auf Roſinante los, der dort weiden ging, nahm ihm vom Sattelbogen den Zügel und die Tartſche, zäumte ihn im Nu auf, und ſein Schwert von Sancho fordernd, ſtieg er auf Roſinante, nahm die Tartſche in den Arm und ſprach zu den Anweſenden allen mit erhobener Stimme: Itzo, mannhafte Geſellſchaft, ſollet Ihr erſchauen, wie hochwichtig es iſt, daß es auf Erden Ritter gibt, die ſich zum Orden der fahrenden Ritterſchaft bekennen. Itzo, alſo ſag' ich, ſollet ihr an der Befreiung dieſer trefflichen Dame, die ſich dort in Banden zeigt, erkennen, ob die fahrenden Ritter hoher Achtung wert ſind.

Und alſo redend, gab er dem Roſinante die Schenkel, denn Sporen hatte er nicht an, und rannte in vollem Galopp (denn daß ſich Roſinante jemals zu geſtreckter Karriere verſtiegen, das lieſt man nirgends in dieſer ganzen wahrhaftigen Geſchichte) auf die Bußfahrer los, wiewohl der Pfarrer und der Domherr hinliefen, um ihn zurückzuhalten. Aber es war ihnen nicht möglich, und ebenſowenig hielt ihn das Geſchrei Sanchos zurück, der ihm zurief: Wo wollt Ihr hin, Señor Don Quijote? Was für Teufel habt Ihr im Leib, die Euch antreiben, gegen unſeren katholiſchen Glauben vorzugehen? Habt doch acht, o weh meiner armen Seele! daß es eine Wallfahrt von Büßern iſt, und die Dame, die dort auf dem Geſtell getragen wird, iſt das gebenedeite Bild der unbefleckten Jungfrau. Bedenket, Señor, was Ihr tut, denn diesmal kann man wirklich ſagen, daß Ihr nicht tut, was Eures Berufes iſt.

Vergeblich mühte ſich Sancho ab, denn ſein Herr hatte es ſo feſt im Sinn, auf die Leute in den weißen Hüllen heranzuſtürmen und die Dame in Trauer zu befreien, daß er kein Wort hörte, und hätte er es auch gehört, ſo wäre er doch nicht umgekehrt, und wenn der König ſelbſt es ihm geboten hätte. Er erreichte denn den Zug, hielt Roſinante an, der ohnehin

ſchon große Luſt hatte, ein wenig auszuruhen, und rief mit heftig erregter, heiſerer Stimme: Ihr, die Ihr, vielleicht weil Ihr tugendloſe Leute ſeid, das Angeſicht verhüllt traget, harret ſtill und horchet auf die Worte, die ich Euch zu ſagen habe.

Die erſten, die anhielten, waren die Träger des Bildes. Und als einer der vier Geiſtlichen, welche die Litaneien ſangen, das ſeltſame Ausſehen Don Quijotes, die Magerkeit Roſinantes und andere Umſtände, die zum Lachen waren, an dem Ritter ſah und bemerkte, entgegnete er ihm mit folgenden Worten: Lieber Herr und Freund, wenn Ihr uns etwas zu ſagen habt, ſo ſagt es raſch, denn dieſe frommen Brüder zergeißeln ſich den Leib, und wir kennen und dürfen uns vernünftigerweiſe nicht aufhalten, irgendwas anzuhören, wenn es nicht etwa ſo kurz iſt, daß man es in zwei Worten ſagen kann.

In einem Worte werde ich es Euch ſagen, erwiderte Don Quijote, und ſo lautet es: Ihr ſollt gleich auf der Stelle dieſe ſchöne Dame freigeben, deren Tränen und betrübtes Antlitz deutlich zeigen, daß Ihr ſie wider ihren Willen fortſchleppt, und daß Ihr eine offenbare Ungebühr an ihr verübt habt. Und ich, der ich zur Welt geboren bin, um dergleichen Freveltaten abzuſtellen, ich werde nicht geſtatten, daß ſie einen einzigen Schritt weiter ziehe, ohne ihr die erſehnte Freiheit wiederzugeben, deren ſie würdig iſt.

An dieſen Worten merkten alle Hörer, Don Quijote müſſe verrückt ſein, und brachen in herzliches Lachen aus. Aber hier zu lachen, hieß Pulver auf Don Quijotes Zorneswut ſchütten, und ohne ein Wort weiter zu ſagen, zog er das Schwert und ſprengte auf die Tragbahre los. Einer der Träger ſtürzte, die Bürde ſofort ſeinen Gefährten überlaſſend, Don Quijote entgegen, ſchwang als Waffe eine jener Gabeln oder Tragſtäbe, auf welche man beim Ausruhen die Bahre ſetzt, und nachdem er mit dieſer Wehr einen gewaltigen Schwerthieb aufgefangen,

der sie in zwei Stücke schlug, versetzte er mit dem letzten Drittel, das ihm in der Hand blieb, dem Ritter einen solchen Schlag über die Schulter auf der Schwertseite, die der Schild gegen die gemeine bäuerische Kraft nicht schützen konnte, daß der arme Don Quijote gar übel zugerichtet niederstürzte.

Als Sancho Panza, der ihm keuchend nachgeeilt war, ihn am Boden liegen sah, schrie er dem Zerbläuer seines Herrn zu, er solle vom Prügeln ablassen, denn der sei ein armer verzauberter Ritter, der all seine Lebtage keinem ein Leides getan. Aber was den Bauern abhielt, war nicht Sanchos Geschrei, sondern ein Blick auf den Ritter, der weder Hand noch Fuß rührte, und da er mithin glaubte, er habe denselben totgeschlagen, raffte er in aller Eile seinen Kittel bis zum Gürtel auf und machte sich hurtig wie ein Gemsbock über das Gefilde von dannen.

Inzwischen waren alle übrigen aus Don Quijotes Gesellschaft zu der Stelle gekommen, wo er lag. Aber die Leute von der Bußfahrt, die sahen, wie all die Herren dort, und dabei die Landreiter mit ihren Armbrüsten, herzueilten, gerieten in Furcht vor einem schlimmen Ausgang der Sache, drängten sich insgesamt im Kreis um das Bild her, schlugen ihre Kapuzen über den Kopf, und faßten ihre Geißeln fest in die Fäuste. Desgleichen taten auch die Geistlichen mit ihren Altarleuchtern, und so erwarteten sie den Ansturm, mutig entschlossen zu Schutz und womöglich auch zu Trutz gegen der Angreifer.

Allein das Glück fügte es besser als man dachte; denn Sancho tat nichts weiter, als daß er sich über den Körper seines Herrn warf und im Glauben, er sei wirklich tot, über ihn die schmerzlichste und zugleich lächerlichste Klage erhub, die sich denken läßt.

Der Pfarrer war von einem andern Pfarrer erkannt, der mit bei der Bußfahrt war, und diese Bekanntschaft beschwichtigte

die Beſorgnis im Gemüte beider Geſchwader. Der erſte Pfarrer erklärte dem zweiten mit ein paar Worten, wer Don Quijote ſei, und der letztere und der ganze Haufe der Bußfahrer kamen herbei, um zu ſehen, ob der arme Ritter tot ſei. Da hörten ſie, wie Sancho Panza mit Tränen in den Augen ſprach: O du Blume des Rittertums, der du mit einem einzigen Knüppelhieb die Bahn deiner ſo trefflich verwendeten Jahre abgeſchloſſen! O du Preis deines Geſchlechts, Ehre und Ruhm der ganzen Mancha, ja der ganzen Welt, welche nun, da du ihr gebrichſt, voller Übeltäter bleiben wird, die da nicht mehr fürchten müſſen für ihr Miſſetun gezüchtigt zu werden! O du, freigebig über alle Alexanders hinaus, ſintemal du mir für nicht mehr als acht Monde Dienſtes die beſte Inſul gegeben hatteſt, die das Meer umgürtet und umfleußt! O du, demütig gegen die Hochmütigen und ſtolz gegen die Demütigen, trotzbietend den Gefahren, Erduldet feindlichen Schimpfes, verliebt ohne allen Grund, Nachahmer der Guten, Geißel der Böſen, Feind der Schlechten; mit einem Wort, fahrender Ritter! Was alles enthält, was ſich ſagen läßt.

Von Sanchos Schreien und Ächzen lebte Don Quijote wieder auf, und das erſte Wort, das er ſprach, war dies: Wer ferne von Euch lebt, ſüßeſte Dulcinea, iſt noch größerem Elend als dieſem preisgegeben. Hilf mir, Freund Sancho, mich auf den verzauberten Karren zu ſetzen, denn ich bin nicht mehr imſtande, Roſinantes Sattel zu belaſten, ſintemal mir dieſe ganze Schulter zu Stücken zerſchlagen iſt.

Das will ich ſehr gerne tun, Herre mein, antwortete Sancho, und laßt uns in unſer Dorf heimkehren, in Geſellſchaft dieſer Herren, die Euer Beſtes wollen, und dort wollen wir Anſtalt zu einer neuen Ausfahrt treffen, die uns zu größerem Vorteil und Ruhm gereichen ſoll.

Wohlgeſprochen, Sancho, entgegnete Don Quijote, und es

wird sehr klug sein, den übeln Einfluß der Gestirne, der jetzt waltet, vorübergehen zu lassen.

Der Domherr, der Pfarrer und der Barbier erklärten ihm, er würde sehr gut daran tun, so zu handeln wie er gesagt. Und höchlich belustigt von Sanchos einfältigen Redensarten, setzten sie Don Quijote auf den Karren, darauf er vorher gefahren war. Die Bußfahrt wurde wieder in die rechte Ordnung gebracht und setzte ihren Weg fort; der Ziegenhirt verabschiedete sich von allen; die Landreiter wollten nicht weiter mitziehen, und der Pfarrer zahlte ihnen, was man ihnen schuldig war. Der Domherr bat den Pfarrer, ihn zu benachrichtigen, wie es mit Don Quijote erginge, ob er von seiner Narrheit genesen, oder ob er auch fernerhin bei ihr beharren werde; und hiermit nahm er Urlaub, um seine Reise weiter zu verfolgen. Kurz, alle trennten sich und schieden voneinander. Es blieb niemand als nur der Pfarrer und der Barbier, Don Quijote und Panza und der gute Kerl von Rosinante, der bei allem, was er erlebt hatte, ebenso viele Geduld bewährte wie sein Herr.

Der Ochsenkärrner spannte seine Ochsen ein, machte Don Quijote auf einer Schicht Heu ein Lager zurecht, und langsam und gelassen wie gewohnt, verfolgte er den Weg, den der Pfarrer vorschrieb; und nach Verlauf von sechs Tagen kamen sie in Don Quijotes Dorf, wo sie um Mittag einzogen. Es war gerade Sonntag, und die Einwohner standen alle auf dem Marktplatz umher, über welchen Don Quijotes Karren mitten hindurchfuhr. Alle liefen herbei und wollten sehen, was auf dem Karren war, und als sie ihren Landsmann erkannten, waren sie höchlich verwundert. Ein Junge lief eilends hin, um seiner Haushälterin und seiner Nichte anzusagen, daß ihr Ohm und Herr ankomme, abgemagert und bleich und auf einem Heubündel ausgestreckt und auf einem Ochsenkarren. Es war ein Jammer zu hören, wie die zwei guten Frauenzimmer ein Geschrei er-

huben, ſich vor den Kopf ſchlugen und wiederum Verwünſchungen gegen die verwünſchten Ritterbücher ausſtießen. Und das alles fing aufs neue an, als ſie Don Quijote ins Tor ſeines Hauſes einfahren ſahen.

Auf die Nachricht von ſeiner Ankunft eilte auch Sancho Panzas Frau herbei, die längſt erfahren hatte, ihr Mann ſei mit dem Ritter als deſſen Schildknappe fortgezogen; und ſowie ſie Sancho erblickte, war das erſte, was ſie fragte, ob es dem Eſel wohl gehe. Sancho antwortete, es gehe ihm beſſer als ſeinem Herrn.

Gott ſei Lob und Dank, ſprach ſie dagegen, der mir ſoviel Gnade erwieſen hat. Aber erzählt mir nun, mein Lieber, was für einen Gewinn habt Ihr aus Eurer Schildknapperei gezogen? Was für einen neuen Rock bringt Ihr mir mit? Was für Schühchen für Eure Kinder?

Nichts dergleichen bring' ich mit, mein Weib, verſetzte Sancho, wiewohl ich andere Sachen von größerer Wichtigkeit und Bedeutung mitbringe.

Das macht mir großes Vergnügen, entgegnete die Frau. Zeigt mir doch dieſe Sachen von größerer Bedeutung und Wichtigkeit, denn ich brenne darauf, ſie zu ſehen, damit ſich darob mein Herz erheitere, das alle die Jahrhunderte Eurer Abweſenheit hindurch traurig und mißvergnügt war.

Zu Hauſe will ich ſie Euch zeigen, Frau, ſprach Panza, und für jetzt ſeid vergnügt, denn wenn es Gott beliebt, daß wir noch einmal auf die Suche nach Abenteuern ausziehen, werdet Ihr mich bald als Grafen ſehen oder als Statthalter einer Inſul, und zwar nicht einer ſolchen Inſul, wie ſie da und dort herumliegen, ſondern der allerbeſten, die zu finden iſt.

Das gebe Gott, lieber Mann, denn wir haben's wahrlich nötig. Aber ſagt mir doch, was iſt das mit den Inſuln? Ich verſtehe es nicht.

Der Honig ist nicht da für Esels Maul, antwortete Sancho. Seinerzeit wirst du es schon erleben, Frau; ja, du wirst dich wundern, wenn du hörst, wie dich all deine Vasallen mit Euer Herrlichkeit anreden.

Was sagst du, Sancho, von Herrlichkeiten, Insuln und Vasallen? entgegnete Hanne Panza; denn so hieß Sanchos Frau, nicht als ob sie Verwandte gewesen wären, sondern weil es in der Mancha bräuchlich ist, daß die Frau den Zunamen des Mannes annimmt.

Steife dich doch nicht darauf, Hanne, daß du alles so eilig erfahren mußt; genug, daß ich dir die Wahrheit sage, und jetzt nähe dir den Mund zu. Ich kann dir nur so im Vorübergehen sagen, es gibt nichts Vergnüglicheres auf Erden, als wenn man ein angesehener Mann und Schildknappe eines fahrenden Ritters ist, der auf Abenteuer auszieht. Zwar wie man die Abenteuer findet, gehen sie zum meisten Teil nicht so nach Wunsch aus, wie der Mensch eben möchte, denn von hundert, auf die man stößt, pflegen neunundneunzig verkehrt und schief zu gehen. Ich weiß das aus Erfahrung, denn aus etlichen bin ich gewippt und aus anderen zerbläut davongekommen. Aber trotz alledem ist es was Hübsches, wenn man die Begebenheiten an sich herankommen läßt und dabei Waldgebirge durchwandert, Forsten durchsucht, Felsen besteigt, Burgen besucht, in Schenken frei nach Belieben herbergt, und der Pfennig, den man da bezahlt, den soll der Teufel holen!

Diese ganze Unterhaltung fand zwischen Sancho Panza und Hanne Panza, seiner Frau, statt, während die Haushälterin und die Nichte Don Quijotes ihn empfingen, ihn auszogen und ihn auf sein altväterisches Bett streckten. Er betrachtete sie mit verdrehten Augen und konnte es nicht fassen, an welchem Ort er sich befinde. Der Pfarrer trug der Nichte auf, die möglichste Sorge auf die Verpflegung ihres Oheims zu wenden und auf-

zupaſſen, daß er ihnen nicht nochmals entkomme; wobei er ihnen erzählte, was alles vonnöten geweſen, um ihn nach Hauſe zu bringen. Nun erhub ſich aufs neue das Jammergeſchrei der beiden gen Himmel; nun wurden die Verwünſchungen gegen die Ritterbücher wiederholt; nun flehten ſie zum Himmel, er wolle die Schreiber ſo vieler Lügen und Ungereimtheiten zum tiefſten Abgrund der Hölle verdammen. Und zum Ende wurden ſie von größter Beſtürzung und Angſt ergriffen, ſich vielleicht von ihrem Herrn und Oheim wieder verlaſſen zu ſehen, im nämlichen Augenblick, wo er einige Beſſerung verſpüren würde. Und in der Tat geſchah es ſo, wie ſie es ſich vorſtellten.

Allein der Verfaſſer dieſer Geſchichte, wiewohl er achtſam und befliſſen den Taten nachſpürte, die Don Quijote bei ſeiner dritten Ausfahrt vollbracht, konnte von derſelben keine Nachricht auffinden, wenigſtens nicht in beglaubigten Aufzeichnungen. Nur das Gerücht hat in den Erinnerungen der Mancha den Umſtand aufbewahrt, daß Don Quijote, als er zum drittenmal von daheim auszog, ſich nach Zaragoza verfügte und ſich dort bei einem weitberufenen Turnier einfand, welches in jener Stadt abgehalten wurde, und daß dort ſich manches zutrug, was ſeinem Heldenſinn und ſeinem verſtändigen Geiſte in würdiger Weiſe entſprach.

Auch über ſein Ende und Hinſcheiden hat der Verfaſſer keine Nachricht erlangen können und hätte nie eine erlangt noch etwas darüber erfahren, wenn nicht das günſtige Glück ihm einen alten Arzt zugeführt hätte, der eine bleierne Kiſte im Beſitz hatte, welche nach ſeiner Angabe ſich in den zerfallenen Grundmauern einer alten, in der Wiederherſtellung begriffenen Einſiedelei gefunden habe. In dieſer Kiſte hatte man Pergamentrollen entdeckt, ganz beſchrieben mit gotiſchen Buchſtaben. Es waren jedoch kaſtilianiſche Verſe, und dieſe ſchilderten viele von Don Quijotes Heldentaten und gaben Bericht über die

Schönheit der Dulcinea del Toboso, über Rosinantes Gestalt und Aussehen, über Sancho Panzas Treue und über das Grab Don Quijotes selbst, mit verschiedenen Grabschriften und Lobgedichten auf sein Leben und Treiben. Diejenigen Verse, die es möglich war zu lesen und ins Reine zu schreiben, sind die folgenden, die der glaubwürdige Verfasser dieser ganz neuen und nie erhörten Geschichte hierher setzt. Besagter Verfasser aber, zum Lohn der unermeßlichen Arbeit, die es ihn gekostet, alle geheimen Urkundengewölbe der Mancha zu untersuchen und zu durchforschen, um sotane Geschichten ans Licht zu ziehen, bittet die Leser um nichts weiter, als daß sie ihm dieselbe Glaubwürdigkeit zuerkennen wie alle verständigen Leute den Ritterbüchern, die in der Welt allgemein so hohe Gunst genießen. Damit wird er sich für wohl belohnt und zufriedengestellt erachten und sich ermutigt fühlen, noch andere Geschichten aufzusuchen und ans Licht zu ziehen, die, wenn auch nicht so wahr, wenigstens ebenso reich an Erfindungsgabe sein und ebensoviel Zeitvertreib bieten sollen.

Die ersten Worte, die auf dem in der bleiernen Kiste gefundenen Pergament geschrieben standen, waren diese:

Die Akademiker von Argamasilla,

einem Orte in der Mancha,

auf Leben und Tod des mannhaften

Don Quijote von der Mancha

HOC SCRIPSERUNT.

Der Schwarzaffe, Akademiker zu Argamasilla, auf die Grabstätte Don Quijotes.

Der hohle Fratz, der mehr mit Siegeszeichen
Als Jason Kreta einst, die Mancha schmückte;

Der ſelt'ne Geiſt, der kluge, der verrückte,
Schier einer Wetterfahne zu vergleichen;

Der Arm, der von Gaëta zu den Reichen
Katais' den Schild trug und das Schlachtſchwert zückte;
Der tollſte Muſenzögling, dem's je glückte,
Auf Erze ſeinen Ruhm herauszuſtreichen;

Der weit ließ hinter ſich die Amadiſe;
Dem, weil er nur für Lieb' und Ruhm entbrannte,
In Galaor verhaßt war das Gemeine;

Vor dem verſtummten ſelbſt die Belianiſe,
Der Held, der irrend ritt auf Roſinante,
Der liegt hier unter dieſem kalten Steine.

Vom Tellerlecker, Akademiker zu Argamaſilla, in laudem der Dulcinea del Toboſo.

Sonett.

Seht hier, das Antlitz ganz in Fett verſchwommen,
Läßt ſich hochbrüſtig, feurig von Gebaren,
Toboſos Kön'gin Dulcinee gewahren,
Für die der Held Quijote in Lieb entglommen.

Für ſie hat er das Schwarzgebirg' erklommen
Nordwärts und ſüdwärts, trieb den Feind zu Paaren
Im Felde von Montiel, zog in Gefahren
Bis Aranjuez, zu Fuß und ſchier verkommen

Durch Roſinantes Schuld. O Schickſal, bitter
Strafſt du die Mancha-Königin und dieſen
Fahrenden Ritter! Denn in jungen Jahren

Starb mit ihr ihre Schönheit, und der Ritter,
Obſchon auf Marmor ewiglich geprieſen,
Nie konnt' er ſich vor Lieb' und Täuſchung wahren.

Vom Grillenfänger, dem höchſt geiſtvollen Akademiker zu Argamaſilla, zum Preiſe Roſinantes, Schlachtroſſes des Helden Don Quijote von der Mancha.

Sonett.

Am Thron von Demant, wo auf blutig heißen
Fußſpuren Mars, der Wilde, ſiegreich waltet,
Hat der Manchaner Held tollkühn entfaltet
Sein Banner, läßt es ſtolz im Winde kreiſen.

Da hängt er auf die Rüſtung und das Eiſen,
Das ſcharfe, das zerſtückt, zerſtört, zerſpaltet:
Großtaten neuer Art! doch Kunſt geſtaltet
Dem neuen Paladin auch neue Weiſen.

Ruht Galliens Ruhm auf ſeinem größten Sohne,
Dem Amadis, durch deſſen Enkelkinder
Der Griechen Lande ſich mit Ruhm bedecken;

Quijoten reicht Bellonas Hof die Krone
Anitzt; die Mancha rühmt ſich ſein nicht minder
Als Griechenland und Gallien ihrer Recken.

Des Ruhm wird nie Vergeſſenheit beflecken,
Da Roſinante ſchon, der wenig wagte,
Den Brillador und Bayard überragte.

Vom Spötter, Argamaſillaniſchem Akademiker, auf Sancho Panza.

Sonett.

Schaut Sancho Panza hier, der Knappen Krone,
An Körper klein, doch Wunder! groß an Geiſte;
Ein Knappe frei von Witz, der allerfreiſte
Von jedem Falſch, ich ſchwör's beim höchſten Throne.

Faſt wär er Graf geworden, 's war nicht ohne,
Wenn ſich nicht gegen ihn verſchwur die feiſte
Gemeinheit und die Ränkeſucht, die dreiſte,
Zu boshaft, daß ſie nur ein Eſlein ſchone!

Auf dieſem Tier zog, mit Verlaub zu ſagen,
Der gute Knappe hinter jenem guten
Gaul Roſinante her und ſeinem Reiter.

O leere Hoffnungen, die Frucht nie tragen!
Ihr flieht vorüber, wo wir gerne ruhten,
Und werdet Schatten, Träume, Rauch — nichts weiter!

Vom Teufelsfratz, Akademiker zu Argamaſilla, auf Don Quijotes Grabſtätte.

Grabſchrift.

Hier tät man zur Ruhe legen
Einen Ritter wohlzerſchlagen,
Übelfahrend, den getragen
Roſinant' auf manchen Wegen.

Sancho Panza liegt daneben,
Dumm von Geiſt, grob von Gebärden,
Doch der Treuſte, den's auf Erden
Je im Knappendienſt gegeben.

Vom Kunterbunt, Akademiker zu Argamaſilla, auf das Grab Dulcineas del Toboſo.

Grabſchrift.

Hier ruht Dulcinea; loben
Mußte man die drallen Glieder;
Und doch warf der Tod ſie nieder,
Daß zu Aſche ſie zerſtoben.

Sie von chriſtlich reinem Stamme,
Tat, als ob ſie adlig wäre;
Sie war Held Quijotes Flamme,
Und des Dorfes Stolz und Ehre.

Dies waren die Verse, die noch zu lesen waren; die übrigen übergab man, weil die Schrift von Würmern zerfressen war, einem Akademiker, damit er sie mittels seiner gelahrten Konjekturen entziffern möchte. Man hat Kunde davon, daß er es mit Hilfe vieler durchwachten Nächte und großer Mühsal vollbracht hat, und daß er beabsichtigt, in Hoffnung einer dritten Ausfahrt Don Quijotes, sie ans Licht zu ziehen.

Forse altri canterà con miglior plettro.

Anmerkungen

S. 3. Die Stelle vom Rosenkranz lautete ursprünglich so: „Das allermeiste, was Amadís tat, war beten und sich Gott befehlen. Aber wie mache ich es mit dem Rosenkranz? Ich habe keinen. Da plötzlich fiel ihm ein, wie er sich einen Rosenkranz anfertigen könne; er riß nämlich einen großen Streifen aus dem Schoß des Hemdes, der herabhing, und knüpfte elf Knoten darein, dazu einen größer als die andern, und das diente ihm zum Rosenkranz alle die Zeit, die er dort war, während deren er eine Million Ave Marias betete." In der zweiten Madrider Ausgabe des Jahres 1605 ist die Stelle bereits so geändert, wie wir sie jetzt lesen. In der kurzen Zeit, die zwischen beiden Ausgaben lag, war die Inquisition darauf aufmerksam geworden, daß die ältere Fassung etwas Unehrerbietiges gegen den Rosenkranz enthalte oder zu enthalten scheine; die Änderung war also unerläßlich, und sie scheint das Werk des Druckers gewesen zu sein, da Cervantes damals sich — wie der Hof — in Valladolid befand. Die vier Nachdrücke des Jahres 1605 enthalten sämtlich noch die Stelle nach der ursprünglichen Fassung, woraus sich also ergibt, daß sie unverzüglich nach der ersten und vor der zweiten Ausgabe des Don Quijote gefertigt wurden. Braunfels besaß einen jener Nachdrucke (Lissabon bei Rodríguez), worin eine gottes- und inquisitionsfürchtige Seele die ganze Stelle durchstrichen und unleserlich gemacht hatte.

S. 21. Bellido Dolfos ist der Ritter, der den König Don Sancho II. von Kastilien bei der Belagerung von Zamora meuchlerisch erschlug (1072); ein Vorgang, der nebst dessen Folgen in zahlreichen Romanzen besungen wurde. Graf Julián war in der Volksdichtung der Vater jener Cava oder Florinda, welcher der letzte Gotenkönig Rodrigo Gewalt angetan haben soll, ein Frevel, zu dessen Bestrafung er, wie die Sage will, die Araber nach Spanien gerufen habe (vergl. zu S. 255).

S. 67. Der „berühmte Mohr Muzaraque" ist heute unbekannt. Vielleicht figurierte er in den Geschichten, die Cervantes aus seiner Jugendzeit in Erinnerung waren. Alcalá de Henares ist Cervantes' Vaterstadt.

S. 74. Tinacrio el Sabidor ist eine Figur des Romans vom Sonnenritter (Caballero del Febo); die übrigen Namen sind scherzhafte Erfindungen des Cervantes.

S. 91. Die Zigeuner trieben damals in Spanien den Pferdehandel und waren berüchtigt ob der Kniffe, mit denen sie schlechte Tiere für gute anzubringen verstanden. So legten sie den Eseln und Maultieren Quecksilber in die Ohren, um sie zu raschem Lauf zu treiben.

S. 93. Sancho ist so außer sich, daß er Worte und Sinn versetzt und verwirrt; denn das Sprichwort heißt:

Wer Gutes kann haben und Böses will,
Wird ihm Böses zuteil, so halt' er fein still.

S. 103. Don Cirongilio von Thrazien, ein Ritterroman von Bernardo de Vargas, Sevilla 1545 und 1547. Das Buch gehört zu den verrücktesten seiner Art. — Felixmarte ist schon oben bei dem Büchergericht in Kapitel 6 erwähnt. — Die Geschichte des großen Feldhauptmannes, nebst dem Leben des Diego García de Paredes ist seit 1580 mehrmals gedruckt worden. Der große Feldhauptmann ist einer der berühmtesten Feldherren Europas, † 1515, ebenso bekannt durch seine Siege über die Franzosen und seine zweimalige Eroberung des Königreichs Neapel wie durch den Undank, mit welchem ihn Ferdinand der Katholische belohnte. — Diego García de Paredes, † 1533, war ein kühner, abenteuerlicher Kriegsmann; er hat, wie der Pfarrer nachher erzählt, sein Leben selbst beschrieben.

S. 120. Des Neapolitaners Luigi Tansillo Gedicht Le lagrime di San Pietro ist 1585 in fünfzehn Gesängen erschienen. Es wurde auch in Spanien außerordentlich bewundert; die Strophe, die Cervantes hier übersetzt, ist die 4. des 5. Gesanges.

S. 121. Die Probe mit dem Becher steht bei Ariost (welchen Lotario als Italiener „unser Dichter" nennt), „Ras. Roland" XLII, 71 ff. und XLIII, 6—49. Rinald kommt zu einem Ritter, der bei der Tafel ihm einen Zauberbecher reicht und ihm sagt: wer daraus zu trinken vermöge, dessen Weib sei treu; sei sie aber untreu, so werde der Wein verschüttet und fließe ihm auf die Gewänder herab. Rinald lehnte es ab, den Versuch mit dem Becher zu machen, weil er dabei nichts gewinnen könne, wenn ihm seiner Gemahlin Treue bestätigt werde, wohl aber viel verlieren, wenn er das Gegenteil erfinde. Es ist der Hauswirt hierbei keineswegs „ein einfältiger Doktor", sondern ein Rittersmann. Es wird aber gleich darauf eine ähnliche, nur viel schlimmere

Geſchichte erzählt, XLIII, 72 ff., und bei dieſer kommt ein Doktor des Namens Anſelmo vor, der zwar gar nichts mit der Becherprobe zu tun hat, der aber nicht minder ſich einem Vorwitz hingibt, der ihm — auf andre Weiſe — zum böſen ausſchlägt.

S. 123 f. Die „neue Komödie", der die drei Redondillas entnommen ſind, iſt nicht bekannt; ebenſowenig der Dichter, dem die S. 133 zitierten Verſe angeblich entlehnt ſind.

S. 142 ff. Cervantes huldigt in ſeinen Liebesſonetten dem Modeſtil des ſog. Culteranismo, d. i. der ſpaniſchen Form des aus Italien importierten Petrarkismus, der den antithetiſchen und hyperboliſchen Ausdruck liebt und in geſuchten und gehäuften Bildern ſpricht. Er hat das erſte der Sonette ſpäter auch in einem ſeiner Luſtſpiele verwendet und damit den Wert bekundet, den er ihm beilegte.

S. 145. Dieſe „vier S" finden ſich im vierten Geſang, Stanze 14 der „Tränen der Angelika" von Barahona de Soto, welches Gedicht Cervantes oben in Kap. 6 (Band I, S. 60 u. 311) erwähnt hat. Sie heißen sabio, solo, solícito, secreto: weiſe (verſtändig), ausſchließlich, (allein der Geliebten huldigend), unabläſſig aufmerkſam, verſchwiegen und wurden in jener Zeit oft ſprichwörtlich angeführt und zum Teil auch auf andre Wörter gedeutet.

S. 175. Es iſt mit der Schlacht im Königreich Neapel wohl die Schlacht bei Cerignola gemeint (1503), in welcher der „große Feldhauptmann" Ferdinands des Katholiſchen (ſ. oben S. 103) die Franzoſen ſchlug. Doch war Lautrec damals noch nicht Führer der Franzoſen; er hat Fernández de Córdoba nie gegenübergeſtanden.

S. 200. Lela entſpricht dem ſpaniſchen Titel Señora. Der Eigenname Zoraida bedeutet als Appellativum: Leuchter.

S. 207. Ravelin iſt ein vor der Feſtung liegendes Werk, das eine ſchwächere Stelle derſelben deckt; Cavalier iſt eine Baſtion, die einen Teil der Hauptbefeſtigung, der Umwallung bildet, aber höher iſt als dieſe, um den Feind von oben herab beſchießen zu können.

S. 214 ff. Aleſſandria, vom Spott ſeit alter Zeit della paglia (das ſtroherne) genannt, Hauptfeſtung und größter Waffenplatz Norditaliens. — Die Stellung eines Fähnrichs war damals die des erſten Offiziers nach dem Hauptmann. Diego de Urbina aus Guadalajara zeichnete ſich in der berühmten Seeſchlacht bei Lepanto aus. Wieviel Cervantes, der ja ſelbſt bei Lepanto mitgefochten hatte und ſpäter (1575) in algeriſche Gefangenſchaft geraten war, von ſeinen

eigenen Erlebnissen in die Novelle vom Sklaven aus Algier hineinverwoben hat, ist nicht mehr sicher zu erkennen. Die Ereignisse der Kämpfe mit den Türken von der Schlacht bei Lepanto (1571) bis zur Einnahme von Goleta (1575) bilden den weltgeschichtlichen Rahmen der ersten Erlebnisse des Sklaven.

S. 216. Uludsch-Alí aus arabischem Uludschí = christlicher Renegat in maurischem Dienst und Alí, was Eigenname ist. — Auch der Beiname Fartach (S. 223) ist nicht türkisch, sondern arabisch; firtás = grindig, kahl, zornmütig.

S. 217. Juan Andrés = Giovanni Andrea Doria, Neffe des berühmten genuesischen Seehelden, von den Schriftstellern jener Zeit (wie auch in Schillers Fiesko) Gianettino Doria genannt.

Chaireddin oder Chereddin der Rotbart (Barbarossa), der kühnste Seeheld der Türken. Nach dem Tode seines Bruders Morruch wurde er Beherrscher von Algier und bemächtigte sich der Regentschaft Tunis, welche sodann Kaiser Karl V. auf seinem bekannten Kriegszuge 1535 eroberte. Barbarossas Sohn Hassán Bey erhielt nach ihm die Herrschaft über Algier; und dessen Sohn Mohammed Bey war der Schiffshauptmann, der hier erwähnt wird.

S. 223. Das „Klosterpfäfflein": Im Text steht el Fratin, ein italienisches Wort, spanisch fratino, das Mönchlein oder Pfäfflein, mit welchem Spitznamen man den Kriegsbaumeister Giovanni Palearo, auch Paleazzo, zu bezeichnen pflegte. Er war, wie damals die meisten Ingenieure in spanischen Diensten, Italiener.

S. 224. Agá ist der türkische Titel eines Janitscharenkommandanten. — Hassán Agá war der König von Algier, dessen Sklave einst Cervantes selbst gewesen war, der im folgenden die Lebensumstände der algerischen Cautivos nach eigener Erfahrung schildert.

S. 226. Im Spanischen: llamado tal de Saavedra, wörtlich: er hieß so und so von Saavedra; den Vornamen also hat der Maurensklave angeblich vergessen. Cervantes meint hier sich selbst, und nachdem er bisher in die Geschichte des Sklaven manches aus seiner eigenen eingeflochten, unterscheidet er von jetzt an deutlich zwischen beiden.

S. 227. Die Geschichte mit dem Rohrstab und der schönen Maurentochter kommt auch in dem bekanntesten von Cervantes' Lustspielen vor, das den Titel los Baños de Argel (die Sklavenkerker in Algier) führt, und an dessen Schluß ausdrücklich die Wahrheit der Erzählung betont wird.

S. 229. Der Hadschí (Mekka-Pilger) Murad, bei Cervantes Agí Morato, ein Renegat aus Slavonien, war zur Zeit des Cervantes einer der angesehensten Persönlichkeiten in Algier. Pata (Al-Batha) war eine wichtige Grenzfestung des Landes, nicht weit von Orán gelegen.

S. 248. Bagarinos sind die freien Ruderknechte, im Gegensatze zu den Rudersklaven. — Arráez = Schiffshauptmann.

S. 255. Halbwegs zwischen Algier und der westlich gelegenen kleinen Seestadt Dschirgeli (die Cervantes oben S. 239 Sargel nennt) liegt am Meer ein ruinengekrönter Hügel, den die Einheimischen Kober-Rumia, Kaba-Rumia nennen, was wohl als „Königsgrab" zu deuten ist: das Grabdenkmal alter mauretanischer Könige. — Die spätere Interpretation zerlegte, wie die Worte des Cervantes zeigen, den Ortsnamen Kaba-Rumia volksetymologisch in die beiden arabischen Wörter Caba (Weib) und Rumia (Christin) und verband den Ort so mit der Nationalsage. Nach dieser, die ihren Ausdruck vielfach in Romanzen gefunden hat, erblickte einst Don Rodrigo, der letzte der westgotischen Könige Spaniens, die schöne Tochter des Grafen Julián, Befehlshabers der afrikanischen Küste, als sie im Tajo badete, und befriedigte seine rasch entflammte Liebe mit roher Gewalttat. Darauf hin rief der Graf Julián die Araber aus Afrika nach Spanien herüber, und diese vernichteten das gotische Reich in der Schlacht bei Jerez de la Frontera 711. Die Tochter des Grafen Julián wird in den Romanzen bald Florinda, bald la Cava genannt. Noch heute zeigt man zu Toledo „das Bad der Cava" am Tajo (vergl. zu S. 21).

S. 263. Die beständigen Raubzüge, welche Schiffe aus der Berberei an den spanischen Küsten vornahmen, nötigten zur Anlegung von Warttürmen und zur Einrichtung einer Miliz, welche für die Sicherheit der Dörfer und Städte am Meeresstrand zu sorgen hatte. Es waren dies die „Strandreiter", die so lange bestanden, bis unter König Karl III. Verträge mit den nordafrikanischen Raubstaaten der unaufhörlichen Besorgnis vor den Piraten ein Ende machten.

S. 277. Palinurus ist der Steuermann des Äneas bei Virgil.

S. 284. Der Sonnengott Apollo verfolgte Daphne; es geschah dies in der thessalischen Ebene, aber auch zugleich an den Ufern des Peneus, denn der Peneus fließt in Thessalien. Don Quijote hätte also nicht zu zweifeln brauchen.

S. 308 f. Diese Geschichte wird von Ariost im „Rasenden Roland", Gesang 27, ausführlichst erzählt. Auf Geheiß Gottes, der dem in Paris

belagerten Kaiser Karl damit helfen will, schickt der Erzengel Michael die Göttin der Zwietracht in das Lager des heidnischen Königs Agramant, um dessen Ritter und Helden untereinander zu entzweien und in scheinbar unlöslichen Wirrwarr zu bringen: Es kämpft Mandricardo mit Gradasso um den Besitz des Schwertes Durindana, Rodomonte mit Rüdiger und Sacripante um das Roß Frontino oder Frontalatte, Rüdiger mit Mandricardo um den Schild mit dem Zeichen des weißen Adlers u. s. f. Zuletzt aber gelingt es den Mahnungen des Königs Agramant und der Klugheit des Königs Sobrino, die Eintracht notdürftig wieder herzustellen.

S. 330. Es läßt sich aus der Erwähnung der Novelle von Rinconete und Cortadillo folgern, daß Cervantes anfänglich die Absicht hatte, auch diese Novelle in den Don Quijote einzuschieben. Indessen ist sie erst 1613 in den Novelas ejemplares von ihm veröffentlicht worden. Sie enthält eine meisterhafte Schilderung des Lebens der Gauner und Diebe in Sevilla.

S. 332. Summa, summula, eine Sammlung von Lehrsätzen, namentlich auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie, soviel wie unser „Kompendium". Im Jahre 1557 veröffentlichte der Theologe Gaspar Cardillo de Villalpando seine Summa summularum, (das Kompendium der Kompendien), und die Hochschule zu Alcalá erließ die Vorschrift, daß nur nach diesem Buche gelehrt werden dürfe.

S. 339. Zu den Beispielen aus der alten Geschichte: Sinon, ein Grieche, der die Trojaner veranlaßte, das hölzerne Pferd in die Stadt zu ziehen. — Nisus und Eurhalus, die in Virgils Äneide um ihrer Freundschaft willen hoch gefeierten Jünglinge. — Als die Bewohner Babylons sich gegen Darius empört hatten, wollte Zopyrus die schwer zu bezwingende Stadt dem Könige wiedergewinnen. Er schnitt sich Nase und Ohren ab, ging in die Stadt und gab vor, er sei auf Befehl des Königs so mißhandelt worden und wolle sich dafür rächen. Auf solche Weise schlich er sich in das Vertrauen der Babylonier ein. Sie übertrugen ihm zuletzt den Oberbefehl, so daß es ihm leicht ward, die Stadt den Persern zu überliefern. Also erzählt Herodot III, 153 ff.

S. 341. Der Schneider von Cantillo oder Campillo (sastre del Cantillo, del Campillo), „der die Näharbeit tut und den Faden liefert", ist schon vor Cervantes im spanischen Sprichwort vorhanden.

S. 342. Die Trauerspiele Isabela, Phyllis und Alexandra

sind von Lupercio Leonardo de Argensola († 1613). Sie waren lange Zeit verschollen; die Phyllis ist es bis jetzt noch, und die andern zwei, die Isabela und die Alexandra, sind erst im Jahre 1772 gedruckt worden. Beide verdienen keineswegs das Lob, das ihnen Cervantes in kurzsichtiger Freundschaft spendet; es sind Stücke ganz ohne die dramatische Kunst, die der Domherr ihnen nachrühmt, mit wenig Poesie und zahlreichen Greueln ausgestattet.

„Für Undank Rache" (La Ingratitud vengada) ist ein Stück Lopes de Vega. Obschon eines seiner früheren, ist es erst 1620 im vierzehnten Teile von Lopes Komödien gedruckt worden. Es ist bemerkenswert, daß Cervantes hier, wo er gegen Lopes de Vega dramatische Schule polemisiert, erst ein Stück des nämlichen Lope mit Lob hervorhebt. S. 345 f. schließt er diesen dramatischen Exkurs mit einem neuen Preise dessen, den er „einen der reichbegabtesten Geister dieser Lande" (un felicísimo ingenio destos reinos) nennt. — Die Numancia, ein Trauerspiel von Cervantes, für das er selbst keinen Verleger finden konnte oder wollte, und das erst 1784 gedruckt wurde. Es ist ein Stück voll poetischer Stellen, aber es ist so seltsam aufgebaut und ausgeführt, als ob Cervantes, im Gegensatz zu dem, was er von seinem Sachverständnis meint und sagt, durchaus keinen richtigen Begriff vom Wesen und den Erfordernissen eines eigentlichen Dramas gehabt hätte. — El Mercader amante, eine Komödie des Valencianischen Dichters Gaspar de Aguilar († um 1624), die nicht mit Unrecht hier gelobt wird. — La Enemiga favorable, von dem Domherrn Tárrega († um 1617), einem tüchtigen Meister der Valencianischen Schule.

S. 356. Viriatus rief die Spanier zur Empörung gegen die Römer, denen er von 149 bis 140 v. Chr. zu widerstehen wußte. — Der Graf Fernán González ist der vom Epos verherrlichte Begründer des Königreichs Kastilien, das er großenteils den Mauren abgewann (10. Jahrhundert). — Vom „großen Feldhauptmann" Gonzalo Fernández und von Diego García de Paredes war schon oben die Rede (zu Seite 103). — García-Pérez (verkürzt aus García Pérez) de Vargas, ein berühmter, von den Mauren gefürchteter Held unter dem heiligen Ferdinand, dem Eroberer von Sevilla (1248). Er soll nach den Geschichtschreibern nicht aus Jerez, wie Cervantes hier sagt, sondern aus Toledo gewesen sein. — Man weiß nicht, welcher Garcilaso hier gemeint ist, da es verschiedene Helden dieses Namens gab. — Manuel de León lebte in der Zeit von Ferdinand und Isabella und war be-

rühmt ob seiner Kühnheit. Man berichtet von ihm eine ähnliche Geschichte wie die von Schiller im „Handschuh" erzählte.

S. 357. Die zur altfranzösischen Karlsepik gehörende Chanson de geste vom sarazenischen Riesen Fierabras, vom Sturm auf Brücke und Stadt Mautrible und von der Liebe der Floripas zu Gui de Bourgogne war von den Spaniern übernommen und bearbeitet worden. Calderon hat später den Stoff für sein Drama La Puente de Mantible benutzt.

S. 358. Guerino il meschino (= der vom Unglück Verfolgte) ist der Titel eines italienischen Prosaromans aus der Zeit von 1400, der die Welt der Karlssage in die buntesten Abenteuer überführt. Es ist noch heute ein Volksbuch Italiens. — Die Dueña Quintañona, die nach der hier I. S. 308 angezogenen Romanze Lanzelot den Wein schenkte, war die Gelegenheitsmacherin zwischen Lanzelot und der Königin Ginevra.

S. 358 f. Der Kastilianer Juan de Merlo, den Cervantes einen Lusitanier nennt, weil seine Familie aus Portugal stammte, lebte unter dem kastilischen König Johann II. (1407—1454), in der Zeit, wo das Rittertum seine letzten Blüten und die seltsamsten Auswüchse trieb. Damals waren die Rittergeschichten das Evangelium der Leser und Hörer, und viele suchten mit ihren Taten die läppische Dichtung ins wirkliche Leben überzuführen. Zu diesen für ein zweckloses Ideal begeisterten Männern gehörte Juan de Merlo. Er hatte, wie damals üblich, einen Spruch, natürlich zu Ehren der Frauen, aufgestellt (dergleichen anmaßliche Aufstellungen nannte man empresa, d. i. Devise, Wahlspruch mit Sinnbild) und zog im Jahre 1433 ins Ausland, um seine Devise gegen alle und jeden zu verfechten. In dieser Absicht kam er nach Arras an den Hof Philipps des Guten von Burgund, forderte dort den Ritter Peter von Beauffremont und erfocht in Gegenwart des Herzogs den Sieg für seine Devise. Zu demselben Zweck focht er dann in Basel gegen Heinrich von „Remestan" (wie im Spanischen steht), dessen Name in Wirklichkeit Rabenstein lautete, und besiegte ihn angesichts der vom Rate der Stadt ernannten Kampfrichter. — Pedro Barba und Gutierre Quejada sind zwei Ritter, welche ebenfalls unter der Regierung Johanns II. nach Burgund an den Hof Herzog Philipps zogen, um ihre Devisen gegen zwei tapfere Ritter, die Söhne des Grafen von Saint-Paul, zu verteidigen, denen sie zu diesem Zwecke eine Forderung gesendet hatten, die auch angenommen wurde. Da Pedro

Barba krank geworden, kam Gutierre Quejada allein im Jahre 1455 nach Saint-Omer an den burgundiſchen Hof, focht ſeinen Strauß gegen den einen der Ritter aus und beſtand ſiegreich. — Fernando de Guevara zog 1436 nach Wien, um ſeine Deviſe zu verfechten, und kämpfte dort mit dem württembergiſchen Ritter Georg von Feuerbach in Gegenwart des Herzogs Albrecht von Öſterreich. — Mit dem Waffengang (dem paso honroso) des Suero de Quiñones verhält es ſich folgendermaßen: Am Neujahrstag 1434 erſchien vor dem Könige Johann II. und ſeinem Hofe der Ritter Suero de Quiñones, Sohn eines der vornehmſten Herren des Landes, mit neun andern Rittern, ſämtlich in weißer Rüſtung, unter Vortritt eines Herolds, welcher eine Bittſchrift verlas. In derſelben erklärte Suero, er ſei ſchon lange in den Banden einer Dame, und zu deſſen Zeugnis trage er jeden Donnerstag einen eiſernen Ring um den Hals; jetzt aber habe er im Namen des Apoſtels Jakob den Entſchluß gefaßt, ſich aus dieſen Banden zu löſen, und die Löſung ſollte dadurch erzielt werden, daß er und ſeine neun Begleiter mit jedem Ritter oder Edelmann, der ſich einſtellte, kämpfen, und ſo im ganzen dreihundert Lanzen brechen wollten. Zu dieſen dreihundert ſeien nur die zu zählen, bei denen Blut fließe. Das ſolle geſchehen fünfzehn Tage vor und fünfzehn Tage nach Sankt Jakobstag, und zwar vor der Brücke von Orbigo auf der Straße nach Compoſtela. Jeder Ritter oder Edelmann würde dort die erforderlichen Rüſtungsſtücke und Waffen vorfinden. Der König erteilte ſeine Genehmigung hierzu, worauf Suero die Bedingungen des Kampfes in zweiundzwanzig Artikeln verleſen ließ. Der Wappenkönig von Kaſtilien zog nun in allen Städten des Landes umher („auf Koſten des Ritters", ſagt die alte Urkunde) und forderte männiglich zur Beteiligung an dem Kampfe vor der erwähnten Brücke auf. Dort waren Gerüſte, Schranken, Sitze, eine Bühne für die Richter und Tiſche für die Schreiber errichtet. Der König ſelbſt hatte die Kampfrichter ernannt und ſeinen Notar Pero Rodriguez Delena mit der Abfaſſung des Protokolls beauftragt; dieſes iſt uns in einem ſehr vollſtändigen Auszuge von Juan de Pineda erhalten. Zu dem großartigen Kampfe, der mehr Ernſt als Spiel war, fanden ſich viele ſpaniſche und fremdländiſche Ritter ein, unter ihnen auch ein Deutſcher, „Arnold de la Floreſta Vermeja (Rotenhan?) aus der Markgrafſchaft Brandenburg"; jeden Tag wurden von Suero und ſeinen neun Genoſſen gegen die Angreifer Lanzen gebrochen. Manche Ritter von beiden Seiten, darunter Suero ſelbſt, wurden verwundet; einer der Angreifer

verlor sogar im Lanzenstechen das Leben. Selbstverständlich wurde dabei jeden Tag Gottesdienst gehalten und Messe gelesen. Nachdem die dreißig Tage um waren, obschon die Zahl der gebrochenen Lanzen noch nicht dreihundert erreichte, geboten die Kampfrichter, den Ritter von seinem eisernen Halsbande zu lösen. Dies ist der Paso honroso, zu deutsch der ehrenvolle (oder ehrenbringende) Waffengang vor der Brücke von Orbigo, der noch heute in Spanien unvergessen ist. — Der edle Herr Luis de Falces aus Navarra kam 1428 mit seiner Devise auf dem Schild nach Valladolid an den Hof; Don Gonzalo de Guzmán berührte den aufgehängten Schild des Falces, zum Zeichen daß er den Kampf annehme, welcher auch auf Geheiß des Königs stattfand. Gonzalo trug den Vorteil davon.

S. 361 ff. Die ganze Mär von dem Pechsee und dem verwegenen Ritter ist einer Stelle im Amadis von Griechenland nachgeahmt, doch mit Absicht ins Ungeheuerliche übertrieben.

S. 373. Die Haudegen Gante und Luna sind uns unbekannt.

S. 394. Der italienische Vers, mit dem Cervantes am Schlusse des zweiten Bandes auf die künftige Erzählung einer dritten Ausfahrt seines Helden hinweist, ist Ariosts „Ras. Roland“ XXX, 16 entnommen. Er lautet in der Übersetzung von Gries:

Das singt ein andrer wohl in besserem Tone.

Aus dem Verlag von

Karl J. Trübner in Strassburg

mdccccv

Durch die meisten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Soeben erschien:

Der ſinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha

von Miguel de Cervantes Saavedra.

Ueberſetzt, eingeleitet und mit
Erläuterungen verſehen von
Ludwig Braunfels.

Neue revidierte Jubiläumsausgabe

Erſter Band (Des erſten Teiles erſte Hälfte). 8°. XLI, 318 S. 1905.

Zweiter Band (Des erſten Teiles zweite Hälfte). 8°. VI, 406 S. 1905.

Preis jedes Bandes geheftet M. 2.50, in Leinwand gebunden M. 3.50.

Urteile der Presse:

„... So war es denn ein vortrefflicher Gedanke, gerade dieser ausgezeichneten Übersetzer-Arbeit ein fröhliches Auferstehen in verjüngter und verbesserter Gestalt zu schaffen. Heute liegt von dieser neuen revidierten Jubiläumsausgabe ein schöner erster Band von rund 300 Seiten in Quartformat vor, der in gutem Druck und würdiger Ausstattung des ersten Teiles erste Hälfte bringt. Drei gleich starke Bände werden bis Herbst nachfolgen; der Preis ist ein sehr bescheidener, was hoffentlich das Seine zu einer weiten Verbreitung der Ausgabe beiträgt.

Mit dieser Neuausgabe ist keines Geringeren Namen verbunden als der Prof. Heinrich Morfs in Frankfurt a. M. .... Man darf sich aufrichtig freuen, daß eine so feine, taktvolle Hand über dieser Revision gewaltet hat, zugleich die Hand eines anerkannten Fachmanns, dem man sich überall sicher und vertrauensvoll überlassen kann.

Prof. Morf schätzt die Arbeit, die Braunfels geleistet hat, hoch ein. Er schreibt: „Diese Übertragung des Don Quijote ist eine sehr sorgfältige und kundige und auch eine sehr kunstvolle Arbeit .... Braunfels steht als Don Quijote-Übersetzer weit über allen deutschen Vorgängern in seiner Verbindung von kenntnisreicher Sorgfalt und künstlerischem Nachempfinden. Er allein hat uns eine im Wortsinn und Ton treue Umschrift geliefert. Sie verdient es wohl, im Jubiläumsjahr des Originals zu neuem Leben erweckt zu werden."

Neue Züricher Zeitung, Erste Beilage zu Nr. 159 vom 9. Juni 1905.

Geschichte

der

spanischen Literatur

von

Philipp August Becker,

o. Professor an der Universität Budapest.

Kl. 8°. VII, 151 S. 1904. Geh. *M.* 2.—, in Leinwand geb. *M.* 2.50.

Inhalt: I. Mittelalter. — II. Fünfzehntes Jahrhundert. — III. Sechzehntes Jahrhundert: Poesie. — IV. Sechzehntes Jahrhundert: Prosa. — V. Cervantes. — VI. Lope de Vega. — VII. Schauspiel nach Lope. — VIII. Übrige Literatur des XVII. Jahrhunderts. — IX. Achtzehntes Jahrhundert. — X. Neunzehntes Jahrhundert. — Namenverzeichnis.

„Demjenigen, der sich rasch und ohne Mühe, aber doch gründlich über die wichtigsten Erscheinungen der spanischen Literaturgeschichte orientieren will, sei das vorliegende Büchlein bestens empfohlen. Es gibt, wie dies bei dem bescheidenen Umfang nicht anders möglich ist, nur Tatsachen und verzichtet auf gelehrte Konjekturen, Exkurse und Anmerkungen. Populäre Ausdrucksweise, lebhafte Darstellung und gelungene Gruppierung des Stoffes sind seine Vorzüge. Den Fachmann wird allerdings die allzu ausführliche Behandlung der neueren Literatur gegenüber der älteren befremden, doch wollte der Verfasser hierin wohl dem Interesse weiterer Kreise Rechnung tragen, welche in der Poesie die Gegenwart über die Vergangenheit stellen. Vermissen wird man dagegen ein historisches Kapitel über die äußere und kulturelle Entwicklung Spaniens, dessen Schrifttum mit der Geschichte in engerem Zusammenhang steht als die irgend eines anderen Landes. Auf Literaturangaben hat der Verfasser vollkommen verzichtet. Als ein Schritt, eine gelehrte Materie breiten Schichten des Volkes zugänglich zu machen, ist Beckers Arbeit jedenfalls mit Sympathien zu begrüßen.“ W. v. W.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 181.

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER IN STRASSBURG.

Die Renaissance

Historische Szenen

vom

Grafen Gobineau.

Deutsch von Ludwig Schemann.

Neue durchgesehene und verbesserte Ausgabe.

Drittes und viertes Tausend.

8°. XXXVII, 361 S. 1904.

Preis broschiert ℳ 5.—, in gediegenem Leinenband, oberer Schnitt vergoldet ℳ 6.50, in eleg. Halbfranzband ℳ 8.—.

Die einstimmige Aufnahme, die das Renaissancewerk Gobineaus in der gesamten literarischen Öffentlichkeit unseres Vaterlandes gefunden, tönt am besten aus den Worten des *Literarischen Zentralblattes* wider:

> „Über dieses Buch sind die Akten wohl bereits geschlossen. Sein Ruhm steht fest und wird nie wieder vergehen. Nicht nur ein künstlerisches, nein, ein historisches Meisterwerk ist die Renaissance."

Über die neue Trübnersche Ausgabe urteilt die *Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart:*

> „Diese neue schöne Ausgabe der herrlichen Schöpfung ist mit Freuden zu begrüßen. Die Renaissance hat nun auch das ihrem Geist und Kunstwert entsprechende aristokratische Gewand erhalten."

Aus Dichtung und Sprache der Romanen.

Vorträge und Skizzen

von

Heinrich Morf.

8°. XI, 540 S. 1903. Geheftet M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 7.—.

Inhalt: Vom Rolandslied zum Orlando furioso. — Kaiser Karls Pilgerfahrt. — Die sieben Infanten von Lara. — Aus der Geschichte des französischen Dramas. — Spielmannsgeschichten. — Die Bibliothek Petrarca's. — Molière. — Bouhours. — Drei Vorposten der französischen Aufklärung (St. Evremond, Bayle, Fontenelle). — Die Cäsartragödien Voltaire's und Shakespeare's. — Voltaire und Bossuet als Universalhistoriker. — Zwei sonderbare Heilige. — Denis Diderot. — Wie Voltaire Rousseaus Feind geworden ist. — Der Verfasser von «Paul et Virginie». — Madame de Staël. — Ein Sprachenstreit in der rätischen Schweiz. — Frederi Mistral, der Dichter der Mirèio. — Zum Gedächtnis: I. Ludwig Tobler (1827—95). II. Jakob Baechtold (1848—97). III. Gaston Paris (1839—1903).

„Zerstreute Aufsätze und Gelegenheitsarbeiten zu einem Sammelband vereinigen und neu veröffentlichen, das ist bei der Mehrzahl der literarischen Produzenten ein nutzloser Akt der Eitelkeit und ein buchhändlerischer Unfug; bei einem Gelehrten und Künstler wie Heinrich Morf ist es ein gutes Recht und selbst eine Pflicht. M. hat seine Auswahl mit strenger Enthaltsamkeit getroffen: unter den 21 „Vorträgen und Skizzen", deren Entstehung sich auf einen Zeitraum von etwa 20 Jahren verteilt, findet sich kein einziges unbedeutendes Stück, kein Blättchen, das man missen möchte. Immer und überall werden die Erscheinungen, mit denen sich der einzelne Essay beschäftigt, in ihren großen genetischen Zusammenhang hineingestellt, immer erhebt sich der flügelstarke Geist des Verf's zu den klaren Höhen historischer Fernsicht, und dort sucht er sich jedesmal diejenige Perspektive, die den Dimensionen seines Gegenstandes und der Sehkraft seines Publikums am besten entspricht. Klarheit und Maß, eine geradezu hellenische σωφροσύνη, das ist die hohe und vornehmste Tugend, die über diesen Vorträgen waltet und sie im besten Sinne des Wortes populär macht. Diese Tugend aber hat man nicht ohne eine tiefe ästhetische Veranlagung. Darum ist M. ein Meister der Form. Nichts Blendendes, nichts Berauschendes noch Gefallsüchtiges liegt in seinem Stil; er ist schmiegsam und behende in der Schilderung fremden Wesens, knapp und bestimmt in der Darlegung des Tatsächlichen, voll Kraft und Wärme beim Ausdruck des eigenen Gefühls, sorgfältig und durchsichtig aber in jeder Zeile. Es ist eine Freude, den Band in einem Zuge weg zu lesen. Und welche Fülle romanischen Geisteslebens eröffnet sich! . . . .

Jeder gebildete Deutsche, dem eine verständnisvolle und sympathische Fühlung mit dem Geiste unserer lateinischen Brüder am Herzen liegt, wird gewiß an dem Buch seine Freude haben."

Literarisches Zentralblatt 1904. Nr. 4.

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER IN STRASSBURG.

Geschichte
der neuern
französischen Litteratur
(XVI.—XIX. Jahrhundert).

Ein Handbuch

von

Heinrich Morf.

Erstes Buch: Das Zeitalter der Renaissance.
8°. X, 246 S. 1898. Geheftet M. 2.50, in Leinwand gebunden M. 3.—

Inhalt: Einleitung: Mittelalterliche und humanistische Weltanschauung. — I. Kapitel: Am Ausgang des Mittelalters. (Die Zeit Ludwigs XII., 1498—1515). — II. Kapitel: Die Anfänge der Renaissancelitteratur. (Die Zeit Franz' I., 1515—1548). Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. — III. Kapitel: Höhezeit und Niedergang der Renaissancelitteratur. (Die Zeit der letzten Valois und Heinrichs IV., 1547—1610.) Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. — Bibliographische Anmerkungen.

Zweites Buch: Das Zeitalter des Klassizismus.

Unter der Presse.

Der III. Band wird die Literatur der Aufklärungszeit, der IV. Band die Literatur des XIX. Jahrhunderts schildern.

„Wer diesen ersten Band gelesen, wird das Erscheinen der folgenden mit Ungeduld erwarten. Die Erzählung der litterarischen Geschehnisse schreitet rasch vorwärts und ist fesselnd geschrieben. Die litterarischen Persönlichkeiten treten lebenswahr und plastisch hervor. Einige Beschreibungen kann man geradezu Kabinetstückchen nennen. Morf besitzt überhaupt die Gabe der prägnanten Charakterisierung. Ein paar Worte genügen ihm, um ein lebensvolles Bild hervorzuzaubern. . . .

Morfs Litteraturgeschichte ist eine ganz hervorragende Leistung. Wenn sich die folgenden Bände — wie es übrigens zu erwarten ist — auf der Höhe des ersten halten, werden wir in dieser französischen Litteraturgeschichte ein Werk begrüssen können, das sich der italienischen Litteraturgeschichte Gaspary's ebenbürtig an die Seite stellen wird. . ."

Beilage zur „Allgemein. Zeitung" 1899. Nr. 10.

Grundriss der romanischen Philologie

unter Mitwirkung von

G. Baist, Th. Braga, H. Bresslau, T. Casini, J. Cornu, C. Decurtins, W. Deecke †, Th. Gartner, M. Gaster, G. Gerland, F. Kluge, Gust. Meyer †, W. Meyer-Lübke, C. Michaëlis de Vasconcellos, A. Morel-Fatio, Fr. d'Ovidio, J. Saroïhandy, A. Schultz, W. Schum †, Ch. Seybold, E. Stengel, A. Stimming, H. Suchier, H. Tiktin, A. Tobler, W. Windelband, E. Windisch

herausgegeben von

GUSTAV GRÖBER,

o. ö. Professor der romanischen Philologie an der Universität Strassburg.

I. Band. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Lex.-8°. ca. 66 Bogen mit 4 Tafeln und 13 Karten. 1905.
Broschiert ca. ℳ 17.—; in Halbfranz geb. ca. ℳ 20.—.
[Erscheint vollständig im Juni 1905.]

II. Band. 1. Abteilung. Lex.-8°. VIII, 1286 S. 1902.
Broschiert ℳ 20.—; in Halbfranz geb. ℳ 23.—.

II. Band. 2. Abteilung. Lex.-8°. VIII, 496 S. 1897.
Broschiert ℳ 8.—; in Halbfranz geb. ℳ 10.—.

II. Band. 3. Abteilung. Lex.-8°. VIII, 603 S. 1901.
Broschiert ℳ 10.—; in Halbfranz geb. ℳ 12.—.

Von den drei Abteilungen des II. Bandes ist eine neue Auflage ***nicht*** *in Aussicht genommen.*

Inhalt des Werkes:

I. Bd.
- I. EINFÜHRUNG IN DIE ROMANISCHE PHILOLOGIE.
  - Geschichte der romanischen Philologie.
  - Ihre Aufgabe und Gliederung.
- II. ANLEITUNG ZUR PHILOLOGISCHEN FORSCHUNG.
  - Die Quellen der romanischen Philologie.
  - Die Behandlung der Quellen.
- III. DARSTELLUNG DER ROMAN. PHILOLOGIE.
  - Romanische Sprachwissenschaft.
    - a) Die vorromanischen Volkssprachen der romanischen Länder.
    - b) Die romanischen Sprachen.

II. Bd. 1. Abt.
- Lehre von der romanischen Sprachkunst.
- Litteraturgeschichte der romanischen Völker.
  - Die latein. Litteratur. — Die französ. Litteratur.

II. Bd. 2. Abt.
- Die provençalische Litteratur. — Die catalanische Litteratur. — Die portugiesische Litteratur. — Die spanische Litteratur.
- Die italienische Litteratur. — Die rätoromanische Litteratur. — Die rumänische Litteratur.

II. Bd. 3. Abt.
- IV. GRENZWISSENSCHAFTEN.
  - Geschichte der romanischen Völker.
  - Culturgeschichte der romanischen Völker.
  - Kunstgeschichte der romanischen Völker.
  - Die Wissenschaften in den roman. Ländern.

NAMEN-, SACH- UND WORTERVERZEICHNIS:
am Schluß jedes Bandes.

Sonderabdrücke aus der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage des I. Bandes von „Gröbers Grundriss der romanischen Philologie“:

Geschichte und Aufgabe der romanischen Philologie von G. Gröber. Lex. 8°. 202 Seiten. 1904. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Quellen und Methodik der romanischen Philologie von W. Schum, H. Bresslau, G. Gröber und A. Tobler. Mit 4 Tafeln. Lex. 8°. 164 Seiten. 1904. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Die vorromanischen Volkssprachen der romanischen Länder von E. Windisch, G. Gerland, W. Meyer-Lübke, Friedr. Kluge, Chr. Seybold und Kr. Sandfeld Jensen. Lex. 8°. 164 Seiten. 1905. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Einteilung und äussere Geschichte der romanischen Sprachen von G. Gröber. Mit einer Karte. Lex. 8°. 29 Seiten. 1905. M. 1.20.

Grammatik der rumänischen Sprache von H. Tiktin. Lex. 8°. 44 Seiten. 1905. M. 1.—.

Grammatik der rätoromanischen Mundarten von Th. Gartner. Lex. 8°. 29 Seiten. 1905. M. —.80.

Grammatik der italienischen Sprache von Francesco D'Ovidio und Wilhelm Meyer-Lübke. Neubearbeitet von Wilhelm Meyer-Lübke. Lex. 8. 75 Seiten. 1905. Geheftet M. 1.60, gebunden M. 2.50.

Gleichzeitig mit der 4. (Schluss-) Lieferung des Grundrisses werden ausgegeben:

Grammatik der französischen und provenzalischen Sprache und ihrer Mundarten von Hermann Suchier. Mit 12 Karten. Lex. 8°. III, 129 S. Geheftet ca. M. 3.50, gebunden. ca. M. 4.50.

Grammatik der katalanischen Sprache von A. Morel-Fatio, durchgesehen von J. Saroïhandy. Lex. 8°. III, 37 S. 1905. Geheftet ca. M. —.80.

Grammatik der spanischen Sprache von G. Baist. Lex. 8°. III, 38 S. 1905. Geheftet ca. M. —.80.

Grammatik der portugiesischen Sprache von J. Cornu. Lex. 8°. ca. 6 Bogen. Geheftet ca. M. 2.50, gebunden ca. M. 3.50.

Frankreich und die Franzosen.

Von

Karl Hillebrand.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Inhalt: Vorreden. — Einleitendes — **Die Gesellschaft und Litteratur.** Kap. 1. Familie und Sitte. — 2. Unterrichtswesen. — 3. Provinz und Paris. — 4. Geistiges Leben. — **Politisches Leben.** Kap. 1. Das Ideal und seine Verwirklichung. — 2. Napoleon III. und die Republikaner. — 3. Die Diktatur Thiers und das Septennat — Schlußbetrachtung. — Anhang. 1. Renan als Politiker. — 2. Gambetta. — 3. Pariser Arbeiterzustände. — 4. Karl Hillebrand. Nachruf von H. Homberger.

kl. 8°. XXII, 462 S. 1898. Preis brosch. M. 4.—, geb. M 5.—.

„. . . . Frankreich hat seit Jahrhunderten mehr als irgend ein Land das Privileg genossen, die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Heute mehr als je zuvor. Was ein so feiner reicher Geist, ein solcher Kenner von Völkern, Zeiten und Menschen und ganz besonders dieses Landes über dasselbe gedacht hat, wie sich die Erlebnisse der Gegenwart im Spiegel dieser, anderthalb Jahrzehnte zurückliegenden, Betrachtungen und Urteile ausnehmen, was sich davon bewährt, was sich anders gezeigt hat, das zu erfahren, ist heute von durchschlagendem Interesse. Hillebrand ist recht eigentlich ein Völkerpsychologe, nicht als Methodiker, sondern als Praktiker. Das Fach hat seine Klippen, mehr als viele andere. Hillebrand ist ihnen nicht immer entgangen. Aber, ob er nun überall richtig gesehen habe oder nicht, kompetent war er in hohem Grade, und sein Urteil fällt ins Gewicht. An vielen Stellen wird der Leser nicht umhin können, sich zu sagen, wie richtig das Urteil war und wie vieles eingetroffen ist." *Die Nation. Nr. 43, 23. Juli 1898.*

Bildet den ersten Band von

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

7 Bände kl. 8°. Preis pro Band brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Bd. II Wälsches und Deutsches. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. XIV, 458 S. 1892.
Bd. III. Aus und über England. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. VIII, 408 S. 1892.
Bd. IV. Profile. 2. Ausgabe. 8°. VIII, 376 S. 1886.
Bd. V. Aus dem Jahrhundert der Revolution. 3. Auflage. 8°. X, 366 S. 1902.
Bd. VI. Zeitgenossen und Zeitgenössisches. 2. Ausgabe. 8°. VIII, 400 S. 1886.
Bd. VII. Culturgeschichtliches. 8°. XII, 335 S. Mit dem Bildnis des Verfassers in Holzschnitt 1885.

Geschichte
der
Italienischen Literatur
von
Adolf Gaspary.

Erster Band: **Die italienische Literatur im Mittelalter.**
8°. 550 S. 1885. M. 9.–, in Halbfranz geb. M. 11.—.

Inhalt: Einleitung. — Die Sicilianische Dichterschule. — Fortsetzung der lyrischen Dichtung in Mittelitalien — Guido Guinicelli von Bologna. — Die französ. Ritterdichtung in Oberitalien. — Religiöse und moralische Poesie in Oberitalien. — Die religiöse Lyrik in Umbrien. — Die Prosa im 13. Jahrh. — Die allegorisch-didaktische Dichtung und die philosoph. Lyrik der neuen florentinischen Schule. — Dante. — Die Comödie. — Das 14. Jahrhundert. — Petrarca. — Petrarca's Canzoniere. — Anhang bibliographischer und kritischer Bemerkungen. — Register.

Zweiter Band: **Die italienische Literatur der Renaissancezeit.**
8°. 704 S. 1888. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—.

Inhalt: Boccaccio. — Die Epigonen der großen Florentiner. — Die Humanisten des 15. Jahrhunderts. — Die Vulgärsprache im 15. Jahrh. und ihre Literatur. — Poliziano und Lorenzo dé Medici. — Die Ritterdichtung. — Pulci und Bojardo. — Neapel. — Pontano und Sannazaro. — Macchiavelli und Guicciardini. — Bembo. — Ariosto. — Castiglione. — Pietro Aretino. — Die Lyrik im 16. Jahrh. — Das Heldengedicht im 16. Jahrh. — Die Tragödie. — Die Comödie. — Anhang bibliographischer und kritischer Bemerkungen.

„Jeder der sich fortan mit der hier behandelten Periode der italienischen Litteratur beschäftigen will, wird Gaspary's Arbeit zu seinem Ausgangspunkte zu machen haben. Das Werk ist aber nicht nur ein streng wissenschaftliches für Fachleute bestimmtes, sondern gewährt nebenbei durch seine anziehende Darstellungsweise auch einen ästhetischen Genuss; es wird daher auch in weiteren Kreisen Verbreitung finden." *Deutsche Litteraturzeitung.*

Die Fortsetzung dieses Werkes hat Dr. Richard Wendriner (Breslau) übernommen; ihm sind von der Gattin des verstorbenen Verfassers die Vorarbeiten, soweit sich solche im Nachlasse vorfanden, ausgehändigt worden.

Geoffrey Chaucers Werke.

Übersetzt

von

Adolf von Düring.

I. Band:

Das Haus der Fama. Die Legende von guten Weibern. Das Parlament der Vögel. 8°. VIII, 338 S. 1883.

Geheftet *M.* 3.—, gebunden *M.* 4.—.

II. Band:

Die Canterbury-Erzählungen I. Teil (ungekürzt.) 8°. XII, 409 S. 1885

Geheftet *M.* 3.—, gebunden *M.* 4.—.

III. Band:

Die Canterbury-Erzählungen II. Teil (ungekürzt.) 8°. 483 S. 1886.

Geheftet *M.* 5.—, gebunden *M.* 6.—.

Preis der drei Bände zusammen: Geheftet *M.* 5.—, in Lwd. geb. *M.* 8.—.

„Schon seit geraumer Zeit hat man in Deutschland begonnen, dem „Vater der englischen Dichtung", Geoffrey Chaucer, diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, die er vermöge seiner maßgebenden literargeschichtlichen Stelle an der Schwelle der Renaissance und des eigentümlichen Reizes seiner Werke mit Fug und Recht beanspruchen darf ... Ohne Rücksicht auf die Chronologie stellt v. Düring „Das Haus der Fama" (The House of Fame) an die Spitze seiner Sammlung. In der That scheint uns keine Dichtung geeigneter in das Studium Chaucers einzuführen, als gerade diese phantastische Schilderung seiner wunderbaren Luftreise in den Weltraum, wo er sich nach Ovids Vorgang den seltsamen Palast der Fama denkt. ... Es folgt im zweiten Bande die erste Hälfte von Chaucers unvollendetem Meisterwerke, den Canterbury-Erzählungen. v. Düring wagt es zuerst, uns die Geschichten ganz ungekürzt in deutscher Sprache vorzulegen.

Auch Chaucer gebührt ein Platz, in der von ihm selbst geschilderten Ruhmeshalle unter den Dichter-Heroen aller Zeiten ... Zweifellos wird das neue Werk, ... an seinem Teile dazu beitragen, Chaucers Ruhm zu verbreiten, es gleicht einem frischen vollduftigen Kranze, der nach nunmehr fünf Jahrhunderten am Fuße seines Standbildes im Palaste der Fama niedergelegt wird."

Allgemeine Zeitung 1886, Nr. 3.

Shakspere.

Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß

von

Bernhard ten Brink.

Mit dem Bildniß des Verfassers, radiert von W. Krauskopf.

Erste und zweite Auflage.

Klein 8°. 166 S. 1893. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Inhalt: Erste Vorlesung: Der Dichter und der Mensch. — Zweite Vorlesung: Die Zeitfolge von Shaksperes Werken. Dritte Vorlesung: Shakspere als Dramatiker. — Vierte Vorlesung: Shakspere als komischer Dichter. — Fünfte Vorlesung: Shakspere als Tragiker.

„Es ist ein hoher und herrlicher Geist, der aus diesen Vorträgen spricht. Flammende Begeisterung, philosophische Bildung und strenge Wissenschaftlichkeit, feinstes Verständniss und Nachfühlen des Dichters, das sind die Vorzüge, die sich hier miteinander vereinen."

Seemanns Litterar. Jahresbericht 1893.

„Bedarf es eines Beispiels für die Art von Wissenschaft, wie wir sie uns denken, so sei nur im Augenblick auf das köstliche Buch über „Shakspere" verwiesen, das aus dem Nachlasse von ten Brink, eines der hervorragendsten Gelehrten unserer Zeit, durch die Sorgfalt Edward Schröders zugänglich geworden ist. Was psychologische Synthese und nachfühlende Aesthetik zu leisten vermag, darüber belehrt dieses kleine Werk besser, als es der weitläufigsten Theorie gelänge."

Anton E. Schönbach in Vom Fels zum Meer 1893/94 Heft 1.

Dieses Buch ten Brinks ist bei *Schönbach (Über Lesen und Bildung, 4. Aufl.)* unter den besten deutschen Prosawerken genannt.

Geschichte
der
Englischen Litteratur
von
Bernhard ten Brink.

Erster Band: Bis zu Wiclifs Auftreten.

2. verbesserte und vermehrte Auflage herausgegeben von **Alois Brandl.**

8°. XX, 520 S. 1899. Broschiert M. 4.50, in Leinwand geb. M. 5.50, in Halbfranz geb. M. 6.50.

Inhalt: I. Buch. Vor der Eroberung. II. Buch. Die Übergangszeit. III. Buch. Von Lewes bis Crecy. IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance. Anhang.

Zweiter Band: Bis zur Reformation.

Herausgegeben von **Alois Brandl.**

8°. XV, 647 S. 1893. Broschiert M. 8.—, in Leinwand geb. M. 9.—, in Halbfranz geb. M. 10.—.

Inhalt: IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance (Fortsetzung). V. Buch. Lancaster und York. VI. Buch. Die Renaissance bis zu Surrey's Tod.

Daraus einzeln: die 2. Hälfte. 8°. XV u. S. 353—647. 1893. M. 5.—.

„Die Fortsetzung zeigt alle die glänzenden Eigenschaften des ersten Bandes nach meiner Ansicht noch in erhöhtem Masse; gründliche Gelehrsamkeit, weiten Blick, eindringenden Scharfsinn, feines ästhetisches Gefühl und geschmackvolle Darstellung."

Julius Zupitza, Deutsche Litteraturzeitung 1889, Nr. 19.

„Bernhard ten Brink's Litteraturgeschichte ist ohne Zweifel das grossartigste Werk, das je einem englischen Philologen gelungen ist. Mehr noch: es ist eine so meisterhafte Leistung, dass es jedem Litteraturhistoriker zum Muster dienen kann. Und dies Urtheil hat seine volle Kraft trotz der unvollendeten Gestalt des Werkes. Wäre es dem Verfasser vergönnt gewesen, es in derselben Weise zu Ende zu bringen, so würde es leicht die hervorragendste unter allen Gesammtlitteraturgeschichten geworden sein . . ." *Museum, 1893, Nr. 7.*

Die Bearbeitung der zwei weiteren Bände hat Herr Professor Dr. Alois Brandl übernommen.

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER IN STRASSBURG.

GESCHICHTE
DER
DEUTSCHEN LITTERATUR
BIS ZUM AUSGANGE DES MITTELALTERS
VON
RUDOLF KOEGEL

Erster Band: **Bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.**

Erster Teil: Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. 8°. XXIII, 343 S. 1894. M. 10.—

Ergänzungsheft zu Band I: Die altsächsische Genesis. Ein Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Dichtung und Verskunst. 8°. X, 71 S. 1895. M. 1.80

Zweiter Teil: Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit. 8°. XX, 652 S. 1897. M. 16.—

Die drei Teile des I. Bandes zusammen in einen Band in Halbfranz gebunden M. 31.50

« . . . . Koegel hat eine Arbeit unternommen, die schon wegen ihres grossen Zieles dankbar begrüsst werden muss. Denn es kann die Forschung auf dem Gebiete der altdeutschen Litteraturgeschichte nur wirksamst unterstützen, wenn jemand den ganzen vorhandenen Bestand von Thatsachen und Ansichten genau durchprüft und verzeichnet, dann aber auch an allen schwierigen Punkten mit eigener Untersuchung einsetzt. Beides hat K. in dem vorliegenden ersten Bande für die älteste Zeit deutschen Geisteslebens gethan. Er beherrscht das bekannte Material vollständig, er hat nichts aufgenommen oder fortgelassen, ohne sich darüber sorgfältig Rechenschaft zu geben. Kein Stein auf dem Wege ist von ihm unumgewendet verblieben.»

Anton E. Schönbach, Oesterreich. Litteraturblatt 1894 Nr. 18.

Soeben erschien:

Etymologisches Wörterbuch

der deutschen Sprache

von

Friedrich Kluge,
ord. Professor der deutschen Sprache an der Universität Freiburg i. Br.

Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.

Zweiter Abdruck.

Dieser neue Abdruck beschränkt sich im wesentlichen darauf, in der Anordnung der Stichworte bei den Buchstaben T und U die neue Orthographie durchzuführen.

Lex. 8°. XXVI, 510 S. 1905. Geheftet M. 8.—, in Halbfranz geb. M. 10.—

Vor dem Erscheinen der ersten Auflage von **Kluges etymologischem Wörterbuch** hat es eine lexikalische Bearbeitung der Etymologie unseres modernen Sprachschatzes nicht gegeben. Der Erfolg der seit dem Jahre 1884 erschienenen fünf Auflagen und die Anerkennung, welche dem Buche zu Teil geworden, haben gezeigt, wie richtig der Gedanke war, die Ergebnisse des anziehendsten und wertvollsten Teiles der wissenschaftlichen Wortforschung: den über die Entstehung und Geschichte der einzelnen Wörter unseres Sprachschatzes, in knapper lexikalischer Darstellung zusammenzufassen.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, Form und Bedeutung jedes Wortes bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die Beziehungen zu den klassischen Sprachen in gleichem Maße betonend wie das Verwandtschaftsverhältnis zu den übrigen germanischen und den romanischen Sprachen; auch die entfernteren orientalischen, sowie die keltischen und slavischen Sprachen sind in allen Fällen herangezogen, wo die Forschung eine Verwandtschaft festzustellen vermag. Eine allgemeine Einleitung behandelt die Geschichte der deutschen Sprache in ihren Umrissen.

Die vorliegende neue Auflage, die auf jeder Seite Besserungen oder Zusätze aufweist, hält an dem früheren Programm des Werkes fest, strebt aber wiederum nach einer Vertiefung und Erweiterung der wortgeschichtlichen Probleme und ist auch diesmal bemüht, den neuesten Fortschritten der etymologischen Wortforschung gebührende Rechnung zu tragen; sie unterscheidet sich von den früheren Auflagen besonders durch sprachwissenschaftliche Nachweise und Quellenangaben, sowie durch Aufnahme mancher jüngerer Worte, deren Geschichte in den übrigen Wörterbüchern wenig berücksichtigt ist, und durch umfänglicheres Zuziehen der deutschen Mundarten. Aus den ersten Buchstaben seien nur die folgenden Wörter, zum Teil Neuschöpfungen unseres Jahrhunderts, angeführt, die neu aufgenommen worden sind: allerdings, Altkanzler, Anfangsgründe, Angelegenheit, Anschaulichkeit, anstatt, anzüglich, Aschenbrödel, Aschermittwoch, ausmergeln, Begeisterung, beherzigen, belästigen, bemitleiden, beseitigen, Beweggrund, bewerkstelligen, bildsam, bisweilen, Blamage, Büttner, Christ, Christbaum, Christkindchen; aus dem Buchstaben K nennen wir: Kabache, Kämpe², Kammerkätzchen; Kanapee, Kannengießer, Känsterlein, Kanter, Kaper², Käpfer, Kartätsche, Katzenjammer u. s. w. Am besten aber veranschaulichen einige Zahlen die Vervollständigung des Werkes seit seinem ersten Erscheinen: die Zahl der Stichworte hat sich von der ersten zur sechsten Auflage vermehrt im Buchstaben A: von 130 auf 280, B: von 387 auf 520, D: von 137 auf 200, E: von 100 auf 160, F: von 236 auf 329, G: von 280 auf 330, K: von 300 auf 440, P: von 180 auf 236.

Von Luther bis Leſſing.

Sprachgeſchichtliche Aufſätze

von

Friedrich Kluge,
Profeſſor an der Univerſität Freiburg i. Br.

Vierte durchgeſehene Auflage.

8°. VII, 253 S. mit einem Kärtchen. 1904. Preis M. 4.—, geb. M. 5.—

Inhalt: Kirchenſprache und Volksſprache. — Maximilian und ſeine Kanzlei. — Luther und die deutſche Sprache. — Schriftſteller und Buchdrucker. — Schriftſprache und Mundart in der Schweiz. — Oberdeutſcher und mitteldeutſcher Wortſchatz. — Niederdeutſch und Hochdeutſch. — Latein und Humanismus. — *Ideal und Mode. — Oberdeutſchland und die Katholiken. — *Goethe und die deutſche Sprache. — Anhang: Zeittafeln zur neuhochdeutſchen Sprachgeſchichte; Namen- und Sachregiſter; Wortregiſter.

* Die neue Auflage iſt um dieſe beiden Aufſätze vermehrt.

Urteile der Presse über die bisherigen Auflagen:

„Es muss mit allem Nachdrucke betont werden, dass Kluges Schrift eine sehr lehrreiche und für den grösseren Leserkreis, für den sie bestimmt, hocherwünschte ist.“ *Deutsche Litteraturzeitung 1888 Nr. 14.*

„Der Verfasser der vorliegenden Aufsätze zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache hat bereits bewiesen, dass er es vortrefflich versteht, für einen grösseren Leserkreis zu arbeiten, ohne der strengen Wissenschaftlichkeit dadurch Abbruch zu thun. Er weiss seine Forschungen in ein Gewand zu kleiden, welches auch Nicht-Fachleute anzieht; er stösst nicht ab durch zu viele Citate, durch störende Anmerkungen und weitläufige Exkurse; er greift geschickt die interessantesten Probleme heraus und behandelt sie mit leichter Feder, so dass auch der Laie gereizt wird, weiter zu lesen. Und sollte es nicht ein Verdienst sein, gerade die ebenso schwierigen als wichtigen und interessanten Fragen, die sich an die Geschichte der Ausbildung unseres schriftlichen Ausdruckes anknüpfen, in weitere Kreise zu tragen, insbesondere auch die Schule dafür zu gewinnen? Die Schule, die sich der germanistischen Forschung gegenüber sonst so spröde verhält? Wenn Kluge mit der vorliegenden Schrift in Lehrerkreisen denselben Erfolg erzielt, wie mit seinem etymologischen Wörterbuche, so verdient er schon deswegen die wärmste Anerkennung. . . .“ *Literarisches Centralblatt 1888 Nr. 34.*

Unter der Presse:

Grundriss der germanischen Philologie

unter Mitwirkung von

K. von Amira, W. Arndt, O. Behaghel, H. Bloch, D. Behrens, A. Brandl, O. Bremer, W. Bruckner, E. Einenkel, V. Gudmundsson, H. Jellinghaus, K. Th. von Inama-Sternegg, Kr. Kalund, Fr. Kauffmann, F. Kluge, R. Koegel, R. v. Liliencron, K. Luick, J. A. Lundell, J. Meier, E. Mogk, A. Noreen, J. Schipper, H. Schück, A. Schultz, Th. Siebs, E. Sievers, W. Streitberg, B. Symons, F. Vogt, Ph. Wegener, J. te Winkel, J. Wright

herausgegeben

von

HERMANN PAUL

ord. Professor der deutschen Philologie an der Universität München.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Inhalt:

I. Bd.
- I. Abschn.: BEGRIFF UND AUFGABE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE.
- II. Abschn.: GESCHICHTE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE.
- III. Abschn.: METHODENLEHRE.
- IV. Abschn.: SCHRIFTKUNDE. Mit 1 Tafel.
- V. Abschn.: SPRACHGESCHICHTE. Mit 3 Karten. (Mit Anhang: Die Behandlung der lebenden Mundarten.)

II. Bd.
- VI. Abschn.: LITERATURGESCHICHTE. (Mit Anhang: Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der Volkspoesie.)
- VII. Abschn.: METRIK.

III. Bd.
- VIII. Abschn.: WIRTSCHAFT.
- IX. Abschn.: RECHT.
- X. Abschn.: KRIEGSWESEN.
- XI. Abschn.: MYTHOLOGIE.
- XII. Abschn.: SITTE. (Mit Anhang: Die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart.)
- XIII. Abschn.: KUNST.
- XIV. Abschn.: HELDENSAGE.
- XV. Abschn.: ETHNOGRAPHIE. Mit 6 Karten.

NB. Jedem Bande wird ein Namen-, Sach- und Wortverzeichnis beigegeben.

Bis jetzt erschienen:

I. Band (vollständig). Lex. 8°. XVI, 1621 S. mit einer Tafel und drei Karten 1901. Broschiert **M. 25.—**, in Halbfranz gebunden **M. 28.—**.

II. Band, 1. Abteilung 1.—3. Lieferung (je 16 Bogen) à **M. 4.—, 4. Lieferung** (11 Bogen) **M. 2.50.**

— **2. Abteilung: Metrik.** Lex. 8°. IV, 259 S. 1905. Geheftet **M. 4.—**, in Halbfranz gebunden **M. 6.—**.

III. Band (vollständig). Lex. 8°. XVII, 995 S. Mit 6 Karten. 1900. Broschiert **M. 16.—**; in Halbfranz gebunden **M. 18.50.**

Sonderabdrücke aus der zweiten Auflage von „Pauls Grundriß der germanischen Philologie“:

Amira, K. v., Grundriß des germanischen Rechts. Der 2. Aufl. 2. Abdr. VI, 184 S. 1901. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Behaghel, Otto, Geschichte der deutschen Sprache. Mit 1 Karte. 2. Aufl. 3. Abdr. IV, 140 S. 1905. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Bremer, Otto, Ethnographie der germanischen Stämme. 2. Abdr. Mit 6 Kart. XII, 225 S. 1904. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Jellinghaus, Hermann, Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur. IV, 56 S. 1902. M. 1.50.

Kluge, Friedrich, Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. Mit einem Anhang „Geschichte der gotischen Sprache“. XI, 205 S. 1898. M. 4.50, geb. M. 5.50.

— — Geschichte der englischen Sprache. Mit Beiträgen von D. Behrens und E. Einenkel. Der 2. Aufl. 2. Abdruck. Mit 1 Karte. IV, 240 S. 1904. M. 5.50, geb. M. 6.50.

Koegel, Rudolf, und Wilhelm Bruckner, Geschichte der althoch- und altniederdeutschen Literatur. IV, 132 S. 1901. M. 3.—, in Lwd. geb. M. 4.—.

Luick, K., Geschichte der heimischen englischen Versarten. III, 40 S. 1905. M. 1.—.

Mogk, Eugen, Germanische Mythologie. VI, 177 S. 1898. M. 4.50, in Lwd. geb. M. 5.50.

— — Geschichte der norwegisch-isländischen Literatur. Mit Register. VIII, 386 S. 1903. M. 9.—, geb. M. 10.—.

Noreen, Adolf, Geschichte der nordischen Sprachen. 2. Aufl. 2. Abdr. IV, 139 S. 1905. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Paul, Hermann, Geschichte der germanischen Philologie. IV und (I. Band) S. 9—158 und 23 S. Register. 1897. M. 4.—.

— — Methodenlehre der germanischen Philologie. IV und (I. Band) S. 159—247. 1897. M. 2.—.

— — Deutsche Metrik. III, 102 S. 1905. M. 2.50.

Schück, H., Geschichte der schwedisch-dänischen Literatur. 17 S. 1904. M. —.60.

Sievers, E., Altgermanische Metrik. 2. verbess. Aufl. durchgesehen von F. Kauffmann u. H. Gering. 48 S. 1905. M. 1.—.

Symons, B., Germanische Heldensage. Mit Register. 2. Aufl. 2. Abdr. VII, 138 S. 1905. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Vogt, Friedrich, Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur. IV, 202 S. 1902. M. 4.50, in Lwd. geb. M. 5.50.

Winkel, Jan te, Geschichte der niederländischen Sprache. Mit einer Karte. IV, 151 S. 1898. M. 5.—.

— — Geschichte der niederländischen Literatur. IV, 102 S. 1902. M. 2.50, in Lwd. geb. M. 3.50.

MYTHOLOGIE
der
GERMANEN

Gemeinfaßlich dargestellt

von

Elard Hugo Meyer,
Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Mit einer Deckenzeichnung von Professor Wilhelm Trübner.

8°, XII, 526 Seiten, 1903. Preis geheftet M. 8.50, in Leinwand gebunden M. 10.—.

Inhalt: Vorwort. — 1. Kapitel: Die Quellen der germanischen Mythologie. — 2. Kapitel: Der Seelenglaube. — 3. Kapitel: Der Alpglaube. — 4. Kapitel: Die Elfen. — 5. Kapitel: Die Riesen. — 6. Kapitel: Die höheren Dämonen. — 7. Kapitel: Das Götterleben und der Götterdienst. — 8. Kapitel: Die einzelnen Götter. — 9. Kapitel: Die einzelnen Göttinnen. — 10. Kapitel: Das Christentum in der nordischen Mythologie. — Anmerkungen. — Register.

„. . . Jetzt nun legt M. ein neues großes mythologisches Werk vor, das anders wie sein erstes «durch die Schilderung zu wirken versucht und den Gebildeten zu freiem Genuß wissenschaftlicher Erkenntnis einlädt». Damit ist seine Anlage und sein Zweck treffend genug gekennzeichnet, und die Ausführung entspricht ganz vorzüglich den Absichten des Verf's. In klarer, übersichtlicher, allgemein verständlicher, stets psychologisch begründeter Form behandelt er meisterhaft, ohne auf weniger wichtige Sonderfragen oder auf Streitigkeiten in der Gelehrtenwelt einzugehen, seinen Stoff in 10 Kapiteln. . . .

. . . Von den nicht ausschließlich für die Wissenschaft bestimmten Darstellungen der germanischen Mythologie halten wir dieses Werk M's für die beste, und wir wünschen mit dem Verf., daß es ihm gelingen möge, etwas genauere Kenntnis von dem religiösen Leben unserer heidnischen Vorzeit in recht weite Kreise der Gebildeten unseres Volkes zu tragen. Selbstverständlich muß sich auch jeder Fachmann mit diesem neuen Buche vertraut machen und abfinden, und die studierende Jugend dürfte ebenso mit mehr Genuß und Vorteil zu ihm als zu M's älterem Buche greifen, zumal durch einen reichen Anhang von Anmerkungen mit Literatur- und Quellenangaben für alle gesorgt ist, die einzelnen Fragen näher nachzugehen wünschen. Ein sorgfältiges, reichhaltiges Register ermöglicht auch die Benutzung des gediegen ausgestatteten Werkes zu Nachschlagezwecken.

Literarisches Centralblatt. 1903. Nr. 42.

Soeben erschien:

WALDBÄUME UND KULTURPFLANZEN

IM

GERMANISCHEN ALTERTUM

VON

JOHANNES HOOPS

O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

8°. XVI, 689 S. Mit acht Abbildungen im Text und einer Tafel.
Geheftet M. 16.—, in Leinwand gebunden M. 17.50.

Inhalt:

Erster Teil: **Waldbäume.**

I. Die Wandlungen der Baumflora Nord- und Mitteleuropas seit dem Ende der Eiszeit. — II. Die Baumflora Nord- und Mitteleuropas im Steinzeitalter. — III. Wald und Steppe in ihren Beziehungen zu den prähistorischen Siedelungen Mitteleuropas. — IV. Die Baumnamen und die Heimat der ungetrennten Indogermanen. — V. Die Waldbäume Deutschlands zur Römerzeit und im frühen Mittelalter. — VI. Die forstliche Flora Altenglands in angelsächsischer Zeit.

Zweiter Teil: **Kulturpflanzen.**

VII. Die ersten Spuren menschlicher Bodenkultur in Europa. — VIII. Die Kulturpflanzen Nord- und Mitteleuropas im jüngeren Steinzeitalter. — IX. Die Kulturpflanzen der ungetrennten Indogermanen. — X. Rückschlüsse auf die Lage der Heimat der Indogermanen. — XI. Die Kulturpflanzen Nord- und Mitteleuropas im Bronze- und ältern Eisenzeitalter. — XII. Die Kulturpflanzen der Germanen in vorrömischer Zeit. — XIII. Die wirtschaftliche Bedeutung des altgermanischen Ackerbaues um den Beginn unserer Zeitrechnung. — XIV. Die Einführung der römischen Obstkultur in die transalpinischen Provinzen. — XV. Die kontinentale Heimat der Angelsachsen und die römische Kultur. — XVI. Die Kulturpflanzen Altenglands in angelsächsischer Zeit. — XVII. Die Kulturpflanzen der altnordischen Länder in frühliterarischer Zeit.

Deutsche Volkskunde.

Von

Elard Hugo Meyer,

Professor der germanischen Altertumskunde an der Universität Freiburg i. Br.

Mit 17 Abbildungen und einer Karte.

8°. VIII, 362 S. 1898. Preis broschirt M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 6.50.

Inhalt: I. Dorf und Flur; II. Das Haus; III. Körperbeschaffenheit und Tracht; IV. Sitte und Brauch; V. Die Volkssprache und die Mundarten; VI. Die Volksdichtung; VII. Sage und Märchen.

« . . . Was Volkskunde ist, darüber fehlte bisher jede umfassendere Aufklärung. Der Inhalt und Umfang des Begriffes ist keineswegs blos Laien fremd. Auch diejenigen, die den aufblühenden Studien der Volkskunde näher stehen, wissen nicht immer, was den Inhalt derselben ausmacht . . .

So erscheint nun zu guter Stunde ein wirklicher Führer auf dem neuen Boden, ein Leitfaden für jeden, der den Zauber der Volkskunde erfahren hat oder erfahren will, für den Lernbegierigen sowohl wie für jeden Freund des Volkes. Bisher fehlte jede Orientierung, wie sie uns jetzt Prof. Elard Hugo Meyer in einem stattlichen Bändchen bietet. Der Verfasser, von mythologischen Forschungen her seit lange mit Volksüberlieferungen und Volkssitten vertraut — der angesehenste unter unseren Mythologen — hat seit Jahren das Werk vorbereitet, das er uns jetzt als reiche Frucht langjähriger Sammelarbeit vorlegt . . . Es ist ein unermesslich grosses Gebiet, durch das uns das Buch führt. Es ist frische grüne Weide, die seltsamerweise dem grossen Schwarm der Germanisten unbemerkt geblieben ist. Ein fast ganz intaktes Arbeitsgebiet . . .

Das Buch ist nicht bloss eine wissenschaftliche, es ist auch eine nationale That».

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 286.

»Wer sich durch diese Zeilen Lust machen liesse, Meyers Buch selbst in die Hand zu nehmen, würde es nicht bereuen. Es ist natürlich wissenschaftlich zuverlässig gearbeitet, ausserdem aber ungewöhnlich fliessend geschrieben und, was uns am meisten wiegt, von einer ganz prächtigen Auffassung der Dinge belebt. Wie oft muss man sonst bei Arbeiten aus diesem Gebiete den schönen Stoff bedauern, der in die unrechten Hände gekommen ist. Hier ist er in den richtigen. Als ein deutliches Beispiel für die bewusst geschmackvolle, im besten Sinne feine Behandlung des Stoffes ist uns die Verwendung und die Art der Wiedergabe der Mundart erschienen . . . Das Buch enthält auch eine Menge Fragen und benutzt sie, den Leser zum Mitleben zu zwingen, der Verfasser nennt es selbst im Vorwort einen in die erzählende Form gegossenen Fragebogen. . . .»

Die Grenzboten 1898 Nr. 13.

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER IN STRASSBURG.

Soeben erschien:

Urgeschichte Europas

GRUNDZÜGE EINER PRÄHISTORISCHEN ARCHÄOLOGIE

VON

SOPHUS MÜLLER

DIREKTOR AM NATIONAL-MUSEUM IN KOPENHAGEN.

DEUTSCHE AUSGABE
UNTER MITWIRKUNG DES VERFASSERS
BESORGT VON OTTO LUITPOLD JIRICZEK

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNSTER i. W.

MIT 3 TAFELN IN FARBENDRUCK UND 160 ABBILDUNGEN IM TEXT.
8°. VIII, 204 S. 1905.
PREIS GEHEFTET M. 6.—, GEBUNDEN M. 7—.

In diesem kurzen Abriß der Urgeschichte Europas liegt wieder eine durchaus originale Arbeit voll neuer grundlegender Gedanken des berühmten dänischen Prähistorikers vor, die vor ihm niemand hat schreiben wollen oder können. Alle Hauptperioden und hervortretenden Gruppen der Prähistorie sind kurz dargestellt. Sprache und Form sind die seiner Nordischen Altertumskunde: also „gemeinverständlich und wissenschaftlich in gleichem Maße".

Das Ziel der kurzen Übersicht ist nicht, den Inhalt und Stoff der prähistorischen Archäologie zu erschöpfen. Was davon an typischen Beispielen gegeben wird, soll aber trotzdem eine genaue und in der Hauptsache auch vollständige Darstellung und Würdigung der Hauptgruppen bieten. Auf was es dem Verfasser besonders ankommt, ist: der Gesamtüberblick, die inneren Verhältnisse der einzelnen Gebiete, die gemeinsame Kulturentwickelung und namentlich das Verhältnis des barbarischen Europas zum klassischen. Die Grenze ist überall die historische Zeit. So hält der Verfasser, von der Urzeit herabschreitend, in Griechenland beim 8. Jahrhundert vor Chr. inne, während er im Norden bis zum 10. Jahrhundert nach Chr. herabgeht. Alle Länder sind gleichmäßig behandelt.

Durch seinen reichen bildlichen Schmuck versucht das Werk auch eine deutliche Anschauung von der Kultur des prähistorischen Europas zu geben.

Diese deutsche Ausgabe hat den Charakter eines Original-Werks, da die dänische Ausgabe erst Neujahr 1906 erscheint als Teil einer allgemeinen Kulturgeschichte, der nicht einzeln zu haben ist.

NORDISCHE ALTERTUMSKUNDE

NACH FUNDEN UND DENKMÄLERN AUS DÄNEMARK UND SCHLESWIG

GEMEINFASSLICH DARGESTELLT

VON

DR. SOPHUS MÜLLER

DIREKTOR AM NATIONALMUSEUM ZU KOPENHAGEN.

DEUTSCHE AUSGABE

UNTER MITWIRKUNG DES VERFASSERS BESORGT

VON

DR. OTTO LUITPOLD JIRICZEK

PRIVATDOZENTEN DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT BRESLAU.

I. Band: Steinzeit — Bronzezeit. Mit 253 Abbildungen im Text, 2 Tafeln und einer Karte. 8°. XII, 472 S. 1897. Broschirt M. 10.—, in Leinwand gebunden M. 11.—.

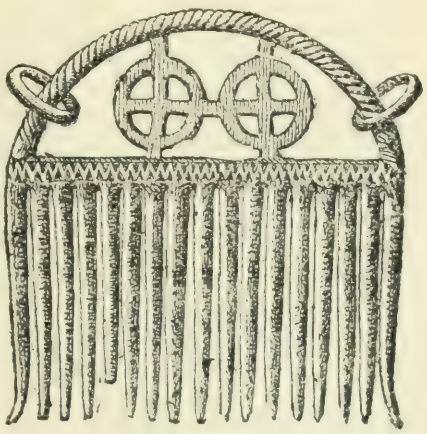
II. Band: Eisenzeit. Mit 189 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 8°. VI, 324 S. 1898. Broschirt M. 7.—, in Leinwand gebunden M. 8.—.

Inhalt:

I. Steinzeit. 1. Wohnplätze der älteren Steinzeit. 2. Altertümer aus der Zeit der Muschelhaufen. 3. Chronologie der älteren Steinzeit. 4. Die Periode zwischen der Zeit der Muschelhaufen und der Steingräber. 5. Die kleineren Steingräber, Rundgräber und Hünenbetten. 6. Die grossen Steingräber oder Riesenstuben. 7. Das Innere der Steingräber, Begräbnisbräuche und Grabbeigaben. 8. Die jüngsten Gräber der Steinzeit: Kisten- und Einzelgräber. 9. Das Studium der Steingräber, eine historische Uebersicht. 10. Altertümer aus der jüngeren Steinzeit. 11. Kunst und Religion. 12. Das Studium der Steinaltertümer, eine historische Uebersicht. 13. Herstellungstechnik der Geräte und Waffen. 14. Wohnplätze, Lebensweise etc.

Nordische Altertumskunde (Fortsetzung).

II. Bronzezeit. 1. Aufkommen und Entwickelung des Studiums der Bronzezeit. — Die ältere Bronzezeit: 2. Aeltere Formen aus Männergräbern, Waffen und Schmuck. 3. Toilettegerätschaften. 4. Männer- und Frauentrachten. Feld- und Moorfunde. 5. Die älteste Ornamentik im Norden und ihr Ursprung. 6. Die älteste Bronzezeit in Europa. 7. Beginn der nordischen Bronzezeit und Bedeutung des Bernsteinhandels. 8. Grabhügel und Gräber. 9. Der spätere Abschnitt der älteren Bronzezeit. 10. Die Leichenverbrennung, Ursprung, Verbreitung und Bedeutung des Brauches. — Die jüngere Bronzezeit: 11. Einteilung, Zeitbestimmung, Funde. 12. Gräber, Grabbeigaben. 13. Feld- und Moorfunde etc. 14. Innere Zustände, Handwerk, Ackerbau, Kunst, Religion.



I. Bd. Abbild. 121.
Kamm aus der jüngeren Bronzezeit.

III. Die Eisenzeit. Die ältere Eisenzeit. 1. Beginn der Eisenzeit in Europa. 2. Die vorrömische Eisenzeit. Eine fremde Gruppe. 3. Zwei nordische Gruppen. 4. Die römische Zeit. Altertümer und Industrie. 5. Gräber und Grabfunde aus der römischen Zeit. 6. Die Völkerwanderungszeit. Fremde und nordische Elemente. 7. Die Grabfunde aus der Völkerwanderungszeit. 8. Die grossen Moorfunde aus der Völkerwanderungszeit. 9. Die Goldhörner und der Silberkessel. Opferfunde aus der Eisenzeit. — Die jüngere Eisenzeit. 10. Die nachrömische Zeit. 11. Die Tierornamentik im Norden. 12. Die Vikingerzeit. 13. Gräber, Bestattungsarten, Gedenksteine. 14. Handwerk, Kunst und Religion. Schlussbetrachtung: Mittel, Ziel und Methode. Sach- und Autoren-Register. — Orts- und Fundstätten-Register.

« . . . S. Müllers Altertumskunde ist ebenso wissenschaftlich wie leicht verständlich. Es ist freudig zu begrüssen, dass dieses Werk in deutscher Sprache erscheint, und O. Jiriczek war eine vortrefflich geeignete Kraft, sich dieser Aufgabe der Uebersetzung zu unterziehen . . . Die verschiedenen Anschauungen der Gelehrten über einzelne Erscheinungen werden in objektiver Weise dargelegt, wodurch in das Werk zugleich eine Geschichte der nordischen Archäologie verwebt ist. Dabei hat M. jederzeit seine Blicke auf die Parallelerscheinungen und die Forschung bei anderen Völkern gerichtet und dadurch den Wert seines Werkes über die Grenzen der nordischen Archäologie erweitert. Besondere Anerkennung verdient auch die klare und scharfe Erklärung technischer Ausdrücke. . . .» *Literar. Centralblatt 1897, Nr. 2.*

Griechische Geschichte

von

Julius Beloch.

I. Band: **Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponnesischen Krieg.** gr. 8°. XII, 637 S. 1893. Broschirt M. 7.50, in Halbfranz gebunden 9.50.

II. Band: **Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens.** Mit Gesamtregister und einer Karte. gr. 8°. XIII, 720 S. 1897. Broschirt M. 9.—, in Halbfranz gebunden M. 11.—.

III. Band: **Die griechische Weltherrschaft.** 1. Abteilung. Gr. 8°. XIV, 759 S. 1903. Brosch. M. 9.—, in Halbfranz gebunden M. 11.50.

— — — 2. Abteilung. Mit sechs Karten. Gr. 8°. XVI, 576 S. 1904. Broschiert M. 10.50, in Halbfranz gebunden M. 13.—.

„ . . . Das Ganze ist fliessend geschrieben, von durchsichtiger Klarheit, gleich abgerundet in Form und Fassung. So tritt das Buch mit dem Anspruch auf, dem deutschen Publikum zu bieten, was es bis jetzt noch nicht besitzt: eine von wirklich historischem Geist getragene und zugleich lesbare Geschichte Griechenlands. Ref. steht nicht an, zu erklären, dass es diesen Anspruch in weitem Umfang erfüllt. Durch einen freien und weiten Blick, durch umfassende historische Kenntnisse, durch gründliche Durcharbeitung des Materials war der Verf. für seine Aufgabe vorbereitet. Von der Selbständigkeit und der vor keiner Consequenz zurückschreckenden Energie seines historischen Urteils hat er schon früher vielfach Proben abgelegt . . . "

Eduard Meyer im Literarischen Centralblatt 1894, Nr. 4.

Der eigentliche Vorzug des Werkes liegt auf dem Gebiete der Darstellung der wirtschaftlichen und socialen Grundlagen des Lebens, in denen B. die materiellen Grundlagen erkennt, auf denen sich die grossartigen Umwälzungen, auch der geistigen und politischen Entwickelung vollzogen. Da B. gerade in dieser Beziehung das Material beherrscht, wie nicht leicht ein anderer Forscher, so durfte man hierin von seiner Darstellung Ausführliches und Vorzügliches erwarten . . . . Glanzpunkte sind der VII. Abschnitt: Die Umwälzung im Wirtschaftsleben (vom 7. zum 6. Jahrh.) und der XII.: Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen . . . . Ueber die Bevölkerungsverhältnisse, über die Getreideeinfuhr, über das Aufhören der Natural- und den Beginn der Geldwirtschaft, die Erträgnisse der Industrie und des Handels, über Zinsen, Arbeitslöhne etc. erhalten wir die eingehendsten Aufschlüsse und wundern uns, wie diese wichtigen Dinge bei der Darstellung der griechischen Geschichte bisher unberücksichtigt bleiben konnten.

. . . Die Form der Darstellung ist eine ausserordentlich gewandte und fliessende.

Bl. f. d. Gymnasialschulwesen, XXX. Jahrg. S. 671 u. ff.

Geschichte
der
Griechischen Plastik
von
Maxime Collignon

Mitglied des Instituts, Professor an der Universität in Paris.

Erster Band: Anfänge. — Früharchaische Kunst. — Reifer Archaismus. — Die grossen Meister des V. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer, a. o. Professor an der Universität Strassburg. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 281 Abbild. im Text. Lex. 8°. XV, 592 S. 1897. Broschirt M. 20.—, in eleg. Halbfranzband M. 25.—.

Zweiter Band: Der Einfluss der grossen Meister des V. Jahrhunderts. — Das IV. Jahrhundert. — Die hellenistische Zeit. — Die griechische Kunst unter römischer Herrschaft. Ins Deutsche übertragen von Fritz Baumgarten, Professor am Gymnasium zu Freiburg i. B. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 377 Abbildungen im Text. Lex. 8°. XII, 763 S. 1898. Broschirt M. 24.—, in eleg. Halbfranzband M. 30.—.

„Collignon's Histoire de la sculpture grecque,... hat mit Recht überall eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Der Verf. steht von vorn herein auf dem Boden, der durch die umwälzenden Entdeckungen der letzten Jahrzehnte geschaffen ist, und betrachtet von diesem neu gewonnenen Standpunkte aus auch die älteren Thatsachen und Forschungsergebnisse. Er beherrscht die einschlägige Literatur, in der die deutsche Forschung einen bedeutenden Platz einnimmt, und weiss die Streitfragen oder die Thatsachen in geschmackvoller Form und ohne ermüdende Breite darzustellen. Eine grosse Anzahl gut ausgeführter Textillustrationen, nach zum grössten Teil neu angefertigten Zeichnungen, dient dem Texte zu anschaulicher Belebung und bietet eine vornehme Zierde des Buches, sehr verschieden von jenen oft nichtssagenden Umrissen, welchen wir in ähnlichen Büchern so oft begegnen. So war es ein glücklicher Gedanke, Collignon's Werk dem deutschen Publikum, nicht blos dem gelehrten, durch eine deutsche Uebersetzung näher zu bringen. Der Uebersetzer, Dr. Ed. Thraemer, hat seine nicht ganz einfache Aufgabe vortrefflich gelöst: die Darstellung liest sich sehr gut, und man wird nicht leicht daran erinnert, dass man eine Uebersetzung vor sich hat. Hier und da ist ein leichtes thatsächliches Versehen stillschweigend berichtigt, anderswo durch einen (als solcher bezeichneten) Zusatz ein Hinweis auf entgegenstehende Auffassungen, auf neuerdings bekannt gewordene Thatsachen, auf neu erschienene Literatur gegeben . . . Im Ganzen jedoch handelt es sich um eine Uebersetzung, nicht um eine durchgehende Bearbeitung des Originalwerkes, so dass der Leser überall Collignon's Auffassungen ohne fremde Aenderungen kennen lernt . . .

fs. (Liter. Centralblatt 1899. Nr. 53.)

Zur
Analysis der Wirklichkeit.

Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie

von

Otto Liebmann.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

8°. X, 722 S. 1900. — Preis: broschiert M. 12.—, gebunden M. 14.—

Inhalt: Vorwort zur dritten Auflage. — Prolegomena. Erster Abschnitt: Zur Erkenntnißkritik und Transscendentalphilosophie. — Idealismus und Realismus. — Ueber die Phänomenalität des Raumes. — Anhang. — Raumcharakteristik und Raumdeduction. — Ueber subjective, objective und absolute Zeit. — Ueber relative und absolute Bewegung. — Zur Theorie des Sehens. Erstes Kapitel. Id. Zweites Kapitel. — Die Logik der Thatsachen oder Causalität und Zeitfolge. — Die Metamorphosen des Apriori.

Zweiter Abschnitt: Zur Naturphilosophie und Psychologie. Vorbetrachtungen. Erste Meditation. Id. Zweite Meditation. — Ueber den philosophischen Werth der mathematischen Naturwissenschaft. — Einige Worte über das Atom. — Platonismus und Darwinismus. — Das Problem des Lebens. — Aphorismen zur Kosmogonie. (Mythologie und Philosophie. Historische Zwischenbemerkung. Bedenken. Geogonie. Causalität und Teleologie. Ewige Palingenesie. Ideenordnung im Universum.) — Ueber den Instinct. — Die Association der Vorstellungen. — Ueber die Existenz abstracter Begriffe. — Menschen- und Thierverstand. — Gehirn und Geist. — Die Einheit der Natur.

Dritter Abschnitt: Zur Aesthetik und Ethik. — Ideal und Wirklichkeit. — Das ästhetische Ideal. — Das ethische Ideal.

Gedanken und Thatsachen.

Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien

von

Otto Liebmann.

Erster Band: 8° XI, 470 S. 1899. ℳ 9.—.

Inhalt. 1. Heft: Die Arten der Nothwendigkeit. Die mechanische Naturerklärung. Idee und Entelechie. — 2. Heft: Gedanken über Natur und Naturerkenntniß. 1. Natur im Allgemeinen, 2. Gesetze und Kräfte, 3. Die Atomistik, 4. Organische Natur und Teleologie, 5. Die Naturbeseelung und der Geist. Schluß. — 3. Heft: Die Bilder der Phantasie. Das Zeitbewußtsein. Die Sprachfähigkeit. Psychologische Aphorismen.

Die Hefte 2 (Preis ℳ 3.50) und 3 (Preis ℳ 3.—) sind noch einzeln zu haben.

Zweiter Band. 8°. IV, 508 S. 1904. ℳ 11.—.

Inhalt. 1. Heft: Geist der Transscendentalphilosophie. — 2. Heft: Grundriß der Kritischen Metaphysik. — 3. Heft: Trilogie des Pessimismus. Gedanken über Schönheit und Kunst. — 4. Heft: Der Ursprung der Werthe. Episoden; eine Gedankensymphonie. Gedanken über das Wesen der Moralität. Gang der Geschichte.

Die Hefte 1 (Preis ℳ 2.—), 3 und 4 (Preis je ℳ 3.—) sind noch einzeln zu haben.

Das Werk enthält eine planmäßig und methodisch angeordnete Sammlung philosophischer Schriften, die sich auf dem Faden einer charakteristisch-bestimmten Weltauffassung aneinanderreihen, und zwar derjenigen philosophischen Weltauffassung, die in des Verfassers früherem Werke «Analysis der Wirklichkeit» ihre wissenschaftliche Begründung erhalten hat.

Geschichte des Volkes Israel

in acht Vorträgen dargestellt

von

Max Löhr,

der Theologie und Philosophie Doctor, a. o. Professor der Theologie in Breslau.

—— Mit vier Karten. ——

Kl. 8°. VIII, 168 S. 1900. Broschiert ℳ 2.—, in Leinwand gebunden ℳ 2.50.

Inhalt: I. Die Zeit der Patriarchen. Abraham. — II. Der Auszug aus Aegypten. Moses. — III. Die Eroberung Kanaans. Die Richter. — IV. Die älteste Königszeit. Saul. David. Salomo. — V. Die Geschichte des Nordreichs. — VI. Die Geschichte des Südreichs. — VII. Die Zeit des Exils. — VIII. Die Entstehung des Judenthums.

Aus dem Vorwort:

„Die Vorträge wollen nur ein Bericht sein über die moderne wissenschaftliche Forschung zur Geschichte Israels, natürlich soweit deren Resultate mir annehmbar erscheinen, und sind in erster Linie für einen weiteren, nichttheologischen Leserkreis bestimmt. Für theologische Leser habe ich Anmerkungen beigegeben, welche theils Literaturnachweise und wichtige biblische Belegstellen, theils kurze Rechtfertigungen meiner Stellungnahme zu dieser oder jener Schulfrage u. a. enthalten."

Soeben erschien:

Der israelitische Prophetismus.

In fünf Vorträgen für gebildete Laien geschildert

von

Carl Heinrich Cornill,

der Theologie und Philosophie Doctor, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Breslau.

Fünfte Auflage. (9. Tausend.)
kl. 8°. VI, 184 S. 1905. Geheftet M. 1.50, in Leinwand geb. M. 2.—.

Inhalt: 1. Der israelitische Prophetismus nach Wesen und Bedeutung. — 2. Der israelitische Prophetismus bis zum Tode Hiskia's. — 3. Der israelitische Prophetismus von Manasse bis zur Zerstörung Jerusalems. — 4. Der israelitische Prophetismus während des babylonischen Exils. — 5. Die Ausläufer des israelitischen Prophetismus.

»Der Wahrheitsmuth, die geschichtliche Unbefangenheit, die lebendige Schilderung, die Schönheit der Form, bei allem Freimuth der Kritik die fromme ehrfurchtsvolle Scheu vor den Heiligthümern des alten Testaments, welche die Cornill'schen Vorträge auszeichnen, lassen den Wunsch entstehen, sie möchten von Tausenden und Tausenden gelesen werden; sie bieten verständigen Lesern für das Alte Testament einen Schlüssel, der wirklich aufschliesst.« *Frankfurter Zeitung v. 3. Nov. 1894 Nr. 310.*

Sittliches Sein

und

Sittliches Werden.

Grundlinien eines Systems der Ethik

von

Theobald Ziegler.

Zweite unveränderte Auflage.

kl. 8°. VIII. u. 151 S. 1890, kartoniert M. 2.50.

Inhalt: 1. Vortrag: Aufgabe und Methode der Ethik. Historischer Überblick. — 2. Vortrag: Die Entstehung des Sittlichen. — 3. Vortrag: Das Wesen des Sittlichen. — 4. Vortrag: Pflicht und Tugend. — 5. Vortrag: Güter und höchstes Gut. — Schluß.

Diese Vorträge sind ebenfalls, wie die ten Brink'schen über Shakspere, im freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehalten worden; infolge ihrer Bedeutung sind sie bereits ins Englische übersetzt.

Soeben erschien:

Die

Gatha's des Awesta

Zarathushtra's Verspredigten

übersetzt von

Christian Bartholomae.

8°. X, 133 S. 1905. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 3.60.

„Der Name Zarathustras ist heutzutage Leuten geläufig, die keine Ahnung vom alten Iran und seinem Religions- und Sozialreformator haben: er ist durch Nietzsches Buch modern geworden, ja nicht selten meint man, wenn man Zarathustra nennt, Nietzsche. Der wirklich historische Zarathustra, ein Priester aus dem altiranischen Spitama-Geschlecht, ist aber so ziemlich das diametrale Gegenteil von dem Zarathustra Nietzsches gewesen, der, wenn man sehr nachsichtig ist, höchstens als eine sehr freie poetische Lizenz gelten kann. Zwischen beiden liegen nicht umsonst mehr als zweieinhalb Jahrtausende. Wer sich mehr für den echten Zarathustra interessiert als für seine Karikatur, dem wird soeben eine interessante literarische Gabe geboten in einer Übertragung seiner Verspredigten durch Christian Bartholomae, den Verfasser des großen und grundlegenden Altiranischen Wörterbuches ....

Die Gathas bilden das älteste literarische Denkmal des iranischen Volkes und gehen im wesentlichen auf Zarathustra selbst zurück. Das Wort Gatha besagt eigentlich „Gesang, Lied". Ihrem Inhalt nach lassen sich die Gathas als Predigten in gebundener Form bezeichnen, als Verspredigten ....

Bartholomae kristallisiert diese Zielpunkte in seinen trefflichen knappen Inhaltsübersichten der einzelnen Gathas zu allgemeiner Verständlichkeit heraus, so daß man wohl erwarten darf, daß selbst ein der Sache ursprünglich fremdes Publikum von Seite zu Seite des kleinen wertvollen Buches mehr Interesse und Teilnahme an dieser fernen Welt- und Lebensanschauung gewinnen wird, und sei es auch nur deshalb, weil sie die Lehre des wahren, des echten Zarathustra in sich schließt. Also sprach wirklich Zarathustra!" *Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1905, Nr. 84.*

280122

LS
C419d
.Gb

Author Cervantes Saavedra, Miguel de

Title Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha;
übersetzt von Ludwig Braunsels. New ed., rev. Vol. 2.

DATE

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU